

ro
ro
ro

PHILIP

KERR

DER PAKT

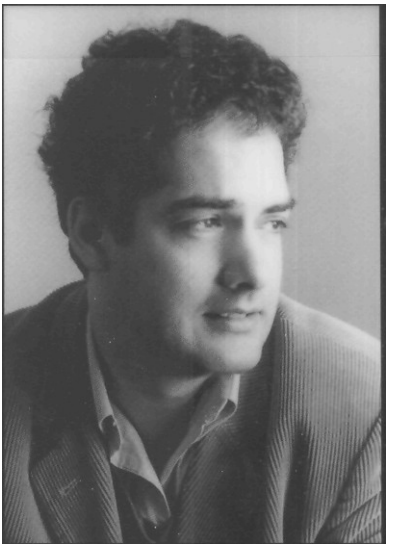
ROMAN



Buch

Willard Mayer ist attraktiv, erfolgreich und schätzt seine Freiheit – sowohl in seiner Beziehung zu der umwerfenden Diana als auch in seinen Forschungen. Doch eines Tages ruft US-Präsident Franklin D. Roosevelt den jungen Philosophieprofessor zu sich ins Oval Office. Mayer soll in seinem Auftrag die Umstände des Massakers von Katyn klären. Roosevelt will wissen, ob er Stalin trauen kann, bevor er sich auf Verhandlungen mit ihm einlässt. Nach der Katastrophe von Stalingrad ist auch Hitler klar, dass Deutschland den Krieg nicht mehr gewinnen kann. Deshalb lässt er im Vorfeld der Konferenz von Teheran, auf der die »Großen Drei« Europa neu aufteilen wollen, die Möglichkeit von Friedensverhandlungen sondieren. Stalin und Roosevelt sind bereit zu verhandeln, doch Churchill zögert. Misstrauen liegt in der Luft, und die Spannung in Teheran steigt ins Unerträgliche. Die Stadt wird zur Kulisse eines gefährlichen Spiels der Geheimdienste. In dessen Mittelpunkt: Willard Mayer … Eine atemberaubende Vision der Ereignisse gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, wie sie tatsächlich hätten geschehen können, wenn …

Autor



Philip Kerr, 1956 in Edinburgh geboren, studierte Jura und Rechtsphilosophie. Heute lebt und schreibt er in London. Für seinen Roman »Das Wittgensteinprogramm« und seinen High-Tech-Thriller »Game over« erhielt er jeweils den Deutschen Krimi-Preis.

IN MEMORIAM
A. H. R. Brodie (1931-2004)

Ein empirischer Mensch sein heißt, sich von der Erfahrung leiten zu lassen, nicht von Sophisten, Scharlatanen, Priestern oder Demagogen.

WILLARD MAYER, Der empirische Mensch

MONTAG, 1. OKTOBER 1943

WASHINGTON

ALLES UM MICH HERUM atmete Geschichte, von der französischen Second-Empire-Uhr, die auf dem edlen Kaminsims vor sich hin tickte, bis zu der leuchtend roten Tapete, der der Red Room seinen Namen verdankte. Ich hatte es gleich gespürt, als ich das Weiße Haus betreten hatte und in dieses Vorzimmer geführt worden war, um hier auf die Sekretärin des Präsidenten zu warten. Die Vorstellung, dass Abraham Lincoln womöglich auf ebendiesem Savonnerie-Teppich gestanden hatte, wo ich jetzt stand und zu einem riesigen Kronleuchter emporschaute, oder dass Teddy Roosevelt auf einem dieser rot-golden bezogenen Stühle gesessen haben könnte, ließ mich ebenso wenig los wie der Blick der schönen Frau, deren Porträt über dem weißen Marmorkamin hing. Ich rätselte, warum sie mich so an meine Diana erinnerte, und kam zu dem Schluss, dass es etwas mit dem Lächeln auf ihrem alabasterfarbenen Gesicht zu tun haben musste. Sie schien zu sagen: »Du hättest deine Schuhe putzen sollen, Willard. Oder besser noch, du hättest andere anziehen sollen. Die da sehen aus, als wärst du von Monticello hierher gelaufen.«

Mich auf dem barocken Sofa niederzulassen, wagte ich nicht, aus Angst, mich auf Dolly Madisons Geist zu setzen, also wählte ich einen Esszimmerstuhl neben der Tür. Im Weißen Haus zu sein, war ganz und gar nicht das, was ich an diesem Abend vorgehabt hatte. Ich hatte Diana in Loews Kino in der Third Street, Höhe F Street, ausführen wollen, zu Gary Cooper und Ingrid Bergman in *Wem die Stunde schlägt.* Krieg oder auch nur ein Film über Krieg schien unendlich fern hier, inmitten der

kunstvoll verarbeiteten, polierten Edelhölzer dieses eleganten roten Mausoleums.

Nach einer weiteren Minute öffnete sich eine der schmucken Türen, und herein trat eine große, gepflegte Frau reiferen Alters, die mich ansah, als hätte ich einen der Stühle beschmutzt. Sie forderte mich mit tonloser Stimme auf, ihr zu folgen.

Sie war mehr Schuldirektorin als Frau und trug einen Bleistiftrock, dessen Futter zischelte, als würde er sofort die Hand beißen, die sich seinem Reißverschluss zu nähern wagte.

Vom Red Room gingen wir nach links, über den roten Teppich der Cross Hall, und betraten dann einen Fahrstuhl, wo uns ein schwarzer Diener mit weißen Handschuhen in den ersten Stock hinauffuhr. Dort führte mich die Frau mit dem zischelnden Rock durch die West Sitting Hall und die Center Hall bis zur Tür zum Präsidentenbüro, wo sie anklopfte und dann, ohne auf Antwort zu warten, eintrat.

Wir gelangten in einen ovalen Raum, der auf den Südrasen hinausging. Im Gegensatz zu der Eleganz, aus der ich gerade kam, war das Arbeitszimmer des Präsidenten auffallend informell, und ich fand, dass es mit seinen Türmen von Büchern, den mit Bindfaden verschnürten Stapeln vergilbten Papiers und dem vollen Schreibtisch dem schäbigen, kleinen Dozentenzimmer ähnelte, das ich einst in Princeton gehabt hatte.

»Mr. President, das ist Professor Mayer«, sagte sie. Dann ging sie und schloss die Tür hinter sich.

Der Präsident saß, ein Rührglas in der Hand, im Rollstuhl vor einem kleinen Tischchen, auf dem mehrere Spirituosenflaschen standen. Er lauschte der *Symphony Hour* auf Radio WINX.

»Ich mixe gerade Martinis«, sagte er. »Ich hoffe, Sie trinken mit. Die Leute sagen immer, meine Martinis seien zu kalt, aber so mag ich sie nun mal. Ich kann lauwarmen Alkohol nicht ausstehen. Das scheint mir doch dem ganzen Sinn und Zweck des Trinkens zu widersprechen.«

»Ein Martini wäre mir sehr recht, Mr. President.«

»Gut, gut. Kommen Sie rein und setzen Sie sich.« Franklin D. Roosevelt deutete mit dem Kinn auf das Sofa jenseits des Tischchens. Er stellte das Radio ab und goss uns Martinis ein. »Hier.« Er hielt ein Glas hoch und ich ging um den Tisch herum, um es entgegenzunehmen. »Nehmen Sie das Rührglas auch mit, für den Fall, dass wir Nachschub brauchen.«

»Ja, Sir.« Ich nahm das Rührglas und ging wieder zum Sofa.

Roosevelt schwenkte den Rollstuhl vom Bartisch weg und rollte zu mir herüber. Es war ein improvisierter Rollstuhl, keines der Modelle, wie man sie in einem Krankenhaus oder Altersheim findet, sondern eher wie ein Küchenstuhl mit abgesägten Beinen, so als ob es dem Konstrukteur darum gegangen wäre, den wahren Zweck des Möbels vor dem amerikanischen Wahlvolk zu verbergen, weil dieses sich womöglich gesträubt hätte, einen Krüppel zu wählen.

»Sie wirken, wenn ich das sagen darf, recht jung für einen Professor.«

»Ich bin fünfunddreißig. Außerdem war ich nur außerordentlicher Professor, als ich von Princeton wegging. Das ist etwa so, wie wenn man sagt, man sei Vize-Präsident eines Unternehmens.«

»Fünfunddreißig, ja, das ist wohl nicht mehr so jung. Nicht heutzutage. Bei der Armee würden Sie als alter Mann gelten. Dort sind die meisten noch halbe Kinder. Manchmal bricht es mir schier das Herz, wenn ich sehe, wie jung unsere Soldaten sind.« Er erhob das Glas zu einem stummen Toast.

Ich erwiderte die Geste und kostete dann meinen Martini. Für meinen Geschmack war viel zu viel Gin drin. Das Zeug war nur dann nicht zu kalt, wenn man gern Flüssigwasserstoff trank. Aber schließlich mixte einem ja nicht jeden Tag der Präsident der Vereinigten Staaten einen Cocktail, also trank ich das Zeug mit allen gebührenden Zeichen des Genusses.

Beim Trinken registrierte ich die Details an Roosevelt, die nur aus nächster Nähe erkennbar waren: den Kneifer, den ich immer für eine Brille gehalten hatte, die vergleichsweise kleinen Ohren – aber vielleicht war ja auch einfach sein Kopf zu groß geraten –, den fehlenden Zahn im Unterkiefer, die Tatsache, dass die Metallschienen an seinen Beinen schwarz angemalt waren, damit sie auf der Hose möglichst wenig auffielen, die schwarzen Schuhe mit den verräterisch makellosen Ledersohlen, die Fliege, die abgetragene Hausjacke mit den Lederflicken auf den Ellbogen und die Gasmaske, die seitlich am Rollstuhl baumelte. Ich bemerkte einen schwarzen Scotch-Terrier, der vor dem Kamin lag und eher wie ein kleiner flauschiger Teppich aussah. Der Präsident beobachtete, wie ich langsam meinen Flüssigwasserstoff trank, und ein leises Lächeln spielte um seine Lippen.

»Sie sind also Philosoph«, sagte er. »Ich kann nicht behaupten, dass ich viel von Philosophie verstünde.«

»Die traditionellen Dispute der Philosophen sind zum größten Teil ebenso unsinnig wie unfruchtbar.« Es klang hochtrabend, aber das bringt dieses Gebiet nun mal mit sich.

»Das klingt, als hätten Philosophen eine Menge mit Politikern gemein.«

»Nur dass Philosophen niemandem verantwortlich sind. Außer der Logik. Wenn Philosophen Wähler für sich gewinnen müssten, wären wir bald alle arbeitslos, Sir. Wir sind vor allem für uns selbst interessant, viel mehr als für andere Menschen.«

»Aber nicht in diesem konkreten Fall«, bemerkte der Präsident.

»Sonst wären Sie jetzt nicht hier.«

»Es gibt da nicht viel zu erzählen, Sir.«

»Aber Sie sind doch ein berühmter amerikanischer Philosoph?«

»Ein amerikanischer Philosoph, das ist etwa so, als ob man sagt, man spiele für Kanada Baseball.«

»Und Ihre Familie? Ist Ihre Mutter nicht eine geborene von Dorff? Von den Cleveland-von Dorffs?«

»Doch, Sir. Mein Vater, Hans Mayer, ist ein deutscher Jude, der in den Vereinigten Staaten aufwuchs und zur Schule ging und nach dem College dann in den diplomatischen Dienst trat. Er lernte meine Mutter 1905 kennen und heiratete sie im selben Jahr. Ein, zwei Jahre später erbte sie dann ein auf Gummireifen gegründetes Familienvermögen, was erklärt, warum ich so weich durchs Leben geglitten bin. Ich war in Groton. Dann in Harvard, wo ich Philosophie studierte, sehr zur Enttäuschung meines Vaters, der der Überzeugung ist, alle Philosophen seien verrückte deutsche Syphilitiker, die glauben, dass Gott tot ist. Tatsächlich neigt meine ganze Familie zu der Ansicht, dass ich mein Leben vergeudet habe.

Nach dem College blieb ich noch eine Zeit lang in Harvard. Machte meinen Doktor und bekam das Sheldon-Reisestipendium. Also ging ich über Cambridge nach Wien und veröffentlichte ein ziemlich langweiliges Buch. Ich blieb noch eine Weile in Wien und nahm dann eine Dozentenstelle in Berlin an. Über München kehrte ich schließlich nach Harvard zurück und veröffentlichte ein weiteres ziemlich langweiliges Buch.«

»Ich habe Ihr Werk gelesen, Professor. Eines Ihrer Werke jedenfalls. *Der empirische Mensch.* Ich will nicht so tun, als hätte ich alles verstanden, aber mir scheint doch, Sie haben sehr großes Vertrauen in die Wissenschaft.«

»Ich weiß nicht, ob ich es Vertrauen nennen würde, aber ich bin der Überzeugung, wenn ein Philosoph etwas zur menschlichen Erkenntnis beitragen will, muss er auf wissenschaftlichem Weg zu dieser Erkenntnis gelangen. Mein Buch vertritt den Standpunkt, dass wir nicht so vieles als

gegeben annehmen sollten, was lediglich auf Spekulation beruht.«

Roosevelt schwenkte zum Schreibtisch und ergriff ein Buch, das neben einem bronzenen Schiffssteuerrad lag. Es war eines meiner Bücher. »Wenn Sie mittels dieser Methode zu der Behauptung gelangen, Moral sei letztlich nur eine überkommene Idee, habe ich Schwierigkeiten damit.« Er schlug das Buch auf, fand die Sätze, die er unterstrichen hatte, und las vor: »Ästhetik und Moral sind insofern deckungsgleich, als keinem von beidem eine objektive Gültigkeit zugesprochen werden kann, und die Behauptung, die Wahrheit zu sagen sei nachweislich gut, ist nicht sinnvoller als die Behauptung, ein Gemälde von Rembrandt sei nachweislich ein gutes Gemälde. Keine der beiden Aussagen ist in irgendeiner Weise sachhaltig.«

Roosevelt schüttelte den Kopf. »Ganz abgesehen von den Gefahren, die eine solche Position gerade in einer Zeit birgt, da die Nazis wild entschlossen sind, alle bisherigen Moralbegriffe zu zertrümmern, scheint mir doch, dass Sie da etwas übersehen. Ein ethisches Urteil ist sehr häufig nur die sachhaltige Klassifizierung einer Handlung, die die Menschen nachweislich in einer bestimmten Weise erregt. Mit anderen Worten, Gegenstand moralischer Missbilligung sind für gewöhnlich Handlungen oder Handlungsklassen, die sehr wohl einer empirischen Untersuchung zugänglich sind.«

Ich lächelte den Präsidenten an, weil ich es sympathisch fand, dass er sich die Mühe gemacht hatte, Teile meines Buchs zu lesen und sich mit mir auseinander zu setzen. Ich wollte ihm gerade antworten, als er das Buch hinwarf und sagte: »Aber ich habe Sie nicht hergebeten, um über Philosophie zu diskutieren.«

»Nein, Sir.«

»Sagen Sie, wie sind Sie zu Donovans Truppe gekommen?«

»Schon bald nach meiner Rückkehr aus Europa bot man mir eine Stelle in Princeton an, wo ich dann Extraordinarius wurde.

Nach Pearl Harbor bewarb ich mich für den Dienst bei der Marine-Reserve, aber noch ehe meine Bewerbung bearbeitet werden konnte, traf ich mich mit einem Freund meines Vaters, einem Juristen namens Allan Dulles, zum Mittagessen. Er überredete mich, dem *Central Office of Information* beizutreten. Als unser Teil des COI zum Office of Strategic Service wurde, kam ich nach Washington. Jetzt bin ich Analyst für deutsche Nachrichtendiensttätigkeit.«

Roosevelt drehte sich im Rollstuhl um, als plötzlich Regen gegen das Fenster prasselte. Das Hemd spannte um die kräftigen Schultern und den breiten Nacken, aber seine Beine waren im Gegensatz dazu so schwach und mager, als hätte sein Schöpfer sie versehentlich an den falschen Körper gesetzt. Die Kombination von Rollstuhl, Kneifer und der fast zwanzig Zentimeter langen Zigarettenspitze, die zwischen seinen Zähnen klemmte, gab ihm etwas von einem Hollywood-Regisseur.

»Ich wusste gar nicht, dass es so heftig regnet«, sagte er, nahm die Zigarette aus der Spitze und ersetzte sie durch eine neue aus dem Camel-Päckchen auf dem Schreibtisch. Auch mir bot er eine an. Ich nahm sie dankend, fand das silberne Dunhill-Feuerzeug in meiner Westentasche und gab uns Feuer.

Der Präsident bedankte sich auf Deutsch und setzte dann das Gespräch in dieser Sprache fort. Er sprach von der jüngsten amerikanischen Gefallenenzahl – 115000 Mann – und von den erbitterten Kämpfen, die sich gerade im süditalienischen Salerno abspielten. Sein Deutsch war gar nicht so schlecht. Dann wechselte er abrupt das Thema und schaltete wieder auf Englisch um.

»Ich habe einen Job für Sie, Professor Mayer. Einen heiklen Job. Zu heikel, um ihn dem Außenministerium anzuvertrauen. Das hier muss unter uns bleiben, strikt unter uns. Das Problem mit diesen Kerlen im Außenministerium ist, dass sie ihren verflixten Mund nicht halten können. Ja, schlimmer noch, dass

das ganze Ministerium von Rivalitäten zerfressen ist. Ich nehme an, Sie wissen, was ich meine.«

Es war in Washington wohl bekannt, dass Roosevelt seinen Außenminister nie wirklich respektiert hatte. Cordell Hull galt allgemein nicht gerade als begnadeter Außenpolitiker, und mit seinen zweiundsiebzig Jahren ermüdete er leicht. Nach Pearl Harbor hatte sich FDR, was die eigentliche außenpolitische Arbeit anging, lange auf Vize-Außenminister Sumner Welles verlassen. Doch dann, vor einer Woche erst, hatte Welles plötzlich sein Rücktrittsgesuch eingereicht. In besser informierten Regierungs- und Geheimdienstkreisen wurde gemunkelt, Welles sei dazu gezwungen gewesen, nachdem er sich im Präsidentenzug auf der Fahrt nach Virginia eines »Aktes schwerwiegender moralischer Verderbtheit mit einem Negerschaffner« schuldig gemacht habe.

»Ich sage Ihnen ganz offen, dass sich diese verdammten Snobs im Außenministerium auf einiges gefasst machen können. Die eine Hälfte ist pro-britisch und die andere antisemitisch. Wenn man sie alle durch den Wolf drehen würde, käme immer noch nicht genug für einen anständigen Amerikaner heraus.« Roosevelt trank von seinem Martini und seufzte. »Was wissen Sie über einen Ort namens Katyn?«

»Vor ein paar Monaten meldete der Reichssender Berlin die Entdeckung eines Massengrabs im Wald bei Katyn, in der Nähe von Smolensk. Die Deutschen behaupten, es enthalte die sterblichen Überreste von rund fünftausend polnischen Offizieren, die sich 1940, nach dem Nichtangriffspakt zwischen den Deutschen und den Sowjets, der Roten Armee ergeben hätten, nur um dann auf Befehl Stalins ermordet zu werden. Goebbels hat jede Menge politisches Kapital daraus geschlagen. Katyn ist das, was die deutsche Propagandamaschinerie seit dem Sommer in die Welt bläst.«

»Schon aus diesem Grund habe ich anfangs dazu tendiert, das Ganze für reine Nazi-Propaganda zu halten«, sagte Roosevelt.

»Aber es gibt polnisch-amerikanische Radiosender in Detroit und Buffalo, die eisern daran festhalten, dass sich diese Gräueltaten tatsächlich ereignet haben. Es wurde sogar behauptet, meine Administration habe die Tatsachen vertuscht, um unser Bündnis mit den Russen nicht zu gefährden. Seit die Geschichte im Umlauf ist, habe ich bereits einen Bericht unseres Verbindungsoffiziers bei der polnischen Exilarmee, einen von unserem Marineattaché in Istanbul und einen von Premierminister Churchill persönlich erhalten. Ja, ich habe sogar ein Dossier der deutschen Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Kriegsverbrechen bekommen. Im August schrieb mir Churchill und fragte mich, wie ich darüber dächte, und daraufhin habe ich alle einschlägigen Unterlagen dem Außenministerium übergeben, mit der Anweisung, sie sich anzusehen.«

Roosevelt schüttelte müde den Kopf. »Sie können sich denken, was passiert ist. Gar nichts! Hull schiebt natürlich alles auf Welles und behauptet, der habe wochenlang auf diesen Akten gesessen.

Tatsache ist, dass ich Welles die Akten gegeben und ihn gebeten habe, jemanden aus der Deutschlandabteilung des Ministeriums einen Bericht verfassen zu lassen. Dann hat Welles seinen Herzinfarkt bekommen, seinen Schreibtisch aufgeräumt und mir seinen Rücktritt angeboten. Was ich abgelehnt habe.

Unterdessen hat Hull dem Mann aus der Deutschland-Abteilung, Thornton Cole, Anweisung gegeben, die Akten Bill Bullitt zu geben und zu schauen, was unser Ex-Moskau-Botschafter damit anzufangen weiß. Bullitt hält sich für einen Russlandexperten.

Ob Bullitt je einen Blick in die Akten geworfen hat, weiß ich nicht. Er hat es schon eine ganze Weile auf Welles' Stuhl abgesehen, und ich vermute, er war ganz damit ausgelastet, seine Karriere voranzutreiben. Als ich bei Hull wegen der Katyn-Akten nachgefragt habe, haben er und Mr. Bullshit

gemerkt, dass sie die Sache versiebt haben, und offenbar beschlossen, die Akten still und heimlich in Welles' Büro zurückzubringen und alles auf ihn zu schieben. Natürlich hat Hull dafür gesorgt, dass Cole seine Geschichte stützte.« Roosevelt zuckte die Achseln. »Das ist Welles' Theorie, wie es abgelaufen sein muss, und ich glaube, er hat Recht.«

Genau da fiel mir wieder ein, dass ich Welles einst im Washingtoner Metropolitan Club mit Cole bekannt gemacht hatte.

»Als Hull die Akten zurückbrachte und mir mitteilte, wir seien leider nicht in der Lage, irgendeine Meinung zu der Katyn-Sache zu haben«, fuhr Roosevelt fort, »habe ich geflucht wie ein Seemann. Und das Ende der Geschichte ist: Es ist nichts passiert.« Der Präsident zeigte auf einen Stapel verstaubter Akten auf einem Bücherbord. »Wären Sie so nett, sie mir herunterzuholen? Dort oben.«

Ich nahm die Akten herunter, deponierte sie auf dem Sofa neben dem Präsidenten und inspizierte dann meine Hände. Vom Dreck an meinen Fingern her zu schließen, ließ sich der Job nicht besonders gut an.

»Es ist kein großes Geheimnis, dass ich mich noch vor Weihnachten mit Churchill und Stalin treffen werde. Ich habe allerdings keine Ahnung, wo. Stalin weigert sich, nach London zu kommen, also können wir so gut wie überall anders landen. Doch wo immer dieses Treffen stattfinden wird, ich möchte eine klare Vorstellung von dieser Katyn-Sache haben, weil sie sich mit Sicherheit auf die Zukunft Polens auswirken wird. Die Russen haben bereits die diplomatischen Beziehungen zur polnischen Exilregierung in London abgebrochen. Die Briten fühlen sich den Polen natürlich besonders verbunden. Schließlich sind sie für Polen in den Krieg gezogen. Sie sehen also, es ist eine delikate Situation.«

Der Präsident zündete sich eine weitere Zigarette an und legte dann eine Hand auf den Aktenstapel.

»Und das bringt mich zu Ihnen, Professor Mayer. Ich möchte, dass Sie eine eigene Untersuchung in dieser Katyn-Angelegenheit durchführen. Fangen Sie mit einer objektiven Evaluierung des Inhalts dieser Akten an, aber fühlen Sie sich nicht allein an die Akten gebunden. Reden Sie mit jedem, von dem Sie glauben, dass er Ihnen von Nutzen sein könnte. Bilden Sie sich eine eigene Meinung und schreiben Sie dann einen Bericht ausschließlich für mich. Nicht zu lang. Nur ein Resümee ihrer Ergebnisse und ein paar Strategievorschläge. Mit Donovan habe ich das bereits geregelt, diese Sache hat also Vorrang vor all Ihren sonstigen Aufgaben.«

Er zog sein Taschentuch heraus und wischte sich den Staub von der Hand.

»Wie lange habe ich Zeit, Mr. President?«

»Zwei, drei Wochen. Ich weiß, das ist nicht viel für eine so schwerwiegende Angelegenheit, aber daran lässt sich, wie Sie sicher verstehen werden, nichts ändern. Nicht jetzt.«

»Wenn Sie sagen, ich soll mit jedem reden, der mir von Nutzen sein könnte, schließt das auch Leute in London ein? Mitglieder der polnischen Exilregierung? Leute im Auswärtigen Amt? Und wie lästig darf ich werden?«

»Reden Sie, mit wem Sie möchten«, sagte Roosevelt. »Falls Sie nach London zu reisen beschließen, wird es hilfreich sein, wenn Sie sich als mein Sonderbeauftragter vorstellen. Das wird Ihnen jede Tür öffnen. Meine Sekretärin, Grace Tully, wird den nötigen Papierkram für Sie erledigen. Aber bemühen Sie sich, keinerlei Meinung zu äußern. Und vermeiden Sie es, irgendetwas zu sagen, was die Leute auf die Idee bringen könnte, Sie sprächen in meinem Namen. Dies ist wie gesagt eine äußerst heikle Angelegenheit, aber was auch passieren mag, ich möchte vermeiden, dass aus dieser Sache irgendwelche

Unstimmigkeiten zwischen mir und Stalin erwachsen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Klar genug. Ich würde ein kastrierter Köter sein, mit nichts als dem Namen meines Herrchens auf dem Halsband, um den Leuten deutlich zu machen, dass ich das Recht hatte, auf seine Blumen zu pinkeln. Aber ich setzte ein Lächeln auf und legte ein paar Stars und Stripes in meine Worte, als ich sagte: »Ja, Sir, absolut klar.«

Als ich nach Hause kam, erwartete mich Diana mit einem Sack voller aufgeregter Fragen.

»Und?«, sagte sie. »Was war?«

»Er macht grässliche Martinis«, sagte ich. »Das war.«

»Du hast Martinis mit ihm getrunken?«

»Wir beide ganz allein. Als ob er Nick wäre und ich Nora Charles. Aus Dashiell Hammetts *Dünnem Mann.*«

»Und? Erzähl doch.«

»Zu viel Gin drin. Und viel zu kalt. Wie eine Landhausparty in England.«

»Ich meine, worüber habt ihr geredet?«

»Unter anderem über Philosophie.«

»Philosophie?« Diana verzog das Gesicht und setzte sich hin. Jetzt schien sie schon nicht mehr ganz so aufgeregt. »Ist magenverträglicher als Schlaftabletten, nehme ich an.«

Diana Vandervelden war reich, extrovertiert, glamourös und von einem derart trockenen Humor, dass sie mich immer an eine der herberen Hollywood-Diven wie Bette Davis oder Katherine Hepburn erinnerte. Von einer geradezu unheimlichen Intelligenz, langweilte sie sich leicht und hatte deshalb einen Studienplatz am Bryn Mawr aufgegeben, um Damengolf zu spielen und 1936 beinahe die amerikanischen Damen-Amateurmeisterschaften zu gewinnen. Im Jahr darauf hatte sie

das Turnier-Golfen aufgegeben, um einen Senator zu heiraten. »Mit meinem Mann, das war Liebe auf den ersten Blick«, sagte sie gern. »Aber nur, weil ich zu geizig war, mir eine Brille zu kaufen.« Diana war selbst kein sonderlich politischer Mensch. Sie verkehrte lieber mit Schriftstellern und Malern als mit Senatoren, und trotz ihrer unbestreitbaren gesellschaftlichen Talente – sie war eine hervorragende Köchin, und um eine Einladung zu ihren Dinnerpartys riss sich ganz Washington –, war sie die Ehe mit ihrem Juristengatten bald leid. »Ich musste dauernd nur für seine Republikaner-Freunde kochen«, beschwerte sie sich später bei mir. »Perlen vor die Säue. Und zwar die ganze verdammte Austernfarm.« Als Diana 1940 ihren Mann verließ, gründete sie eine eigene Innendekorationsfirma. Darüber lernten wir uns kennen. Kurz nachdem ich nach Washington übersiedelt war, schlug mir ein gemeinsamer Bekannter vor, sie mit der Gestaltung meines Hauses in Kalorama Heights zu betrauen. »Das Heim eines Philosophen, hm? Mal überlegen. Wie könnte das aussehen.? Wie wär's mit jeder Menge Spiegel, alle in Nabelhöhe?« Unsere Freunde gingen davon aus, dass wir heiraten würden, aber Diana hielt nichts von der Ehe. Und ich auch nicht.

Unsere Beziehung war von Anfang an hochgradig sexuell, was uns beiden sehr recht war. Wir mochten uns sehr, sprachen aber beide nie groß von Liebe. »Wir lieben uns«, hatte ich Diana letzte Weihnachten erklärt, »so wie sich Leute lieben, die sich selbst noch ein ganz kleines bisschen mehr lieben.«

Und ich schätzte an Diana, dass sie Philosophie hasste. Das Letzte, was ich brauchte, war jemand, der die ganze Zeit über mein Fachgebiet reden wollte. Ich mochte Frauen. Vor allem, wenn sie so intelligent und geistreich waren wie Diana. Ich mochte es nur nicht, wenn sie über Logik reden wollten. Philosophie kann im Salon eine höchst anregende Gefährtin sein, aber im Schlafzimmer ist sie schrecklich öde.

»Worüber hat Roosevelt noch geredet?«

»Kriegsangelegenheiten. Ich soll ihm einen Bericht über etwas schreiben.«

»Wie überaus heroisch«, sagte sie und zündete sich eine Zigarette an. »Was kriegst du dafür? Einen Orden am Schreibmaschinenband?«

Ich musste grinsen, weil mich ihre demonstrative Verachtung amüsierte. Ihre Brüder waren 1939 freiwillig zur kanadischen Luftwaffe gegangen und, wie sie mir immer wieder erzählte, beide ausgezeichnet worden.

»Man könnte meinen, du hältst Geheimdienstarbeit nicht für wichtig, Liebling.« Ich ging zum Schnapstablett hinüber und goss mir einen Scotch ein. »Auch einen?«

»Nein, danke. Weißt du, ich glaube, ich bin dahinter gekommen, warum das hierzulande *intelligence* heißt. Weil intelligente Leute wie du es dadurch immer schaffen, aus der Schusslinie zu bleiben.«

»Jemand muss doch ein Auge darauf haben, was die Deutschen im Schilde führen.« Ich nahm einen Schluck von dem Scotch, der nach dem Genuss von Roosevelts Einbalsamierungsflüssigkeit ungemein gut schmeckte und mein Inneres angenehm wärmte. »Aber wenn es dir Lust bereitet, mich als Feigling hinzustellen, dann bitte, nur zu. Ich kann es verkraften.«

»Vielleicht ist es das, was mich am meisten stört.«

»Mich stört es nicht, dass es dich stört.«

»So also funktioniert das. Mit der Philosophie.« Diana beugte sich in ihrem Sessel vor und drückte ihre Zigarette aus. »Worum geht es überhaupt in diesem Bericht? In dem, den du für den Präsidenten der Vereinigten Staaten schreiben sollst?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Sei doch nicht gleich so kratzbürstig.«

»Ich bin nicht kratzbürstig. Ich bin diskret. Das ist ein großer Unterschied. Wenn ich kratzbürstig wäre, könntest du mir wahrscheinlich das Fell streicheln, mit meinen Ohren spielen und die Sache aus mir herauskraulen. Diskretion bedeutet, dass ich eher meine Giftkapsel nehmen würde, als das zuzulassen.«

Jetzt bekam ihr Gesicht etwas Verkniffenes. »Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen«, sagte sie.

»Danke, meine Liebe. Aber eins kann ich dir jetzt schon sagen. Ich werde für ein, zwei Wochen nach London gehen müssen.«

Ihr Gesicht entspannte sich ein wenig, sie lächelte. »London? Hast du’s noch nicht gehört, Willy-Schatz? Die Deutschen bombardieren diese Stadt. Das könnte gefährlich sein.«

Ihr Ton war leicht spöttisch.

»Doch, ich habe schon davon gehört«, sagte ich. »Deshalb will ich ja hin. Damit ich mir morgens beim Rasieren ins Gesicht sehen kann. Nach fünfzehn Monaten an einem Schreibtisch in der Dreiundzwanzigsten Straße wird mir allmählich klar, dass ich vielleicht doch zur Marine hätte gehen sollen.«

»Du liebe Güte. So viel Heroismus. Ich glaube, ich nehme jetzt doch den Drink.«

Ich goss ihr einen Scotch ein, pur, wie sie ihn am liebsten mochte. So jungfräulich wie ihre Art, auf einem Stuhl zu sitzen, mit keusch zusammengepressten Knien. Als ich ihr den Whisky reichte, nahm sie ihn mir aus den Fingern, fasste dann meine Hand und drückte sie an ihre marmorkühle Wange. »Du weißt doch, dass ich immer Sachen sage, die ich nicht so meine, oder?«

»Natürlich. Das ist doch einer der Gründe, warum ich dich so mag.«

»Manche Leute kämpfen mit Stieren, reiten auf die Jagd oder schießen Vögel. Ich rede nun mal gern. Das ist eines der beiden Dinge, die ich wirklich gut kann.«

»Liebling, du bist Weltmeisterin im Reden.«

Sie kippte ihren Scotch und knabberte an ihrem Daumennagel, als wollte sie mir signalisieren, dass es Teile von mir gab, an denen sie ihre Zähne viel lieber ausprobieren würde. Dann stand sie auf und küsste mich. Ihre Lider flackerten dabei, weil sie immer wieder darunter hervorlinste, ob ich schon bereit war für die Lustpartie, die sie für uns plante.

»Was hältst du davon, dass wir nach oben gehen und ich dir zeige, worin ich noch Weltmeisterin bin?«

Ich küsste sie wieder und legte meine ganze Person in den Kuss, wie ein Schmierenschauspieler, der das Lichtdouble für John Barrymore macht.

»Geh schon mal vor«, sagte ich, als wir nach einer Weile auftauchten, um Luft zu holen. »Ich komme gleich. Muss nur erst noch was lesen. Ein paar Papiere, die mir der Präsident gegeben hat.«

Ihr Körper versteifte sich in meinen Armen. Sie schien eine sarkastische Bemerkung machen zu wollen, sich dann aber zu bremsen.

»Bilde dir bloß nicht ein, dass du diese Ausrede mehr als einmal benutzen kannst«, sagte sie. »Ich bin durchaus Patriotin. Aber ich bin auch eine Frau.«

Ich nickte und küsste sie abermals. »Das ist die Eigenschaft, die ich an dir am meisten mag.«

Diana schob mich sanft von sich und grinste. »Gut. Aber mach nicht zu lange. Und wenn ich schon schlafe, versuch mal dein Superhirn dafür zu benutzen, eine Methode zu finden, wie du mich wieder wach kriegst.«

»Ich werde mir was einfallen lassen, Prinzessin Aurora.«

Ich beobachtete, wie sie die Treppe hinaufging. Es lohnte sich. Ihre Beine waren ein Kunstwerk. Ich folgte ihnen bis zum Rand der Strümpfe und noch ein ganzes Stück darüber hinaus. Aus rein philosophischen Gründen natürlich. Alle Philosophen, sagte Nietzsche, verstünden sich schlecht auf Weiber. Aber er hatte ja auch nie Diana eine Treppe hochgehen sehen. Ich kannte keinen Weg zur Erkenntnis der letzten Wirklichkeit, der es auch nur annähernd mit dem Studium jenes hauchzarten Phänomens aufnehmen konnte, das Dianas Unterwäsche war.

Um dieses spezielle Wissen möglichst schnell aus meinem Kopf zu verbannen, machte ich mir eine Kanne Kaffee, fand ein unangebrochenes Päckchen Zigaretten auf dem Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer und ließ mich nieder, um die Akten, die mir Roosevelt gegeben hatte, durchzusehen.

Der Bericht der deutschen Wehrmacht-Untersuchungsstelle war der detaillierteste. Doch der britische Bericht, verfasst von Sir Owen O'Malley, Botschafter bei der polnischen Exilregierung, und erstellt mit Hilfe der polnischen Exilarmee, war der, der mich am längsten aufhielt. Er war lebendig geschrieben und schilderte anschaulich, wie Offiziere und Leute vom sowjetischen NKWD viereinhalbtausend Männer ermordeten – per Genickschuss, nachdem sie ihnen zum Teil die Hände gefesselt oder statt eines Knebels Sägemehl in den Mund gestopft hatten –, ehe sie sie in einem Massengrab verscharrten.

Als ich kurz nach Mitternacht mit der Lektüre des Berichts fertig war, musste ich mich O'Malleys Behauptung anschließen, dass ohne den leisesten Zweifel die Sowjets die Schuldigen waren. O'Malleys Warnung an Winston Churchill, dass der Massenmord von Katyn »einen anhaltenden Nachhall auf der moralischen Ebene« haben würde, schien noch untertrieben. Doch nach meinem Gespräch mit Roosevelt konnte ich mir ausrechnen, dass jeder Schluss, zu dem ich durch meine eigenen Untersuchungen käme, hinter dem Umstand zurücktreten

musste, dass der Präsident herzlichere Beziehungen zu dem Mörder und Polenhasser Josef Stalin wünschte.

Jeder Bericht, den ich über das Massaker erstellen wurde, konnte nicht mehr sein als ein Mittel für Roosevelt, sich abzusichern. Ich hätte den Auftrag vielleicht sogar als langweilige Bürde betrachtet, wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass ich es geschafft hatte, mir in seinem Rahmen eine kleine London-Reise zu organisieren. London war eine tolle Stadt, und nach monatelanger Untätigkeit in einem der vier Backsteingebäude des »Campus« – wie der lokale Spitzname des OSS und seines vorwiegend akademischen Personals lautete – gierte ich nach etwas Aufregenderem. Eine Woche London war wohl genau das, was mir der Arzt verschrieben hätte, zumal jetzt auch noch Diana darauf herumzuhacken begann, dass ich mich immer aus der Schusslinie hielt.

Ich stand auf und ging ans Fenster. Während ich auf die Straße hinaussah, versuchte ich mir all die ermordeten polnischen Offiziere in einem Massengrab bei Smolensk vorzustellen. Ich trank meinen Whisky aus. Im Mondschein hatte der Rasen vor meinem Haus die Farbe von Blut und der unruhige, silberne Himmel etwas Gespenstisches, ganz so als ob der Tod selbst sein riesiges Auge auf mich geworfen hätte. Nicht dass es eine große Rolle spielte, wer einen tötete. Die Deutschen oder die Russen, die Briten oder die Amerikaner, die eigenen Leute oder der Feind. Wenn man tot war, war man tot, und nichts, auch kein Präsidentenauftrag, konnte daran etwas ändern. Aber ich gehörte zu den Glückspilzen, und oben rief mich der Akt des Lebens schlechthin.

Ich knipste das Licht aus und ging zu Diana.

MITTWOCH, 3. OKTOBER 1943

BERLIN

DER DEUTSCHE AUSSENMINISTER Joachim von Ribbentrop erhob sich, ging um den riesigen Schreibtisch mit der Marmorplatte herum und quer durch den Raum zu den beiden Männern, die auf einer grün-weiß gestreiften Biedermeier-Salongarnitur saßen. Auf dem Tisch vor ihnen lag ein Stapel Fotos, allesamt zeitschriftengroß und allesamt Faksimiles eines Dokuments, das heimlich aus dem Safe des britischen Botschafters in Ankara, Sir Hughe Knatchbull-Hugessen, entwendet worden war. Ribbentrop setzte sich, ignorierte so gut wie möglich den Regenwasser-Stalaktiten an dem Maria-Theresia-Kronleuchter, von dem es laut in einen Blecheimer tropfte, und studierte mit der Miene müder Verachtung zuerst die Fotos und dann den etwas zwielichtig wirkenden Mann, der sie nach Berlin gebracht hatte.

»Klingt alles zu schön, um wahr zu sein«, sagte er.

»Das wäre natürlich möglich, Herr Reichsminister.«

»Leute werden nicht plötzlich ohne triftigen Grund zu Spionen, Herr Moyzisch«, sagte Ribbentrop. »Und schon gar nicht die Kammerdiener englischer Gentlemen.«

»Bazna wollte Geld.«

»Und das hat er ja offenbar auch bekommen. Wie viel, sagten Sie, hat ihm Schellenberg gegeben?«

»Zwanzigtausend Pfund bis jetzt.«

Ribbentrop warf die Fotos wieder auf den Tisch, wobei eines zu Boden fiel. Rudolf Linkus, Ribbentrops engster Mitarbeiter im Außenministerium, hob es auf.

»Und wer hat ihm beigebracht, so meisterhaft mit der Kamera umzugehen?«, fragte Ribbentrop. »Die Briten? Sind Sie schon mal auf die Idee gekommen, dass es sich hierbei um gezielte Falschinformation handeln könnte?«

Ludwig Moyzisch hielt dem kalten Blick des Außenministers stand. Er wünschte sich nach Ankara zurück und fragte sich, warum nach all den Leuten, die diese von seinem Agenten Bazna (Deckname Cicero) beschafften Dokumente geprüft hatten, Ribbentrop als Einziger deren Echtheit bezweifelte. Selbst Kaltenbrunner, Chef des Sicherheitsdiensts und Schellenbergs Vorgesetzter, war von der Authentizität dieser Informationen überzeugt gewesen. Um eine Lanze für Ciceros Material zu brechen, sagte Moyzisch, Kaltenbrunner persönlich halte die Dokumente inzwischen für höchstwahrscheinlich echt.

»Kaltenbrunner ist doch krank, oder?« Wie wenig Ribbentrop vom Chef des SD hielt, war im Außenministerium wohl bekannt.

»Phlebitis, wie ich hörte. Zweifellos ist sein Verstand, soweit er einen solchen besitzt, durch seine Krankheit erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Außerdem kennt niemand – und schon gar nicht so ein versoffener, sadistischer Trottel – die Briten besser als ich. In meiner Zeit als deutscher Botschafter am Hof von St. James habe ich etliche recht gut kennen gelernt, und ich sage Ihnen, das ist ein Trick, den sich die englischen *Spymasters* ausgedacht haben. Gezielte Falschinformation, um unsere Nachrichtendienste von ihrer eigentlichen Arbeit abzuhalten.« Er kniff eines seiner wässrig blauen Augen halb zu, fixierte seinen Untergebenen.

Ludwig Moyzisch nickte – wie er hoffte, gebührend unterwürfig. Als Mann des SD in Ankara war er Brigadeführer Schellenberg unterstellt, aber seine Situation wurde dadurch kompliziert, dass er als deutscher Handelsattaché in der Türkei gleichzeitig Ribbentrop unterstand. Deshalb musste er jetzt Ciceros Arbeit gegenüber dem SD *und* dem Reichsaußen-

minister verteidigen. Das hätte jeden nervös gemacht, da Ribbentrop nicht minder rachsüchtig war als Ernst Kaltenbrunner. Ribbentrop mochte zwar schwach und affektiert wirken, aber Moyzisch wusste, es wäre ein Fehler, ihn zu unterschätzen. Die Zeiten diplomatischer Triumphe lagen zwar hinter ihm, aber Ribbentrop war immer noch SS-Standartenführer und ein Freund von Himmler.

»Jawohl, Herr Minister«, sagte Moyzisch. »Ihre Zweifel sind sicher begründet, Herr Minister.«

»Dann sind wir ja jetzt wohl fertig.« Ribbentrop erhob sich abrupt.

Moyzisch sprang ebenfalls auf, stieß aber in seiner Hast, der Gegenwart des Reichsministers zu entkommen, den Stuhl um. »Entschuldigen Sie, Herr Reichsminister«, sagte er und hob ihn wieder auf.

»Bemühen Sie sich nicht.« Ribbentrop wies mit einer Handbewegung auf die tropfende Zimmerdecke. »Wie Sie sehen, haben wir den letzten Besuch der britischen Luftwaffe noch nicht verwunden. Das oberste Stockwerk des Ministeriums fehlt, wie auch etliche Fensterscheiben auf dieser Etage. Und natürlich gibt es auch keine Heizung, aber wir bleiben dennoch lieber in Berlin, als uns in Rastenburg oder Berchtesgaden zu verkriechen.«

Ribbentrop begleitete Linkus und Moyzisch zur Tür seines Büros. Zu Moyzischs Erstaunen wirkte der Reichminister jetzt ganz höflich, fast als wollte er etwas von ihm. Ja, er hatte jetzt sogar ein leises Lächeln aufgesetzt.

»Darf ich fragen, was Sie Brigadeführer Schellenberg über diese Unterredung berichten werden?« Eine Hand in der Tasche seines Savile-Row-Anzugs, klimperte er nervös mit einem Schlüsselbund.

»Ich werde ihm berichten, was der Herr Reichsminister mir selbst erklärt haben«, sagte Moyzisch. »Dass es sich um gezielte

Falschinformation handelt. Um einen primitiven Trick des britischen Geheimdienstes.«

»Sehr richtig«, sagte Ribbentrop, als stimmte er einer Meinung zu, die Moyzisch von sich aus geäußert hatte. »Sagen Sie Schellenberg, er verschwendet sein Geld. Auf diese Information hin zu handeln, wäre reine Idiotie. Meinen Sie nicht?«

»Ganz zweifellos, Herr Reichminister.«

»Kommen Sie gut in die Türkei zurück, Herr Moyzisch.« Und zu Linkus sagte er: »Bringen Sie Herrn Moyzisch hinaus, und lassen Sie dann Fritz am Haupteingang vorfahren. Wir müssen in fünf Minuten zum Bahnhof.«

Ribbentrop schloss die Tür und ging wieder zu dem Biedermeiertisch, wo er die Cicero-Fotos an sich nahm und sorgsam in seiner Sattelledermappe verstaute. Er war überzeugt, dass Moyzisch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Recht hatte, was die Echtheit der Dokumente anbelangte. Aber er hatte nicht die Absicht, das Schellenberg gegenüber in irgendeiner Form zu äußern, nur damit der SS-Brigadeführer diese wichtige, neue Information zum Anlass für irgendein idiotisches Husarenstück nahm. Das Letzte, was er wollte, war eine neue »Sondermission« des SD, so wie letzten Monat, als Otto Skorzeny und ein Trupp von 108 SS-Leuten mit dem Fallschirm auf einem Abruzzengipfel gelandet waren und Mussolini aus den Fängen der verräterischen Badoglio-Fraktion befreit hatten, die Italien den Alliierten übergeben wollte. Mussolini zu befreien, war eine Sache, hinterher zu entscheiden, was mit ihm passieren sollte, eine ganz andere. Dieses Problem zu lösen, war ihm zugefallen. Den Duce in der Republik von Salò am Gardasee unterzubringen, war eines der sinnloseren diplomatischen Unterfangen seiner Karriere gewesen. Wenn man ihn gefragt hätte, hätte er Mussolini dem alliierten Kriegsgericht überlassen.

Diese Cicero-Unterlagen aber waren etwas völlig anderes. Sie waren für ihn die Chance, seine Karriere wieder voranzubringen, zu beweisen, dass er tatsächlich »ein zweiter Bismarck« war, wie Hitler einst nach den erfolgreichen Verhandlungen über den Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion gesagt hatte. Der Krieg war der Feind der Diplomatie, aber jetzt, da klar war, dass Deutschland den Krieg nicht mehr gewinnen konnte, war die Zeit der Diplomatie – seiner Diplomatie – wieder angebrochen, und Ribbentrop hatte nicht vor, den SD mit seinen idiotischen Heldenstückchen Deutschlands Chancen auf einen Verhandlungsfrieden zunichte machen zu lassen.

Er würde mit Himmler reden. Nur Himmler war weitblickend und visionär genug, um zu begreifen, welch ungeheure Möglichkeiten dieses zum goldrichtigen Zeitpunkt gelieferte Cicero-Material eröffnete.

Ribbentrop schloss seine Aktenmappe und eilte nach draußen.

Unter der hohen Laterne neben dem Hauptportal fand Ribbentrop die beiden Referenten, die ihn auf der Zugfahrt begleiten sollten: Rudolf Linkus und Paul Schmidt. Linkus nahm ihm die Aktenmappe ab und legte sie in den Kofferraum des riesigen, schwarzen Mercedes, der darauf wartete, sie alle drei zum Anhalter Bahnhof zu bringen. Ribbentrop schnupperte in die feuchtkalte Nachtluft, die vom Korditgeruch der Flak-Batterien am Pariser und am Leipziger Platz erfüllt war, und stieg dann in den Fond des Wagens.

Sie fuhren die Wilhelmstraße hinunter, vorbei am Gestapo-Hauptquartier, dann auf die Königgrätzer Straße und schließlich rechter Hand in den Bahnhof, wo es von Rentnern, Frauen und Kindern wimmelte, die, wie es ihnen der Goebbels-Erlass erlaubte, den Bombenangriffen der Alliierten zu entfliehen suchten.

Der Mercedes hielt an einem Bahnsteig, ein ganzes Stück abseits dieser weniger distinguierten Reisenden, neben einem

windschnittig geformten, dunkelgrünen Zug, der bereits unter Dampf stand. Auf dem Bahnsteig waren in Fünf-Meter-Abständen SS-Leute postiert, um die zwölf Waggons und die beiden mit 200-Millimeter-Vierfachflak bestückten Geschützwagen zu bewachen. Dies war der Sonderzug *Heinrich* des Reichsführers-SS Heinrich Himmler und nach dem *Führerzug* der wichtigste Zug Deutschlands.

Ribbentrop stieg in einen der beiden Waggons, die für den Reichsaußenminister und dessen Stab reserviert waren. Schon jetzt ergaben das Schreibmaschinengeklapper und das Klirren des Geschirrs aus dem Speisewagen zwischen Ribbentrops Salonwagen und dem des Reichsführers-SS eine Geräuschkulisse, die es mit der eines jeden Ministeriumsbüros aufnehmen konnte. Um Punkt zwanzig Uhr fuhr der *Heinrich* ab, nach Osten, dorthin, wo einst Polen gewesen war.

Um halb neun ging Ribbentrop in sein Schlafabteil, um sich fürs Abendessen umzuziehen. Seine SS-Uniform lag bereits auf dem Bett parat: schwarzer Waffenrock, Mütze, Koppel, schwarze Reithosen und blitzblanke schwarze Reitstiefel. Ribbentrop, der seit 1936 im Rang eines SS-Standartenführers ehrenhalber stand, trug gern Uniform, und sein Freund Himmler schien es zu schätzen, wenn er es tat. Zu diesem speziellen Anlass jedoch war die Uniform ein Muss, und als der Minister aus seinem Schlafabteil trat, hatten alle anwesenden Herren aus dem Außenministerium ebenfalls ihre rabenschwarzen Uniformen angelegt. Ribbentrop lächelte, weil es ihm gefiel, dass seine Männer so schneidig aussahen und eine Effizienz an den Tag legten, wie sie nur die Nähe des Reichsführers-SS hervorzurufen vermochte. Instinktiv salutierte er. Seine Leute salutierten zurück. Paul Schmidt, der SS-Obersturmbannführer war, legte seinem Chef ein mit dem Briefkopf des Ministeriums versehenes Blatt Papier vor, auf dem in Schreibmaschinenschrift sämtliche Punkte aufgelistet waren, die Ribbentrop beim gemeinsamen Abendessen mit Himmler besprechen wollte.

Dazu gehörten der Vorschlag, sämtliche britischen Flieger, die bei Bombenangriffen gefangen genommen wurden, der örtlichen Bevölkerung zur Selbstjustiz zu überlassen, und die Sache mit den Dokumenten-Fotos, die SD-Agent Cicero geliefert hatte. Zum Erstaunen des Reichsministers war unter den anstehenden Themen jedoch auch die Deportation von Juden aus Norwegen, Italien und Ungarn aufgeführt. Ribbentrop las diesen letzten Punkt noch einmal, warf dann die Liste auf den Tisch und fragte mit zornrotem Gesicht: »Wer hat das getippt?«

»Fräulein Mundt«, sagte Schmidt. »Stimmt etwas nicht, Herr Reichsminister?«

Ribbentrop machte auf dem Absatz kehrt und marschierte in den nächsten Wagen, wo mehrere Stenotypistinnen beim Anblick des Ministers unverzüglich zu tippen aufhörten und respektvoll aufstanden. Er ging zu Fräulein Mundt, durchsuchte ihren Ausgangskorb, entnahm ihm wortlos den Durchschlag von Schmidts Liste und ging dann wieder in seinen Salonwagen zurück. Dort legte er den Durchschlag auf den Tisch und wandte sich, die Hände in die Taschen seines Uniformrocks gestemmt, ungehalten an Schmidt.

»Nur weil Sie verdammt noch mal zu faul sind, sich an das zu halten, was ich sage, gefährden Sie unser aller Leben«, schnauzte er. »Indem Sie konkrete Einzelheiten dieser Moellhausen-Sache zu Papier bringen – noch dazu in einem offiziellen Dokument –, wiederholen Sie ebenjenen Weisungsverstoß, für den er aufs Strengste zu tadeln ist.«

Eitel von Moellhausen war Konsul in Rom und hatte in der Vorwoche ein Kabel nach Berlin geschickt, in dem er das Außenministerium darauf hinwies, dass der SD beabsichtige, 8800 italienische Juden »zur Liquidierung« in das österreichische Konzentrationslager Mauthausen zu deportieren. Das hatte einige Irritation hervorgerufen, denn Ribbentrop hatte strikte Weisung erteilt, dass Wörter wie »Liquidierung« nie und nimmer in schriftlichen Unterlagen des Außenministeriums

auftauchen durften, für den Fall, dass diese Dokumente den Alliierten in die Hände fielen.

»Angenommen, dieser Zug würde von britischen Kommandotrupps gekapert«, brüllte er. »Dann würde uns Ihre idiotische Liste ebenso sicher ans Messer liefern wie Moellhausens Kabel. Ich sagte es bereits, aber offenbar muss ich es noch einmal sagen. ›Evakuierung‹, ›Umsiedlung‹, ›Wohnsitzverlegung‹, das sind die Wörter, die in allen Dokumenten des Außenministeriums bezüglich der Lösung der europäischen Judenfrage zu benutzen sind. Dem Nächsten, der das vergisst, wird es ergehen wie Luther.« Ribbentrop ergriff das inkriminierende Schreiben samt Durchschlag und warf es Schmidt hin. »Vernichten Sie das. Und lassen Sie Fräulein Mundt diese Liste unverzüglich noch einmal tippen.«

»Wird sofort erledigt, Herr Reichsminister.«

Ribbentrop goss sich ein Glas Fachinger ein und wartete ungeduldig, dass Schmidt mit dem neu getippten Papier zurückkam. Da klopfte es an der anderen Tür des Waggons. Ein Ministeriumsbeamter öffnete sie und ließ einen kleinen, unscheinbaren SS-Obersturmbannführer herein, der seinem obersten Vorgesetzten nicht unähnlich war, denn es handelte sich um Dr. Rudolf Brandt, Himmlers persönlichen Referenten und einen der fleißigsten Männer im Umfeld des Reichsführers-SS. Brandt knallte die Hacken zusammen und verbeugte sich steif vor Ribbentrop, der ihn gewinnend anlächelte.

»Schönen Gruß vom Reichsführer, Herr Standartenführer«, sagte Brandt. »Er lässt fragen, ob Sie Zeit haben, in seinen Wagen zu kommen.«

Schmidt kam mit der neuen Aufstellung zurück. Ribbentrop nahm sie wortlos entgegen und folgte dann Brandt durch die Ziehharmonika zwischen den beiden Wagen.

Himmlers Salonwagen hatte eine Täfelung aus poliertem Holz. Auf einem Tischchen am Fenster stand eine Messinglampe. Die

Sessel waren mit grünem Leder bezogen, passend zum dicken Plüschboden. Es gab auch ein Grammophon und ein Radio, obwohl Himmler für derlei Zerstreuungen kaum Zeit hatte. Dennoch war der Reichsführer-SS keineswegs der mönchische Asket, den er nach außen hin verkörperte. Ribbentrop, der ihn gut kannte, fand, dass Himmler zu Unrecht als eiskalt und skrupellos galt: Gegenüber Leuten, die ihm gute Dienste leisteten, konnte er überaus großzügig sein. Tatsächlich entbehrte Heinrich Himmler durchaus nicht eines gewissen Charmes. Er verstand es, lebhaft Konversation zu machen, und was er sagte, war meistens mit einer Prise Humor gewürzt. Zwar konnte er es, genau wie der Führer, nicht leiden, wenn Leute in seiner Umgebung Zigaretten rauchten, aber er gönnte sich selbst ab und zu eine gute Zigarre. Er war auch kein Abstinenzler, sondern trank abends gern ein, zwei Gläser Rotwein. In Himmlers Waggon sah Ribbentrop eine bereits geöffnete Flasche Herrenberg-Honigsäckel auf dem Schreibtisch und eine brennende Kuba-Zigarre in einem Kristallaschenbecher. Dieser stand auf einem Brockhaus-Atlas und einem wildledergebundenen Exemplar der Bhagavad Gita, einem Buch, von dem sich Himmler, wenn überhaupt, nur selten trennte.

Als Himmler Ribbentrop erblickte, legte er den Füller mit der berüchtigten grünen Tinte weg und sprang auf.

»Ribbentrop, mein Lieber«, sagte er mit seiner ruhigen Stimme und dem leichten bayerischen Einschlag, der Ribbentrop manchmal an Hitlers österreichischen Akzent erinnerte. Es gab sogar Leute, die behaupteten, Himmler ahme absichtlich Hitlers Sprechweise nach, um sich beim Führer lieb Kind zu machen. »Schön, dass Sie da sind. Ich sitze gerade an meiner Rede für morgen.«

Das war der Zweck ihrer Polenreise: Beim morgigen Besuch in Posen, der alten polnischen Hauptstadt, wo sich jetzt eine von Generalmajor Gehlen geleitete Agentenschule der Wehrmacht

befand, würde Himmler vor den versammelten Gruppenführern der SS sprechen. Achtundvierzig Stunden später würde er dieselbe Rede noch einmal vor sämtlichen Reichs- und Gauleitern Europas halten.

»Und? Zufrieden?«

Himmler zeigte dem Außenminister den maschinegeschriebenen Text, an dem er den ganzen Nachmittag gearbeitet hatte und der jetzt mit Korrekturen in seiner spinnenbeinfeinen grünen Handschrift übersät war.

»Ein bisschen lang vielleicht«, gab Himmler zu, »mit dreieinhalb Stunden.«

Ribbentrop stöhnte innerlich. Wenn jemand anders diese Rede hielte, Goebbels oder Göring oder selbst Hitler, würde er es ja wagen, solange ein Nickerchen zu machen, aber Himmler gehörte zu den Leuten, die einem hinterher Fragen zu ihren Reden stellten und insbesondere wissen wollten, was man für die stärksten Passagen gehalten habe.

»Aber das lässt sich nun mal nicht ändern«, sagte Himmler leichthin. »Es gilt ja ein weites Feld abzudecken.«

»Das glaube ich wohl. Ich freue mich natürlich darauf, schon seit Ihrer Ernennung.«

Vor zwei Monaten erst hatte Himmler von Frank das Innenministerium übernommen, und die Posener Rede sollte demonstrieren, dass das mehr als nur eine kosmetische Veränderung war: Während der Führer bislang auf die Unterstützung des deutschen Volkes gebaut hatte, wollte Himmler klar machen, dass er sich ausschließlich auf die SS verließ.

»Danke, mein Lieber. Ein Glas Wein?«

»Ja, gern.«

Beim Einschenken fragte Himmler: »Wie geht’s Annelies? Und Ihrem Sohn?«

»Gut, danke. Und Häschen?«

Häschen war Himmlers Kosename für seine ehemalige Sekretärin Hedwig, mit der er in morganatischer Ehe lebte. Der Reichsführer-SS war immer noch nicht von seiner Frau Marga geschieden. Häschen war zwölf Jahre jünger als der jetzt dreiundvierzigjährige Himmler und stolze Mutter seines zweijährigen Sohnes Helge – bei allem guten Willen konnte Ribbentrop sich einfach nicht daran gewöhnen, Kleinkinder bei diesen neuen arischen Namen zu nennen.

»Der geht es auch gut.«

»Kommt sie nach Posen? Sie haben doch dieses Wochenende Geburtstag?«

»Ja, das stimmt. Aber nein, wir treffen uns in Hochwald. Der Führer hat uns in die Wolfsschanze eingeladen.«

Die Wolfsschanze war das Führerhauptquartier in Ostpreußen, Hochwald das Haus, das sich Himmler fünfundzwanzig Kilometer östlich des mitten im Wald gelegenen Bunkerkomplexes gebaut hatte.

»Wir sehen Sie dort kaum noch, Ribbentrop.«

»Für einen Diplomaten gibt es in einem Militärhauptquartier nicht viel zu tun, Himmler. Also bleibe ich lieber in Berlin, wo ich dem Führer nützlicher sein kann.«

»Sie haben völlig Recht, diesen Ort zu meiden, mein Lieber. Es ist schrecklich dort. Im Sommer drückend heiß und im Winter eiskalt. Gott sei Dank muss ich nicht dort wohnen. Mein Haus liegt in einer wesentlich gesünderen Gegend. Manchmal glaube ich, der Führer hält es dort nur aus, damit er das Gefühl haben kann, die Entbehrungen des deutschen Landsers zu teilen.«

»Das ist ein Grund. Und der zweite ist natürlich, dass er, solange er dort ist, nicht sehen muss, was die Bomben in Berlin anrichten.«

»Mag sein. Heute Nacht ist jedenfalls München dran.«

»Ach ja?«

»Rund dreihundert britische Bomber.«

»Guter Gott!«

»Ich habe Angst vor dem, was auf uns zukommt, Ribbentrop. Das sage ich Ihnen ganz offen. Deshalb müssen wir alles daransetzen, dass unsere diplomatischen Bemühungen zum Erfolg führen. Es ist unumgänglich, dass wir Frieden mit den Alliierten schließen, ehe sie nächstes Jahr eine zweite Front eröffnen.« Himmler zündete seine Zigarre wieder an und paffte bedächtig, bis sie richtig angeraucht war. »Hoffen wir, dass sich die Amerikaner doch noch überreden lassen, von diesem Irrsinn mit der bedingungslosen Kapitulation abzurücken.«

»Ich finde trotzdem, Sie hätten es dem Außenministerium überlassen sollen, mit diesem Hewitt zu reden. Schließlich habe ich in Amerika gelebt.«

»Ach, kommen Sie, Ribbentrop, das war doch Kanada, oder?«

»Nein. Auch New York. Ein, zwei Monate jedenfalls.«

Himmler schwieg und studierte diplomatisch das brennende Ende seiner Zigarre.

Ribbentrop strich sich das graublonde Haar glatt und versuchte, das Muskelzucken in seiner rechten Wange unter Kontrolle zu bekommen, weil es nur zu deutlich seinen Zorn auf den Reichsführer-SS verriet. Dass Himmler statt seiner Dr. Felix Kersten nach Stockholm geschickt hatte, um dort Geheimverhandlungen mit Roosevelts Sondergesandtem zu führen, machte dem Außenminister zu schaffen.

»Sie sehen doch wohl selbst, wie lächerlich es ist«, insistierte Ribbentrop, »dass ich als erfahrener Diplomat einfach ausgebootet werde, von – von Ihrem Chiropraktiker.«

»Nicht nur meinem. Ich meine mich zu erinnern, dass er Sie ebenfalls behandelt hat, Ribbentrop. Mit Erfolg, wie ich

hinzufügen möchte. Aber es hat zwei Gründe, dass ich Kersten gebeten habe, nach Stockholm zu fahren. Zum einen ist er selbst Skandinavier und kann sich dort bewegen. Im Unterschied zu Ihnen.

Und zum anderen, na ja, Sie kennen ja Kersten und wissen, wie talentiert er ist und wie überzeugend er sein kann. Ich glaube, man, kann seine Wirkung auf Menschen getrost als magnetisch bezeichnen. Es ist ihm sogar gelungen, diesen Abram Hewitt dazu zu bringen, seine Rückenschmerzen von ihm behandeln zu lassen, was natürlich einen äußerst nützlichen Deckmantel für ihre Gespräche abgibt.« Himmler schüttelte den Kopf. »Ich muss gestehen, ich habe es nicht für möglich gehalten, dass Kersten unter diesen Umständen tatsächlich irgendeinen Einfluss auf Hewitt erlangen könnte. Aber bislang waren meine Befürchtungen unbegründet.«

»Abram? Ist er Jude?«

»Ich weiß nicht genau. Aber wahrscheinlich schon.« Himmler zuckte die Achseln. »Aber das darf keine Rolle spielen.«

»Sie haben mit Kersten gesprochen?«

»Heute Abend, telefonisch, vor meiner Abreise aus Berlin. Hewitt hat Kersten erklärt, er halte die Aufnahme von Verhandlungen erst dann für möglich, wenn wir etwas unternommen hätten, um Hitler aus dem Weg zu räumen.«

Nachdem das Unaussprechliche ausgesprochen war, verstummten sie beide.

Schließlich sagte Ribbentrop: »Die Russen sind da längst nicht so engstirnig. Wie Sie wissen, habe ich Madame de Kollontay, die russische Botschafterin in Schweden, verschiedentlich getroffen. Sie sagt, Marschall Stalin sei schockiert, dass Roosevelt die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gefordert habe, ohne ihn auch nur zu konsultieren. Die Sowjetunion besteht letztlich nur auf der Wiederherstellung

ihrer Grenzen von vor 1940 und einer angemessenen finanziellen Entschädigung für ihre Verluste.«

»Geld«, stieß Himmler verächtlich hervor. »Versteht sich, dass das das Einzige ist, was diese Kommunisten interessiert. Stalin will doch nur, dass die russischen Fabriken auf deutsche Kosten wiederaufgebaut werden. Und natürlich, dass ihm Osteuropa auf dem Silbertablett dargeboten wird. Ja, bei Gott, die Alliierten werden bald merken, dass wir das Einzige sind, was zwischen ihnen und dem Iwan steht.

Sie wissen ja, ich habe eigene Untersuchungen über die Russen angestellt«, fuhr Himmler fort, »und meiner vorsichtigen Schätzung nach hat die Rote Armee in diesem Krieg bislang über zwei Millionen Tote, Gefangene und Versehrte zu verzeichnen. Das ist auch etwas, worüber ich in Posen sprechen werde. Ich gehe davon aus, dass sie im Zuge ihrer Winteroffensive noch einmal mindestens zwei Millionen Mann opfern werden. Schon jetzt meldet die SS-Division ›Das Reich‹, dass die gegnerischen Divisionen ganze Kompanien von vierzehnjährigen Knaben umfassen. Ich sage Ihnen, im nächsten Frühjahr werden sie zwölfjährige Mädchen gegen uns aufbieten. Die russische Jugend ist mir natürlich völlig egal, aber das sagt mir doch, dass ihnen Menschenleben absolut nichts bedeuten. Und es erstaunt mich immer wieder, dass die Briten und Amerikaner ein Volk, das bereit ist, zehntausend Frauen und Kinder für das Ausheben eines Panzergrabens zu opfern, als Verbündeten akzeptieren können. Wenn die Briten und Amerikaner ihr Fortbestehen *darauf zu* gründen bereit sind, dann weiß ich nicht, auf welcher Grundlage sie uns über reguläre Kriegführung belehren zu können meinen.«

Ribbentrop trank von Himmlers Wein, obwohl er den Sekt, den er in seinem eigenen Waggon getrunken hatte, bei weitem bevorzugte, und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass sich Roosevelt über die wahre Natur der Bestie, mit der er sich da zusammengetan hat, im Klaren ist«, sagte er. »Churchill weiß

wesentlich mehr über die Bolschewiken und sagt, er würde sich selbst mit dem Teufel verbünden, um Deutschland zu besiegen. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Roosevelt wirklich eine Vorstellung von der schrankenlosen Brutalität seines Verbündeten hat.«

»Aber wir wissen doch zweifelsfrei, dass er über die wahren Verursacher des Massakers von Katyn informiert wurde«, sagte Himmler.

»Ja, aber hat er es auch geglaubt?«

»Wieso hätte er es nicht glauben sollen? Die Beweise waren doch unumstößlich. Das Dossier der Wehrmacht-Untersuchungsstelle würde doch selbst den unparteiischsten Beobachter von der Schuld der Russen überzeugen.«

»Aber genau das ist ja der springende Punkt«, sagte Ribbentrop.

»Roosevelt ist ja wohl kaum unparteiisch. Da die Russen ihre Schuld stur abstreiten, kann Roosevelt sich dafür entscheiden, seinen eigenen Augen nicht zu trauen. Wenn er dem Dossier geglaubt hätte, hätten wir längst etwas gehört. Das ist die einzige Erklärung.«

»Ich fürchte, da könnten Sie Recht haben. Die Amerikaner glauben lieber den Russen als uns. Und es ist ja kaum möglich, ihnen das Gegenteil zu beweisen. Nicht jetzt, wo Smolensk wieder unter russischer Kontrolle ist. Also müssen wir eine andere Möglichkeit finden, die Amerikaner aufzuklären.« Himmler nahm eine dicke Akte von seinem Schreibtisch und gab sie Ribbentrop, der bei dieser Gelegenheit bemerkte, dass Himmler zwei Goldringe trug, und sich kurz fragte, ob es zwei Eheringe waren, für jede Frau einer. »Ja, ich glaube, ich werde ihm das hier schicken«, sagte Himmler.

Ribbentrop setzte seine Lesebrille auf und musterte die Akte.

»Was ist das?«, fragte er misstrauisch.

»Ich nenne es die Beketowka-Akte. Beketowka ist ein sowjetisches Arbeitslager bei Stalingrad, geführt vom NKWD. Nach der Niederlage der Sechsten Armee im Februar gerieten etwa eine viertel Million deutsche Soldaten in russische Gefangenschaft und wurden in solchen Lagern inhaftiert. Beketowka war das größte.«

»War?«

»Die Akte wurde von einem Agenten Generalmajor Gehlens beim NKWD zusammengestellt und ist gerade erst in meine Hände gelangt. Ausgezeichnete Arbeit. Sehr gründlich. Gehlen rekrutiert äußerst tüchtige Leute. Sie enthält Fotos, Zahlenaufstellungen, Augenzeugenberichte. Laut den Lagerbüchern kamen im letzten Februar etwa fünfzigtausend deutsche Soldaten nach Beketowka. Davon sind heute keine fünftausend mehr am Leben.«

Ribbentrop hörte sich nach Luft schnappen. »Sie scherzen.«

»In einer solchen Angelegenheit? Wohl kaum. Nur zu, Ribbentrop. Schlagen Sie die Akte auf. Sie werden sie ausgesprochen informativ finden.«

In der Regel versuchte der Minister, sich von den Berichten, die in der Deutschlandabteilung des Außenministeriums eingingen, fern zu halten. Sie kamen von der SS und dem SD und enthielten ausführliche Informationen über den Tod unzähliger Juden in den Vernichtungslagern des Ostens. Aber wenn es um das Schicksal deutscher Soldaten ging, konnte er sich wohl kaum heraushalten, zumal sein eigener Sohn Leutnant der Leibstandarte-SS war und zum Glück noch lebte. Wenn nun sein Sohn bei Stalingrad in Gefangenschaft geraten wäre? Er schlug die Akte auf.

Ribbentrop sah ein Foto vor sich, das ihn auf den ersten Blick an eine Illustration von Gustave Doré in Miltons *Verlorenem Paradies* erinnerte. Erst nach ein, zwei Sekunden begriff er, dass das hier keine nackten Körper von Engeln – oder auch nur

Teufeln – waren, sondern Menschen, offensichtlich steif gefroren und sechs, sieben Mann tief aufeinander gestapelt wie Rinderhälften in einer riesigen Gefrierkammer. »Mein Gott«, sagte er, als ihm aufging, dass der Leichenwall achtzig oder neunzig Meter lang war. »Mein Gott. Das sind deutsche Soldaten?«

Himmler nickte.

»Wie sind sie umgekommen? Sind sie erschossen worden?«

»Ein paar hatten vielleicht das Glück, erschossen zu werden«, sagte Himmler. »Die meisten starben an Hunger, Kälte, Krankheit, Erschöpfung und mangelnder Hygiene. Sie sollten wirklich den Bericht lesen, den ein Gefangener gibt, ein junger Leutnant der sechsundsiebzigsten Infanteriedivision. Diese Aufzeichnungen wurden aus dem Lager geschmuggelt, in der irrigen Hoffnung, die Luftwaffe könnte eine Art Luftangriff fliegen und dem Elend dieser Männer ein Ende machen. Der Bericht liefert ein recht gutes Bild vom Leben in Beketowka. Ja, es handelt sich um eine durchaus bemerkenswerte Reportage.«

Ribbentrops schwachsichtige blaue Augen huschten schnell über das nächste Foto hinweg, die Nahaufnahme eines Stapels gefrorener Leichen. »Vielleicht später«, sagte er und nahm die Brille ab.

»Nein, Ribbentrop, lesen Sie’s jetzt gleich«, insistierte Himmler. »Bitte. Der Mann, der das geschrieben hat, ist oder war erst zweiundzwanzig, so alt wie Ihr Sohn. Wir sind es all jenen, die nicht mehr heimkehren, schuldig, zu begreifen, was sie erlitten und welches Opfer sie gebracht haben. Solche Dinge zu lesen, das wird uns die nötige Härte verleihen, um zu tun, was zu tun ist. Für menschliche Schwäche ist da kein Platz, meinen Sie nicht?«

Mit starrer Miene setzte Ribbentrop die Brille wieder auf. Er ließ sich gar nicht gern in die Enge treiben, sah aber keine

andere Möglichkeit, als, Himmlers Aufforderung nachzukommen und das Dokument zu lesen.

»Oder noch besser«, sagte der Reichsführer, »Sie lesen mir vor, was der junge Zahler geschrieben hat.«

»Laut?«

»Ja, laut. Um ehrlich zu sein, ich habe es selbst erst einmal gelesen, weil ich es nicht über mich gebracht habe, es noch einmal zu tun. Also, lesen Sie es mir vor, Ribbentrop, und dann besprechen wir, was zu tun ist.«

Der Außenminister räusperte sich nervös und dachte an das letzte Mal, dass er ein Dokument vorgelesen hatte. Er erinnerte sich genau an das Datum: 22. Juni 1941 – der Tag, an dem er der Presse verkündet hatte, dass Deutschland in die Sowjetunion einmarschiert war. Die Ironie entging ihm nicht.

Als er mit dem Vorlesen fertig war, nahm er die Brille ab und schluckte. Heinrich Zahlers Darstellung des Lebens und Sterbens in Beketowka in Kombination mit der Bewegung des Zugs und dem Geruch von Himmlers Zigarre – ihm war ein bisschen flau. Er erhob sich schwankend, entschuldigte sich für einen Moment und ging in die Ziehharmonikaverbindung zwischen den Wagen, um ein wenig Luft zu schnappen.

Als der Minister in den Salonwagen des Reichsführers zurückkehrte, schien Himmler seine Gedanken zu lesen. »Vielleicht mussten Sie ja an Ihren Sohn denken. Ein tapferer junger Mann. Wie oft verwundet?«

»Dreimal.«

»Das spricht sehr für Sie, Ribbentrop. Beten wir, dass Rudolph nie in russische Gefangenschaft gerät. Zumal er ja bei der SS ist.

An anderer Stelle in der Beketowka-Akte geht es um die besonders mörderische Behandlung, die die Russen SS-Gefangenen angedeihen lassen. Die kommen auf die Wrangel-Insel. Soll ich Ihnen zeigen, wo das ist?«

Himmler nahm seinen Brockhausatlas und schlug die betreffende Karte auf. »Hier«, sagte er und tippte mit einem wohl manikürten Fingernagel auf ein winziges Krümelchen in einem Meer von Blassblau. »In der ostsibirischen See. Da, sehen Sie? Dreieinhalbtausend Kilometer östlich von Moskau.« Himmler schüttelte den Kopf. »Überwältigend, was? Die schiere *Größe* dieses Landes.«

Er klappte den Atlas zu. »Nein, diese Kameraden werden wir, fürchte ich, nie wieder sehen.«

»Kennt der Führer diese Akte?«, fragte Ribbentrop.

»Guter Gott, nein«, sagte Himmler. »Und er wird sie auch nie zu Gesicht bekommen. Wenn er von dieser Akte und den Bedingungen in den russischen Gefangenenlagern wüsste, meinen Sie, dann würde er je einen Frieden mit der Sowjetunion in Erwägung ziehen?«

Ribbentrop schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Wohl kaum.«

»Aber ich dachte mir, wenn die Amerikaner das sähen«, sagte Himmler, »dann …«

»Dann könnte das helfen, einen Keil zwischen sie und die Russen zu treiben.«

»Exakt. Und vielleicht könnte es auch helfen, den von uns bereits vorgelegten Beweisen für die Täterschaft der Russen beim Katyn-Massaker mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen.«

»Ich nehme an«, sagte Ribbentrop, »Kaltenbrunner hat Sie bereits über den Spionage-Coup dieses Cicero informiert?«

»Die Sache mit der geplanten Konferenz der Großen Drei in Teheran? Ja.«

»Ich dachte nur – bevor Churchill und Roosevelt mit Stalin konferieren, gehen sie nach Kairo, um Tschiang Kaischek zu treffen. Das wäre doch ein guter Ort, um ihnen diese Beketowka-Akte in die Hände zu spielen.«

»Ja, mag sein.«

»Es würde ihnen zu denken geben. Und vielleicht hätte es sogar unmittelbare Auswirkungen auf ihr Verhältnis zu Stalin. Dass irgendetwas an diesem Material Churchill groß beeindruckt, kann ich mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen. Er hat die Bolschewiken immer schon gehasst. Aber Roosevelt – das ist ein anderes Kapitel. Wenn man den amerikanischen Zeitungen glauben kann, gedenkt er, mit seinem Charme Marschall Stalins Herz zu gewinnen.«

»Geht das denn überhaupt?«, fragte Himmler grinsend. »Sie haben den Mann doch schon getroffen. Könnte das irgendjemand schaffen?«

»Stalins Herz zu gewinnen? Ich glaube, das könnte nicht einmal Jesus Christus persönlich. Was aber nicht heißt, dass Roosevelt nicht glaubt, schaffen zu können, was Jesus nicht schaffen würde. Aber vielleicht würde er seinen Charme ja zügeln, wenn man ihm klar machen würde, mit welchem Ungeheuer er es da zu tun hat.«

»Es wäre den Versuch wert.«

»Aber die Akte müsste ihnen von der richtigen Seite zugespielt werden. Und ich fürchte, weder die SS noch das Reichaußenministerium repräsentieren das Maß an Neutralität, das eine so heikle Aufgabe erfordert.«

»Ich glaube, ich habe den richtigen Mann dafür«, sagte Himmler. »Es gibt da einen Major Max Reichleitner. Von der Abwehr. Er gehörte zu der Gruppe der Wehrmachts-Untersuchungsstelle, die wegen des Massakers von Katyn ermittelt hat. In letzter Zeit hat er für mich nützliche Arbeit in der Türkei geleistet.«

»In der Türkei?« Ribbentrop war versucht zu fragen, welche Art Arbeit Major Reichleitner in der Türkei für Himmler und die Abwehr geleistet hatte. Er hatte nicht vergessen, dass ja auch

SD-Agent Cicero in Ankara operierte. War das nur Zufall, oder gab es da etwas, was man ihm nicht sagte?

»Ja, in der Türkei.«

Himmler ging nicht näher darauf ein. Major Reichleitner hatte als diplomatischer Kurier bereits in einer anderen geheimen Friedensinitiative fungiert, in einer, die Franz von Papen, der ehemalige Reichskanzler, im Namen einer Gruppe hoher Wehrmachtsoffiziere gegenüber den Amerikanern betrieb. Von Papen war deutscher Botschafter in der Türkei und als solcher Ribbentrop unterstellt. Himmler hielt Ribbentrop in vielerlei Hinsicht für nützlich, aber der Reichsminister war extrem empfindlich, was seine Zuständigkeiten anging, und daher manchmal ziemlich lästig. Es war schlicht und einfach so, dass Himmler es genoss, den Außenminister spüren zu lassen, wie wenig er wirklich wusste und wie sehr er jetzt auf den Reichsführer-SS statt wie bisher auf Hitler angewiesen war, wenn er dem Zentrum der Macht nahe bleiben wollte.

»Ich glaube, wir könnten uns diese bevorstehende Konferenz noch in anderer Weise zunutze machen«, sagte der Außenminister. »Ich finde, wir sollten versuchen, mehr Klarheit darüber zu erlangen, was genau Roosevelt meinte, als er den Presseleuten in Casablanca erklärte, er fordere die bedingungslose Kapitulation Deutschlands.«

Himmler nickte nachdenklich und zog an seiner Zigarre. Die Bemerkung des amerikanischen Präsidenten hatte in Großbritannien und Russland ebenso große Beunruhigung ausgelöst wie in Deutschland und, Abwehr-Berichten zufolge, bei gewissen amerikanischen Generälen die Befürchtung geweckt, das Schreckgespenst der bedingungslosen Kapitulation könnte die Deutschen dazu treiben, noch erbitterter zu kämpfen, was hieße, dass sich der Krieg noch länger hinziehen würde.

»Wir könnten«, fuhr Ribbentrop fort, »Teheran nutzen, um herauszufinden, ob Roosevelts Äußerung nur eine Drohgebärde

war, ein Druckmittel, um uns zu Verhandlungen zu zwingen, oder ob er es wörtlich gemeint hat.«

»Und wie genau sollten wir das herausfinden?«

»Ich dachte, der Führer ließe sich vielleicht dazu bewegen, drei Briefe zu schreiben. An Roosevelt, Stalin und Churchill. Stalin ist ein großer Bewunderer des Führers. Ein Brief vom, Führer könnte ihn dazu bringen, sich zu fragen, warum Roosevelt und Churchill keinen Verhandlungsfrieden wollen. Kann es sein, dass sie die Rote Armee gänzlich ausgelöscht sehen wollen, ehe sie sich nächstes Jahr selbst auf eine Invasion einlassen? Den Briten trauen die Russen sowieso nicht. Seit der Hess-Mission schon gar nicht.

Die Briefe an Roosevelt und Churchill könnten in ähnlicher Weise mit der brutalen Behandlung deutscher Kriegsgefangener durch die Russen operieren und natürlich auch mit der Ermordung der polnischen Offiziere bei Katyn. Außerdem könnte der Führer ein paar praktische Gesichtspunkte anführen, die in Roosevelts und Churchills Augen gegen eine Landung in Europa sprechen könnten.«

»Und die wären?«, fragte Himmler.

Ribbentrop schüttelte den Kopf, weil er nicht willens war, seine besten Karten vor dem Reichsführer aufzudecken, und weil er sich sagte, dass Himmler schließlich nicht der Einzige war, der Informationen zurückhalten konnte. »Ich möchte jetzt nicht in die Details gehen«, zog er sich aus der Affäre, inzwischen ziemlich überzeugt, dass Ciceros Informationen über die Konferenz der Großen Drei in Teheran der Beginn einer echten diplomatischen Initiative sein würde, vielleicht der wichtigsten überhaupt, seit er den Nichtangriffspakt mit Russland ausgehandelt hatte. Ribbentrop lächelte bei der Vorstellung, noch so einen diplomatischen Coup zu landen. Diese Führerbriefe an die Großen Drei würde er natürlich selbst

schreiben. Er würde diesen Laffen Göring und Goebbels zeigen, dass er immer noch jemand war, mit dem man rechnen musste.

»Ja«, sagte Himmler, »vielleicht trage ich Hitler die Idee selbst vor, wenn ich in der Wolfsschanze bin.«

Ribbentrops Gesicht wurde lang und länger. »Ich dachte, ich könnte es Hitler selbst unterbreiten«, sagte er. »Schließlich ist es ja eher eine diplomatische Initiative als eine Sache des Innenministeriums.«

Der Reichsführer-SS überlegte kurz, erwog die Möglichkeit, dass Hitler die Idee missfiel. Jeder Verhandlungsfriede würde höchstwahrscheinlich die Übernahme der Regierungsgewalt in Deutschland durch jemand anderen voraussetzen, und wenn Himmler auch überzeugt war, dass es dafür keinen besseren Mann gab als ihn selbst, wollte er doch nicht, dass Hitler auf den Gedanken kam, er plane irgendeine Art Staatsstreich.

»Ja«, sagte er. »Da haben Sie wohl Recht. *Sie* sollten es dem Führer unterbreiten, Ribbentrop. Eine solche diplomatische Initiative sollte vom Außenministerium ausgehen.«

»Danke.«

»Keine Ursache, mein Lieber. Beides wird zum Zug kommen, Ihre diplomatische Initiative und meine Beketowka-Akte. Wir dürfen auf keinen Fall scheitern. Wenn wir es nicht schaffen, irgendeine Art Frieden zu schließen oder aber die Sowjetunion von ihren westlichen Verbündeten abzuspalten, dann, fürchte ich, ist Deutschland am Ende.«

Da die Rede, die Himmler am nächsten Tag in Posen halten sollte, gegen den Defätismus gerichtet war, ging Ribbentrop vorsichtig zu Werk.

»Sie sind sehr offen«, sagte er. »Darf ich also auch offen zu Ihnen sein, Himmler?«

»Natürlich.«

Ribbentrop konnte natürlich keinen Moment vergessen, dass er mit dem mächtigsten Mann des Reiches sprach. Himmler war jederzeit in der Lage, den Zug anzuhalten und Rippentrop neben den Gleisen standrechtlich erschießen lassen. Der Außenminister bezweifelte nicht, dass es dem Reichsführer im Nachhinein gelingen würde, eine solche Aktion dem Führer gegenüber zu rechtfertigen. Er wusste, wie geheim das Thema war, das er anschneiden wollte, und suchte nach Worten, die ihm erlauben würden, sich der Mittäterschaft, was den deutschen Ausrottungsfeldzug gegen die Juden betraf, auch weiterhin um eine Armeslänge zu entziehen.

Ende 1941 hatte er von Massenhinrichtungen von Juden durch Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD erfahren. Seither hatte er sein Möglichstes getan, keinen der SD- und SS-Berichte zu lesen, die routinemäßig bei der Abteilung III des Außenministeriums eingingen. Inzwischen erschossen diese Sondereinsatzkommandos nicht mehr eigenhändig Tausende von Juden, sondern organisierten deren Deportation in spezielle Lager in Polen und der Ukraine. Ribbentrop wusste um den Zweck dieser Lager – schließlich hatte er Belzec einen geheimen Besuch abgestattet –, aber es war ihm eine höchst beunruhigende Vorstellung, dass die Alliierten ebenfalls darum wissen könnten.

»Kann es sein«, fragte er Himmler, »dass die Alliierten um den Endzweck der Evakuierung von Juden nach Osteuropa wissen? Dass das der wahre Grund ist, warum sie die Beweise für die russischen Gräueltaten ignorieren?«

»Wir haben uns doch geeinigt, offen zu sprechen, Ribbentrop«, sagte Himmler. »Also lassen Sie es uns auch tun. Sie sprechen von der systematischen Ausrottung der Juden, richtig?«

Ribbentrop nickte widerwillig.

»Schauen Sie«, fuhr Himmler fort. »Wir haben das moralische

Recht, uns zu schützen. Die Pflicht unserem Volk gegenüber, Saboteure, Propagandisten und Hetzer, die uns vernichten wollen, unsererseits zu vernichten. Doch um ihre Frage konkret zu beantworten: Ich halte es für möglich, dass sie um unsere Endlösung der Judenfrage wissen, ja. Aber ich würde meinen, dass sie derzeit die Berichte über das, was in Osteuropa vor sich geht, für stark übertrieben halten.

Wenn ich mir einmal selbst auf die Schulter klopfen darf – was wir da bisher geleistet haben, ist einfach unglaublich. Sie haben ja keine Vorstellung. Dennoch darf keiner von uns vergessen, dass dies ein Kapitel der deutschen Geschichte ist, das nie geschrieben werden darf. Aber seien Sie versichert, Ribbentrop, sobald wir einen Friedensschluss haben, werden sämtliche Lager zerstört und alle Indizien, dass es sie je gab, vernichtet. Sicher, die Leute werden sagen, dass Juden umgebracht wurden. Tausende Juden, Hunderttausende – ja, auch das werden sie sagen. Aber wir haben Krieg. Den ›totalen Krieg‹, wie Goebbels sagt, und da stimme ich ihm ausnahmsweise einmal zu. In Kriegszeiten werden Menschen getötet. Das gehört nun mal zu den unangenehmen Tatsachen des Lebens. Wer weiß, wie viele Menschen die britische Luftwaffe heute Nacht in München töten wird? Greise, Frauen und Kinder?«

Himmler schüttelte den Kopf. »Also, Ribbentrop, ich gebe Ihnen mein Wort, die Leute werden nicht glauben, dass so viele Juden umgekommen sein können. Angesichts der Bedrohung durch den europäischen Bolschewismus werden sie es nicht glauben *wollen.* Nein, sie werden es niemals glauben. Das glaubt kein Mensch.«

DONNERSTAG, 4. OKTOBER 1943

POSEN, POLEN

DER ADAM-MINKIEWICZ-PLATZ in Posen, benannt nach dem größten Dichter der polnischen Romantik, gehörte zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt. Auf der Ostseite des Platzes stand ein Schloss, das 1910 für Kaiser Wilhelm II. erbaut worden war, als Posen zum preußischen Reich gehörte. Eigentlich sah es nicht aus wie ein Schloss, sondern eher wie ein Rathaus oder ein Stadtmuseum. Ein hoher schmiedeeiserner Zaun schützte einen gepflegten Rasen und eine mit Schotter bedeckte Fläche, die wie ein Paradeplatz anmutete und an diesem Tag mindestens einem Dutzend SS-Stabsfahrzeugen als Parkplatz diente. Vor dem Zaun standen mehrere Hanomag-Mannschaftstransporter, besetzt mit jeweils fünfzehn Waffen-SS-Panzergrenadieren. Fast noch einmal so viele Soldaten patrouillierten um das Schlossgelände. Die Polen, die in der Straßenbahn den Ostrand des Adam-Minkiewicz-Platzes entlangfuhren, sahen schaudernd zu dem Schloss hinüber. Sie wussten, dass es in diesen Zeiten als SS-Hauptquartier in Polen genutzt wurde. Vor ihren Augen passierten immer mehr SS-Stabsfahrzeuge das schwer bewachte Tor, um SS-Offiziere an dem von Bäumen flankierten Portal abzusetzen.

Die Einwohner von Posen, dem einstigen Poznan, lebten schon seit September 1939 mit der Anwesenheit der SS, aber keiner der Passagiere in der Straßenbahn konnte sich erinnern, je so viele SS-Leute im Königlichen Residenzschloss gesehen zu haben. Es wirkte fast wie ein Truppenaufmarsch. Wenn es die Leute in der Straßenbahn allerdings gewagt hätten, genauer hinzusehen, hätten sie bemerkt, dass sämtliche Offiziere, die an diesem Morgen im Schloss eintrafen, im Generalsrang standen.

Einer dieser hochrangigen Offiziere, ein SS-Brigadeführer, ein gut aussehender, adretter, mittelgroßer Mann von Anfang dreißig, blieb anders als die meisten seiner Offizierskameraden noch kurz draußen stehen, um eine Zigarette zu rauchen. Kritischen Blicks musterte er das Schloss mit dem ein wenig provinziellen Uhrenturm und dem hohen Mansardendach, von dem eine Reihe langer Hakenkreuzfahnen hing. Dann blickte er noch ein letztes Mal über den Adam-Minkiewicz-Platz, trat die Zigarette mit dem Absatz seines blank gewienerten Stiefels aus und ging hinein.

Der Brigadeführer hieß Walter Schellenberg, und Posen war ihm nicht fremd. Seine zweite Frau Irene kam aus Posen. Das hatte er allerdings nicht von ihr selbst erfahren, sondern von seinem obersten Vorgesetzten, dem damaligen Chef des Reichssicherheitshauptamts Reinhard Heydrich. Ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit im Mai 1940 hatte er von Heydrich eine Akte in die Hand gedrückt bekommen, aus der hervorging, dass Irenes Tante mit einem Juden verheiratet war. Was Heydrich damit sagen wollte, war nur zu klar gewesen: Schellenberg war jetzt in seiner Hand, zumindest, solange ihm die Verwandten seiner Frau am Herzen lagen. Doch schon zwei Jahre später war Heydrich einem Anschlag tschechischer Partisanen zum Opfer gefallen, und der Auslandsnachrichtendienst, Amt VI des bis dahin von Heydrich geleiteten Reichssicherheitshauptamts, war Schellenberg anvertraut worden.

Im Goldenen Saal des Schlosses fehlten wohl nur zwei wichtige Männer: Ernst Kaltenbrunner, Heydrichs Nachfolger als Chef des Reichssicherheitshauptamts (dem auch der SD und die Gestapo angegliedert waren), und Himmlers früherer Adjutant Karl Wolff, jetzt höchster SS-Offizier in Italien. Offiziell hieß es, beide seien zu krank, um an Himmlers Offizierstreffen in Posen teilzunehmen, denn Kaltenbrunner leide an Phlebitis, und Wolff erhole sich gerade von einer Nierensteinoperation. Doch Schellenberg, ein ebenso

wohlinformierter wie findiger Mann, kannte die Wahrheit. Kaltenbrunner weilte auf Order Himmlers zum Alkoholentzug in einem Schweizer Sanatorium, während Wolff und sein ehemaliger Chef nicht mehr miteinander sprachen, seit der Reichsführer-SS Wolff die Genehmigung verweigert hatte, sich von seiner Frau Frieda scheiden zu lassen, um eine elegante, blonde Gräfin zu heiraten. Die Genehmigung hatte er schließlich von Hitler persönlich erteilt bekommen, nachdem er sich über den Reichsführer hinweg an den Führer gewandt hatte. Das konnte ihm Himmler niemals verzeihen.

Bei der SS, dachte Schellenberg, wurde es wirklich nie langweilig. Nun ja, fast nie. Eine Himmler-Rede war etwas, dem er mit Grausen entgegensah, denn der Reichsführer neigte zur Weitschweifigkeit, und angesichts der Menge von SS-Offizieren, die in dem von Franz Schwechten gestalteten Goldenen Saal versammelt waren, rechnete Schellenberg mit einer Rede von der Prägnanz und Unterhaltsamkeit des Mahabharata. Das Mahabharata war ein Buch, das der junge Brigadeführer sich zu lesen gezwungen hatte, um Heinrich Himmler, der davon zu schwärmen pflegte, besser zu verstehen, und nach der Lektüre war Schellenberg tatsächlich klarer gewesen, woher Himmler seine abwegigeren Ideen in Sachen Pflichterfüllung, Disziplin und – ein Lieblingswort Himmlers – Opfer bezog. Ja, Schellenberg schien es durchaus im Bereich des Möglichen, dass Himmler sich für einen Hohepriester oder gar Avatar des Höchsten Gottes Vishnu hielt – auf die Erde hinabgestiegen, um Recht und Gesetz, die Tugend und das Gute zu retten. Außerdem hatte Schellenberg den Eindruck gewonnen, dass Himmler die Juden so sah wie das Mahabharata die einhundert *Dharatarashtras*, jene grotesken menschlichen Inkarnationen von Dämonen, die die ewigen Feinde der Götter waren. Hitler vertrat da ja ganz ähnliche Ansichten, auch wenn Schellenberg es persönlich für wahrscheinlicher hielt, dass es sich beim Führer um schlichten Judenhass handelte, wie er in

Deutschland und Österreich nicht eben selten war. Schellenberg selbst hatte nichts gegen Juden. Sein Vater war Klavierbauer gewesen, zunächst in Saarbrücken und dann in Luxemburg, und zu seinen besten Kunden hatten viele Juden gezählt. Insofern war es günstig, dass Schellenbergs Amt mit der ganzen praktischen Seite dieses Ariergefasels vom jüdischen »Untermenschen« und »Judengeschmeiß« kaum in Berührung kam. Die Antisemiten in Amt VI – und deren gab es nicht wenige – hüteten sich, ihre Ansichten in Walter Schellenbergs Gegenwart zu äußern. Den jungen Chef des Auslandsnachrichtendiensts interessierte nur das, was ein britischer Geheimagent, Captain Arthur Conolly, einst »das Große Spiel« genannt hatte – Spionage, Intrige und militärische Abenteuer.

Ohne dem riesigen Führerbild, das unter einem der drei riesigen Bogenfenster hing, mehr als nur einen flüchtigen Blick zu schenken, nahm sich Schellenberg Kaffee von einem riesigen Refektoriumstisch, zwang ein Lächeln auf sein Klassenprimusgesicht und schlängelte sich zu zwei Offizieren durch, die er kannte.

Arthur Nebe, der Chef der Kriminalpolizei, war ein Mann, den Schellenberg sehr bewunderte. Schellenberg hoffte, Gelegenheit zu finden, Nebe vor einem Gerücht zu warnen, das in Berlin kursierte. Böse Zungen behaupteten, Nebe habe als Kommandeur einer Einsatzgruppe im besetzten Russland nicht nur einen gefälschten Rapport über die Ermordung Tausender Juden geliefert, sondern sogar viele dieser Leute entkommen lassen.

In dieser Hinsicht unangreifbar war hingegen der andere Offizier, Otto Ohlendorf, jetzt Chef des Inlandsnachrichtendienstes und unter anderem für das Sammeln und Verwerten von Berichten über die Stimmung im deutschen Volk zuständig. Die Einsatzgruppe, die Ohlendorf auf der Krim befehligt hatte, galt

als eine der erfolgreichsten und hatte über hunderttausend Juden abgeschlachtet.

»Da ist er ja«, sagte Nebe, »unser Benjamin.« Nebe zitierte eine Bemerkung Himmlers über Schellenberg als den jüngsten SS-Offizier im Generalsrang.

»Ich baue darauf, heute Vormittag älter und weiser zu werden«, sagte Schellenberg.

»Dass Sie älter werden, kann ich Ihnen garantieren«, sagte Ohlendorf. »Das letzte Mal, dass ich an einer solchen Veranstaltung teilgenommen habe, war auf der Wewelsburg. Ich glaube, Himmler hat dieses ganze Zeug direkt aus einem Wagner-Libretto entlehnt. ›Vergessen Sie nie, wir sind ein Orden, aus dem man nicht austreten kann und in den man kraft seines Blutes aufgenommen wird.‹ Oder so ähnlich.« Ohlendorf schüttelte seufzend den Kopf.

»Jedenfalls war es ungemein begeisternd. Und lang. Sehr, sehr lang. Wie eine ziemlich langsame *Parsifal*-Inszenierung.«

»Meine Aufnahme in diesen Orden hatte nichts mit Blut zu tun«, sagte Nebe. »Erst die Folgen.«

»Dieser Ordensquatsch macht mich krank«, sagte Ohlendorf.

»Das hat sich doch alles dieser irre Hildebrandt zusammenphantasiert.« Er deutete mit dem Kinn zu einem weiteren SS-Gruppenführer hinüber, der in ein offenbar ernsthaftes Gespräch mit Oswald Pohl vertieft war. Hildebrandts Behörde, das Rasse- und Siedlungshauptamt, unterstand dem Wirtschaft-Verwaltungshauptamt der SS, dessen Chef Pohl war. »Mein Gott, ich hasse diesen Kerl.«

»Ich auch«, murmelte Nebe.

»Hasst den nicht jeder?«, bemerkte Schellenberg, der einen besonderen Grund hatte, Hildebrandt zu hassen und zu fürchten: Zu Hildebrandts Hauptaufgaben gehörte es, die Familien von SS-Leuten auf ihre Rassereinheit zu untersuchen. Schellenberg

lebte in der ständigen Angst, eine dieser Untersuchungen könnte aufdecken, dass es in seiner Familie mehr als nur einen Juden gab.

»Da ist Müller«, sagte Ohlendorf. »Ich gehe wohl besser mal hin und stelle mich gut mit der Gestapo.« Er deponierte seine Kaffeetasse auf dem Tisch und ließ Nebe und Schellenberg stehen, um selbst mit dem Gestapochef zu sprechen.

Nebe war ein kleiner, zäher Mann mit silbergrauem Haar, einem schmalen Schlitz von Mund und dem hervorstechenden Riecher eines Polizisten. Er sprach breites Berlinerisch.

»Hören Sie gut zu«, sagte Nebe. »Stellen Sie keine Fragen, hören Sie einfach nur zu. Ich weiß, was ich weiß, weil ich bei der Gestapo war, als Diels dort noch Chef war. Und ich habe dort immer noch Freunde, die mir dies und jenes erzählen. Beispielsweise, dass die Gestapo Sie observiert. Nein, fragen Sie mich nicht, warum, weil ich es nämlich nicht weiß. Hier –« Nebe zog ein sargförmiges Zigarettenetui heraus, klappte es auf und hielt Schellenberg seine flachen, kleinen Zigaretten hin. »Nehmen Sie einen Sargnagel.«

»Und ich dachte, ich müsste *Sie* warnen.«

»Wovor denn?«

»Im RSHA geht das Gerücht, Sie hätten die Zahlen für Ihre Einsatzgruppe in Weißrussland gefälscht.«

»Na und?«, fragte Nebe. »Das haben doch alle gemacht.«

»Aber aus unterschiedlichen Gründen. Es heißt, Sie hätten das Schlachten aufhalten wollen.«

»Was soll man gegen solche Verleumdungen tun? Himmler höchstpersönlich hat mein Operationsgebiet inspiziert, in Minsk. Mir vorzuwerfen, ich hätte irgendwelchen russischen Juden gegenüber Milde walten lassen, wäre also gleichbedeutend mit der Behauptung, Himmler sei zu dumm, um gemerkt zu haben, dass da etwas faul war. Und das darf ja wohl nicht sein, oder?«

Nebe lächelte gelassen und gab sich und Schellenberg Feuer. »Nein, da bin ich aus dem Schneider, Gerüchte hin oder her. Aber danke, ich weiß es zu schätzen.« Er zog tief an seiner Zigarette und nickte Schellenberg herzlich zu.

Schellenbergs Gehirn arbeitet fieberhaft. Kurz vor seinem Tod hatte Heydrich ihm die Akte über Irenes jüdischen Onkel ausgehändigt. Aber hatte Heydrich womöglich eine Kopie behalten, die sich jetzt im Besitz der Gestapo befand? Und hatte ihn die Gestapo vielleicht im Verdacht, selbst Jude zu sein? Berg war ein germanisches Namenselement, aber es ließ sich nicht leugnen, dass nicht wenige Juden diese Silbe verwendet hatten, um ihre hebräischen Namen zu germanisieren. Wollten sie ihm das nachweisen? Wollten sie ihn durch die bloße Unterstellung fertig machen? Schließlich hatte die Gestapo bereits Heydrich zu erledigen versucht, indem sie behauptete, der »blonde Moses« sei in Wirklichkeit Jude. Nur dass sich diese Behauptung in Heydrichs Fall als zur Hälfte wahr erwiesen hatte.

Nach dem Attentat auf Heydrich hatte Himmler Schellenberg eine Akte gezeigt, aus der hervorging, dass Heydrichs Vater, ein Klavierlehrer aus Halle, Jude gewesen war. (In Halle hatte er den Spitznamen Isidor Suess getragen.) Schellenberg hatte dieses Verhalten seltsam gefunden, bis er dann begriffen hatte, was ihm Himmler damit zu verstehen geben wollte: Dass er seinen bisherigen Chef vergessen solle und seine ganze Loyalität fortan allein dem Reichsführer-SS zu gelten habe. Da sein eigener Vater Klavierbauer war, hielt es Schellenberg nicht für abwegig, dass irgendjemand bei der Gestapo, der ihm seine schnelle Karriere – mit dreiunddreißig bereits Brigadeführer der SS – neidete, sich die Mühe gemacht hatte, seine rassische Abstammung zu durchleuchten.

Er wollte Nebe eine Frage stellen, aber der Berliner schüttelte nur den Kopf und schaute über Schellenbergs Schulter hinweg.

Und als Schellenberg sich umdrehte, sah er einen untersetzten Mann mit Stiernacken und kahl geschorenem Schädel.

»Mein Lieber«, begrüßte ihn der Hinzugekommene wie einen alten Freund. »Wie schön, Sie zu sehen. Ich wollte Sie fragen, ob es irgendetwas Neues von Kaltenbrunner gibt.«

»Er ist krank«, sagte Schellenberg.

»Ja, ja, aber was fehlt ihm denn? Woran leidet er?«

»Die Ärzte sagen, es ist eine Phlebitis.«

»Phlebitis? Und was ist das auf Deutsch?«

»Venenentzündung«, sagte Schellenberg, der möglichst schnell weg wollte, weil ihm die familiäre Art Richard Glücks' zuwider war. Er war dem Mann erst einmal begegnet, aber diesen Tag würde er nicht so leicht vergessen.

Richard Glücks war Inspekteur der Konzentrationslager. Schon bald nach seiner Ernennung zum Chef des SD hatte Kaltenbrunner darauf bestanden, Schellenberg zur Besichtigung eines dieser Sonderlager mitzunehmen. Schellenberg sah in das gerötete Gesicht des Brigadeführers Glücks, der jetzt über die Ursachen von Kaltenbrunners Krankheit zu spekulieren begann, und erinnerte sich nur zu lebhaft an jenen schrecklichen Tag in Mauthausen: Die geifernden Schäferhunde, den Geruch brennender Leichen, die sadistische Grausamkeit der Offiziere, die sich als Herrenmenschen gerierenden Aufseher, die jede Freiheit hatten, Häftlinge zu misshandeln und zu töten, die fernen Schüsse und den Gestank aus den Häftlingsbaracken. Aber vor allem erinnerte sich Schellenberg an die Sauferei. Alle, die an der Lagerbesichtigung teilgenommen hauen – er selbst eingeschlossen – waren betrunken gewesen. Natürlich machte der Alkohol alles leichter. Das Abschalten der Empfindungen. Das Foltern und Töten. Das Durchführen grässlicher Experimente an Häftlingen. Der Alkohol machte es leichter, ein Lächeln aufzusetzen und die SS-Kameraden zu ihrer erfolgreichen Arbeit zu beglückwünschen. Kein Wunder, dass

Kaltenbrunner Alkoholiker war. Wenn er selbst öfter als einmal ein Sonderlager hätte besuchen müssen, dachte Schellenberg, hätte er sich längst totgesoffen. Das einzig Erstaunliche war, dass nicht alle SS-Leute in den Sonderlagern so schwer trunksüchtig waren wie Ernst Kaltenbrunner.

»Ich bin nicht oft in Berlin«, sagte Glücks. »Ich habe natürlich ständig im Osten zu tun. Also sagen Sie Ernst doch bitte, falls Sie ihn sehen, ich hätte mich nach ihm erkundigt.«

»Ja, mache ich.« Erleichtert drehte Schellenberg Glücks den Rücken, nur um sich einem Mann gegenüberzusehen, den er nicht minder verabscheute: Joachim von Ribbentrop. Er wusste, dass der Außenminister wusste, in welch zentraler Rolle er am Versuch des ehemaligen Unterstaatssekretärs Martin Luther, Ribbentrop beim Reichsführer-SS zu diskreditieren, beteiligt gewesen war. Daher rechnete er damit, die kalte Schulter gezeigt zu bekommen. Doch zu seinem Erstaunen sprach ihn der Außenminister an.

»Ah, Schellenberg, da sind Sie ja. Ich habe gehofft, mit Ihnen reden zu können.«

»Herr Reichsminister?«

»Ich habe mit Ihrem SD-Mann gesprochen, Ludwig Moyzisch. Über diesen Cicero und den angeblichen Inhalt des Safes der britischen Botschaft in Ankara. Es erstaunt mich, dass Sie das Cicero-Material für echt halten. Wissen Sie, ich kenne die Briten sehr gut. Besser als Sie, würde ich meinen. Ich habe ihren Türkei-Botschafter, Sir Hughe, persönlich kennen gelernt und weiß, was für eine Sorte Mann er ist. Nämlich mitnichten ein kompletter Trottel. Ich meine, er musste diesen Burschen – Bazna, richtig? Ciceros Klarname? – doch nur überprüfen zu lassen. Er brauchte ihm doch nur ein, zwei Fragen zu stellen, um herauszufinden, dass einer seiner früheren Arbeitgeber in Ankara mein Schwager Alfred war. Soll ich Ihnen sagen, was ich glaube, Schellenberg?«

»Bitte, Herr Reichsminister. Ich würde mich freuen, Ihre Meinung zu hören.«

»Ich glaube, Sir Hughe hat nachgefragt, und als herauskam, dass der Mann bei Alfred gearbeitet hatte, beschloss man, ihm ein paar Informationen in die Hände zu spielen. Falschinformationen. Für uns. Lassen Sie sich's gesagt sein. Hier geht es immerhin um die Großen Drei. Da stolpert man nicht einfach über streng geheime Informationen, wann und wo sie sich treffen. Wenn Sie mich fragen, ist dieser Cicero ein reiner Scharlatan. Aber sprechen Sie mit meinem Bruder, wenn Sie möchten. Er wird Ihnen bestätigen, was ich sage.«

Schellenberg nickte. »Ich glaube, das wird nicht nötig sein«, sagte er. »Aber ich habe mit Ihrem ehemaligen Persien-Botschafter gesprochen. Ausführlich. Er sagt, Sir Hughe sei dort von 1934 bis 1936 britischer Botschafter gewesen und habe es mit der Sicherheit nie so genau genommen. Schon damals hatte er offenbar die Gewohnheit, sensible Unterlagen nach Hause mitzunehmen. Sie müssen wissen, die Abwehr ist schon seit 1935 hinter solchen Unterlagen her. Und dort hat man eine ziemlich umfangreiche Akte über Sir Hughe und seine Zeit in Teheran. ›Snatch‹, wie Sir Hughe bei seinen Freunden vom Balliol-College heißt, ist, laut einer inoffiziellen Äußerung keines Geringeren als Ihres britischen Amtskollegen Sir Anthony Eden, löchriger als ein Sieb. Und auch nicht gerade ein Ausbund an Intelligenz. Die Entsendung nach Ankara war der Versuch, ihn irgendwohin abzuschieben, wo er nicht allzu viel Unheil stiften kann. Was auch klappte, bis dann bei Ausbruch des Krieges die unbedeutende Kleinigkeit der türkischen Neutralität aufs Tapet kam. Kurzum, alles, was ich im Zuge der Evaluierung dieses Cicero-Materials erfahren habe, bringt mich zu dem Schluss, dass Sir Hughe einfach zu faul und zu vertrauensselig war, um gründlichere Erkundigungen über diesen Bazna einzuziehen. Mir scheint, die Einstellung eines guten Kammerdieners war ihm wichtiger als die Abklärung

möglicher Sicherheitsrisiken. Und bei allem Respekt, Herr Reichsminister, ich glaube, es ist ein Fehler, ihm Ihre eigenen hohen Tüchtigkeitsmaßstäbe zu unterstellen.«

»Sie haben wirklich Phantasie, Schellenberg. Aber das ist ja wohl auch Ihre Aufgabe. Nun ja, viel Glück. Aber sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.« Damit machte Ribbentrop auf dem Absatz kehrt und entfernte sich, um schließlich bei den SS-Offizieren Frank, Lörner und Kammler stehen zu bleiben.

Schellenberg zündete sich eine Zigarette an und beobachtete Ribbentrop. Interessant, dachte er, dass der Außenminister seine Abneigung gegen ihn gerade lange genug überwunden hatte, um Bazna für unglaubwürdig und sein Material für wertlos zu erklären. Das deutete doch wohl darauf hin, dass Ribbentrop genau das Gegenteil dachte und Amt VI davon abhalten wollte, auf Grundlage des Cicero-Materials aktiv zu werden. Schellenberg hatte zwar diesbezüglich noch nichts geplant, aber jetzt, da Ribbentrop sich so offensichtlich für die Sache interessierte, fragte er sich, ob er nicht doch einen Plan schmieden sollte, und sei es nur, um den aufgeblasenen Minister ärgern.

»Können Sie es nicht mal fünf Minuten ohne Zigarette aushalten?«

Das war Himmler, der zur prächtigen neoromanischen Decke des Goldenen Saals emporzeigte, wo sich bereits eine Rauchwolke über den Köpfen der SS-Gruppenführer bildete. »Sehen Sie, was hier drinnen für eine Luft ist?«, sagte er gereizt. »Ich habe ja nichts gegen eine gute Zigarre am Abend, aber schon am frühen Morgen?«

Zu seiner Erleichterung merkte Schellenberg, dass Himmlers Rüffel nicht nur ihm galt, sondern noch etlichen anderen rauchenden Offizieren. Er sah sich nach einem Aschenbecher um.

»Meinetwegen können Sie sich mit Nikotin umbringen, aber ich habe etwas dagegen, dass sie mich damit vergiften. Wenn meine Kehle die nächsten Stunden nicht durchhält, werde ich Sie zur Verantwortung ziehen.«

Seine Reitstiefel klackerten laut über den blanken Parkettboden, als Himmler zum Podium marschierte. Schellenberg rauchte seine Zigarette in Ruhe zu Ende und dachte über die vor ihm liegende Zumutung einer dreieinhalbstündigen Himmler-Rede nach. Dreieinhalb Stunden waren 210 Minuten, da brauchte man schon etwas Stärkeres als eine Tasse Kaffee und eine Zigarette.

Schellenberg knöpfte die Brusttasche seines Umformrocks auf, zog ein Pillendöschen heraus und entnahm ihm eine Benzedrin-Tablette. Er hatte das Benzedrin ursprünglich gegen seinen Heuschnupfen genommen, dann aber rasch die wach machende Wirkung festgestellt. Meistens nahm er die Tabletten in Situationen, die mit Vergnügen und nicht mit Arbeit zu tun hatten. In Paris hatte er reichlich Gebrauch davon gemacht. Aber eine 210-Minuten-Rede Himmlers war eine Art Notfall, also spülte er die Tablette schnell mit dem letzten Rest Kaffee hinunter und ging auf seinen Platz.

Um die Mittagszeit zog schließlich ein starker Essensgeruch aus den Kellerküchen des Schlosses in den Goldenen Saal herauf und folterte die Nasen und Mägen der zweiundneunzig SS-Offiziere, die auf das Ende der Himmler-Rede warteten. Schellenberg sah auf seine Armbanduhr. Der Reichsführer hatte jetzt 150 Minuten gesprochen, was bedeutete, dass es noch eine ganze Stunde so weitergehen würde. Gerade sprach er über die Tapferkeit als eine der Tugenden des SS-Mannes.

»Ein Teil der Tapferkeit ist auch der Glaube. Und hier, meine Gruppenführer, wollen wir uns von niemandem auf der Welt übertreffen lassen. Der Glaube gewinnt Schlachten und der Glaube schafft den Sieg. Und Menschen, die Pessimisten sind oder den Glauben verlieren, die wollen wir in unseren Reihen

nicht haben. Ganz gleich, wo der einzelne auch ist … Leute, die so schwach sind, dass sie keinen Glauben mehr haben, die tun wir von uns weg, die wollen wir nicht haben …«

Schellenberg sah sich um und fragte sich, wie viele seiner Mitoffiziere wohl noch die Art Glauben besaßen, die Siege errang. Seit Stalingrad gab es kaum noch Anlass zum Optimismus, und jetzt, da irgendwann im nächsten Jahr die Landung der Alliierten in Europa erwartet wurde, dachten viele Offiziere hier im Goldenen Saal wohl weniger an den Sieg als daran, der Vergeltung durch alliierte Militärgerichte nach dem Ende des Krieges zu entgehen. Und doch glaubte Schellenberg, dass der Sieg immer noch möglich war. Wenn Deutschland den Alliierten einen entscheidenden Schlag zufügen konnte, mit dem gleichen Überraschungsmoment wie damals die Japaner in Pearl Harbor, dann ließ sich das Kriegsgeschehen noch wenden. Hatte sich ihm nicht gerade durch Ciceros Informationen eine solche Gelegenheit eröffnet? Wusste er nicht bereits, dass ab Sonntag, dem 21. November, Roosevelt und Churchill fast eine Woche in Kairo sein würden? Und danach bis Samstag, den 4. Dezember, mit Stalin in Teheran?

Schellenberg schüttelte verwundert den Kopf. Was in aller Welt konnte sie bewogen haben, ausgerechnet Teheran als Konferenzort zu wählen? Wahrscheinlich hatte Stalin darauf bestanden, dass die anderen beiden zu ihm kamen. Sicher hatte er ihnen die Ausrede aufgetischt, dass er in der Nähe seiner Fronttruppen bleiben müsse, aber Schellenberg fragte sich, ob Churchill und Roosevelt wussten, warum Stalin wirklich auf Teheran insistiert hatte. Schellenbergs Quellen beim NKWD zufolge hatte Stalin eine krankhafte Angst vor dem Fliegen. Ein Langstreckenflug nach Neufundland (dem Ort, den Churchill und Roosevelt für das Treffen favorisiert hatten) oder auch nur nach Kairo war für ihn ebenso undenkbar wie der Kauf eines Sitzes an der New Yorker Börse. Es sprach alles dafür, dass Stalin Teheran gewählt hatte, weil er die Strecke dorthin

überwiegend in seinem gepanzerten Zug zurücklegen konnte und nur das kurze letzte Stück fliegen musste.

Er dachte, dass die Großen Drei nie auf Teheran verfallen wären, wenn »Unternehmen Franz« jemals stattgefunden hätte. Bei diesem Gemeinschaftsunternehmen des Kampfgeschwaders 200 der Luftwaffe und des Sonderverbands Friedenthal von Amt VI hatte eine Junkers 290 mit einhundert Mann an Bord von einem Flugplatz auf der Krim starten und die Männer per Fallschirm bei einem großen Salzsee südöstlich von Teheran absetzen sollen. Mit Hilfe Einheimischer sollte der Sonderverband, dem viele Persisch sprechende Leute angehörten, dann die amerikanischen Kriegsmateriallieferungen an die Russen abschneiden, die über die Irak-Iran-Bahnlinie liefen. Wegen eines Schadens an der Junkers und der Verhaftung einiger dieser deutschenfreundlichen Einheimischen war das Unternehmen vertagt worden. Als man dann wieder so weit gewesen wäre, das Unternehmen zu starten, waren die besten Männer des Sonderverbands abkommandiert worden, um Mussolini aus seinem Berggefängnis zu retten, und »Unternehmen Franz« war gestrichen worden. Doch je länger Schellenberg über die jetzige Situation nachdachte, desto überzeugender fügte sich alles zu einem Plan zusammen. Der Sonderverband mit seinen Persisch sprechenden Offizieren und seiner speziellen Ausrüstung bestand noch, soweit er wusste. Und da waren die Großen Drei und planten, sich genau in dem Land zu treffen, für das der Sonderverband eigens geschult worden war. Es gab keinen Grund, warum sich ein solches Unternehmen auf einen Angriff am Boden beschränken sollte. Schellenberg dachte darüber nach, dass ein Einsatzkommando in Teheran im Verbund mit einem Luftangriff operieren könnte. Und er beschloss, mit einem Mann zu sprechen, von dem er wusste, dass er am Abend nach Posen kommen würde, um die Rede des Reichsführers am nächsten Tag zu hören: mit dem

Generalinspekteur der Luftwaffe, Generalfeldmarschall Erhard Milch.

Himmlers Rede war endlich zu Ende, aber Schellenberg war zu aufgeregt, um zu Mittag zu essen. Von einem Büroraum im Schloss aus rief er Martin Sandberger, seinen Stellvertreter in Berlin, an. »Ich bin's, Schellenberg.«

»Hallo, Chef. Wie ist es in Posen?«

»Das ist jetzt egal, hören Sie einfach nur zu. Ich möchte, dass Sie nach Friedenthal rüberfahren und herausfinden, in welchem Zustand der Sonderverband ist. Konkret, ob er für einen weiteren Anlauf für die ›Operation Franz‹ zu haben wäre. Und, Martin, wenn er da ist, bringen Sie diesen Baron mit nach Berlin.«

»Von Holten-Pflug?«

»Ja, genau den. Und dann setzen Sie eine Besprechung für Samstag an, gleich morgens. Reichert, Buchmann, Janssen, Weisinger und derjenige, der momentan für die Türkei und den Iran zuständig ist.«

»Das wäre Hauptsturmführer Schubach. Er ist Sturmbannführer Tschierschky unterstellt. Soll ich den auch dazubitten?«

»Ja.«

Nach dem Telefonat ging Schellenberg auf sein Zimmer und versuchte zu schlafen, aber in seinem Kopf entstanden unablässig Teile eines Plans, den er im Stillen bereits Unternehmen »Großer Sprung« genannt hatte. Er konnte keinen plausiblen Grund sehen, weshalb der Plan nicht aufgehen sollte. Sicher, das Unternehmen war kühn und wagemutig, aber genau das war doch das Gebot der Stunde! Und wenn er auch Skorzeny nicht leiden konnte, so hatte der Mann doch zumindest bewiesen, dass das scheinbar Unmögliche machbar war. Andererseits war Skorzeny der Letzte, dem er die Führung eines solchen Unternehmens übertragen wollte. Er war viel zu unkontrollierbar. Außerdem würde die Luftwaffe ihn niemals

akzeptieren, nicht nach dem halsbrecherischen Abruzzen-Unternehmen. Von dem Dutzend Lastenseglerpiloten, die in der Nähe des improvisierten Duce-Gefängnisses auf dem höchsten Berg der Apenninen gelandet waren, waren alle tot oder in Gefangenschaft – ganz zu schweigen von den 108 SS-Fallschirmjägern, die Skorzeny begleitet hatten. Nur drei Männer hatten den Berg lebend verlassen: Mussolini, Skorzeny und der Pilot des Fieseler Storch. All diese Opfer an Menschen und Material hätten sich ja noch gelohnt, wenn etwas Sinnvolles dabei herausgekommen wäre. Doch in Schellenbergs Augen war der Duce am Ende und seine Rettung sinnlos. Der Führer mochte ja entzückt gewesen sein und Skorzeny das Ritterkreuz verliehen haben, aber Schellenberg und etliche andere hatten das ganze Unternehmen für ein Desaster gehalten, und er selbst hatte das Skorzeny im Zug nach Paris auch ins Gesicht gesagt. Natürlich war Skorzeny, ein aufbrausender Hüne, stinkwütend geworden und hätte Schellenberg wahrscheinlich angegriffen, wenn nicht gar zu töten versucht, wäre da nicht die Mauser mit Schalldämpfer gewesen, die der junge Brigadeführer unter dem gefalteten Ledermantel gerade rechtzeitig hervorblitzen ließ. Einem Mann wie Skorzeny sagte man seine Kritik nicht ins Gesicht, ohne etwas in der Hinterhand zu haben.

Endlich schlief Schellenberg ein. Doch schon um acht Uhr abends wurde er von einem Oberscharführer geweckt, der ihm meldete, Generalfeldmarschall Milch sei eingetroffen und erwarte ihn in der Offiziersbar.

Wie alle, die für Hermann Göring arbeiteten, umgab auch Erhard Milch eine Aura des Reichtums. Klein, untersetzt, mit schütterem, dunklem Haar, wertete er seine wenig bemerkenswerte Erscheinung mit einem goldenen Marschallstab auf, einer kleineren Version des Göring'schen, und als er Schellenberg eine Zigarette aus einem Goldetui und ein Glas Champagner aus der Flasche Taittinger auf dem Tisch anbot, registrierten die scharfen Augen des SD-Mannes eine goldene

Glashütte-Armbanduhr und einen goldenen Siegelring an Milchs molligem kleinem Finger.

Wie über Heydrich ging auch über Milch das Gerücht, er habe jüdisches Blut in den Adern. Schellenberg wusste das sogar definitiv. Aber er wusste auch, dass es dank Göring für den Ex-Direktor der Deutschen Lufthansa kein Problem bedeutete. Göring hatte für seinen ehemaligen Stellvertreter als Reichskommissar für die Deutsche Luftfahrt alle rassischen Probleme aus der Welt geschafft, indem er Milchs arische Mutter überredete, eine eidesstattliche Erklärung abzugeben, dass ihr jüdischer Mann nicht Erhards leiblicher Vater sei. Das war eine ziemlich verbreitete Praktik im Dritten Reich und ermöglichte es den Behörden, Milch zum Arier zu erklären. Inzwischen jedoch war das Verhältnis zwischen Göring und Milch abgekühlt, weil Letzterer die Luftwaffe wegen ihrer mangelhaften Leistungen an der russischen Front gerügt hatte. Göring würde das so leicht nicht vergessen. Aus diesem Grund hieß es auch, Milchs Loyalitäten lägen seit Neuestem bei Rüstungsminister Albert Speer, ein Gerücht, das durch die gemeinsame Ankunft der beiden in Posen nur neue Nahrung erhalten würde.

Beim Champagner erzählte Schellenberg Milch von dem Cicero-Material und kam dann rasch zur Sache: »Ich dachte an eine Wiederbelebung des Unternehmens Franz. Nur dass der Sonderverband in diesem Fall, statt die Nachschublieferungen über die Iran-Irak-Eisenbahn abzuschneiden, den Versuch unternehmen könnte, die Großen Drei zu töten. Wir könnten die Operation doch mit einem Luftangriff koordinieren.«

»Einem Luftangriff?« Milch lachte. »Nicht einmal unsere weitreichendsten Langstreckenbomber würden es dorthin und zurück schaffen. Und selbst wenn es ein paar Bomber tatsächlich dort hinschafften, würden sie von feindlichen Jägern abgeschossen, ehe sie irgendetwas ausrichten könnten. Nein, ich

fürchte, darüber müssen Sie noch mal nachdenken, Schellenberg.«

»Es *gibt* ein Flugzeug, das es schaffen könnte. Die Focke-Wulf 200 Condor.«

»Das ist kein Bomber, sondern ein Aufklärer.«

»Ein Langstreckenaufklärer. Ich dachte an vier Maschinen, mit je zwei Zehn-Zentner-Bomben bestückt. Mein Bodenkommando würde das feindliche Radar ausschalten, damit sie eine Chance hätten. Kommen Sie, Milch, sagen Sie schon, was halten Sie davon?«

Milch schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«

»Sie müssten ja nicht von Deutschland aus fliegen, sondern könnten von besetztem Gebiet in der Ukraine aus starten. Von Winniza aus. Ich habe es ausgerechnet. Von Winniza nach Teheran sind es achtzehnhundert Kilometer. Die Strecke hin und zurück wäre gerade noch innerhalb der Standard-Treibstoffreichweite der 200.«

»Nein, sie wäre knapp außerhalb. Um vierundvierzig Kilometer«, sagte Milch. »Die offiziellen Zahlen für die Reichweite der 200 wurden geschönt.«

»Dann schmeißen sie eben irgendwas raus, um ein bisschen Treibstoff zu sparen.«

»Einen der Piloten vielleicht.«

»Wenn es sein muss, ja. Oder einer der Piloten übernimmt die Navigation.«

»Also, ich glaube, mit Zusatztreibstoff ließe sich die Reichweite etwas ausdehnen«, räumte Milch ein. »Bei einer so leichten Bombenzuladung, wie Sie sagen, könnte es vielleicht gehen.«

»Erhard, wenn wir es schaffen, die Großen Drei zu töten, können wir die Alliierten an den Verhandlungstisch zwingen. Überlegen Sie doch mal. Wie Pearl Harbor. Ein entscheidender

Schlag, der den gesamten Verlauf des Krieges verändert. Haben Sie das nicht selbst gesagt? Wenn wir die Großen Drei töten, wird es keine alliierte Landung im nächsten Jahr geben. Und vielleicht überhaupt nie. *So* einfach ist das.«

»Sie wissen ja, Schellenberg, zwischen mir und Göring steht es momentan nicht zum Besten.«

»Ich habe so etwas läuten hören.«

»Es wird nicht so leicht sein, ihn zu überreden.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Dass wir ihn vielleicht umgehen sollten. Ich werde mit Schmid im Kurfürst reden.« Milch sprach vom Sitz des Nachrichtendienstes Luftwaffe. »Und mit General Student von den Fallschirmjägern.«

Schellenberg nickte: Student hatte mit Skorzeny den Handstreich zur Befreiung Mussolinis aus dem Hotel Campo Imperatore am Gran Sasso geplant.

»Also, trinken wir auf unseren Plan«, sagte Milch und orderte eine neue Flasche Champagner.

»Mit Ihrem Einverständnis, Milch, würde ich unser Vorhaben gern ›Unternehmen Großer Sprung‹ nennen.«

»Das gefällt mir. Klingt angemessen sportlich. Nur dass es hier um einen Weltrekord geht, Walter. Einen Sprung wie von diesem schwarzen Burschen bei der Olympiade in Berlin.«

»Jesse Owens.«

»Richtig. Fabelhafter Athlet. Wann soll unser Unternehmen denn über die Bühne gehen?«

Schellenberg knöpfte die Tasche seines Uniformrocks auf und zog seinen SS-Taschenkalender heraus. »Das ist der beste Teil des Plans«, sagte er grinsend. »Der Teil, von dem ich Ihnen noch nichts erzählt habe. Hier, schauen Sie. Ich möchte das Unternehmen in genau acht Wochen starten. Am Montag, den 29. November. Um Punkt zwanzig Uhr dreißig.«

»Sie sind sehr präzise. Das gefällt mir. Aber warum gerade an diesem Tag? Und um diese Uhrzeit?«

»Weil ich nicht nur weiß, dass an diesem Tag Winston Churchill in Teheran sein wird. Ich weiß auch, dass er am Abend aus Anlass seines Geburtstags eine Feier in der britischen Botschaft veranstalten wird.«

»Stand das auch in dem Cicero-Material?«

»Nein. Aber aus der Wahl des Konferenzorts geht eindeutig hervor, dass sich die Amerikaner den Wünschen der Russen so weit wie möglich fügen. Warum sonst sollte ein verkrüppelter Präsident einen so langen Flug auf sich nehmen? Aber das wird den Briten gar nicht passen. Sie sind das schwächste Glied in der Kette der drei Mächte, und sie suchen ganz sicher eine Möglichkeit, ihrerseits die Situation zu bestimmen. Und welch bessere Möglichkeit gäbe es da, als eine Geburtstagsparty zu geben? Um alle daran zu erinnern, dass Churchill der älteste von den dreien ist und der, der bereits am längsten im Krieg steht. Also werden die Briten eine Party veranstalten. Und alle werden auf Churchills Wohl trinken und ihm sagen, was für ein großartiger oberster Kriegsherr er ist. Genau zu diesem Zeitpunkt wird dann eine Bombe aus einem Ihrer Flugzeuge in der Botschaft landen. Und wer dann noch am Leben ist, um den wird sich mein Waffen-SS-Kommando kümmern.«

Ein Kellner kam mit einer zweiten Flasche Champagner. Als sie geöffnet war, goss Milch zwei Gläser voll und erhob das seine. »*Happy birthday, Mr. Churchill.*«

SAMSTAG, 6. OKTOBER 1943

BERLIN

AMT VI des Reichssicherheitshauptamts residierte im Südwesten der Stadt, in einem modern-geschwungenen, vierstöckigen Gebäude aus dem Jahr 1930. Es war ein jüdisches Altersheim gewesen, bis dann im Oktober 1941 sämtliche Bewohner direkt ins Ghetto von Lodz deportiert worden waren. Es lag zwischen Gemüsegärten und Wohnblocks, und nur der Fahnenmast auf dem Dach und ein, zwei offizielle Fahrzeuge vor der Tür verrieten, dass sich in der Berkaer Straße 22 das Hauptquartier des Auslandsnachrichtendiensts des Reichssicherheitshauptamts befand.

Schellenberg gefiel es, so weit von seinen Chefs in der Wilhelmstraße und Unter den Linden entfernt zu sein. Zur Berkaer Straße in Wilmersdorf, fast schon am Rand des Grunewalds, waren es von Kaltenbrunners Büro aus mit dem Auto zwanzig Minuten, was bedeutete, dass Schellenberg im Großen und Ganzen seine Ruhe hatte und tun und lassen konnte, was er wollte. Doch dergestalt sich selbst überlassen zu sein, hatte auch seine Nachteile. Schellenberg musste hier unter Leuten arbeiten, von denen er etliche, jedenfalls insgeheim, für gefährliche Psychopathen hielt. Daher war er stets sehr vorsichtig, wenn es darum ging, für Disziplin in seinem Haus zu sorgen. Inzwischen hatte er zu seinen Kollegen ein ähnliches Verhältnis, wie es ein Wärter im Reptilienhaus des Berliner Zoos zu einem Graben voller Alligatoren und Schlangen haben mochte. Männer, die so bereitwillig und in solchem Umfang getötet hatten, durfte man nicht unterschätzen.

Männer wie Martin Sandberger, Schellenbergs Stellvertreter, der kürzlich nach Berlin zurückgekehrt war, nachdem die von

ihm befehligte Einsatzgruppe in Estland über 65000 Juden ermordet hatte. Oder Karl Tschierschky, der Chef der Gruppe C des Amts VI, der für die Türkei, den Iran und Afghanistan zuständig war und eine ähnlich blutige Vorgeschichte in Riga aufzuweisen hatte. Dann war da Hauptsturmführer Horst Janssen, dessen Sonderkommando in Kiew 33000 Juden exekutiert hatte. Das Problem war einfach, dass es in Schellenbergs Abteilung wie in so ziemlich jedem anderen Amt des Reichssicherheitshauptamts von Killern nur so wimmelte, die ebenso bedenkenlos einen Deutschen umbringen würden, wie sie Juden umgebracht hatten. So war beispielsweise Albert Rapp, ein weiterer Einsatzgruppenveteran und Tschierschkys Vorgänger in der Türkei-Abteilung, einem Unfall mit Fahrerflucht zum Opfer gefallen. Es wurde allgemein angenommen, dass Hauptsturmführer Reichert, ebenfalls in Amt VI tätig, der flüchtige Todesfahrer gewesen war. Reichert war dahinter gekommen, dass seine Frau ein Verhältnis mit Rapp hatte. Zwar sah der milchgesichtige Hauptsturmführer Reichert so gar nicht wie ein Mörder aus, aber das galt im Grunde für alle anderen auch.

Schellenberg selbst war dem Dienst in einem von Heydrichs Mordkommandos nur durch die frühe Ernennung zum Chef der Spionageabwehr Inland des SD im September 1939 entgangen. Hätte er je so viele unschuldige Menschen so leichten Herzens ermorden können? Schellenberg stellte sich diese Frage nicht oft, und zwar aus dem einfachen Grund, dass er darauf keine Antwort wusste. Er hing der Auffassung an, dass man nie wusste, zu welch schändlichen Dingen man fähig war, bis man in die Situation kam, sie tun zu müssen.

Im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen war Schellenberg kein schießwütiger Mensch. Doch aus Sorge um seine Sicherheit unter so vielen verbrieften Mördern hatte er stets eine Mauser im Schulterhalfter, eine C96 in der Aktenmappe, eine Schmeisser MP40 unterm Fahrersitz seines

Wagens und zwei MP40 in seinem Mahagonischreibtisch – in jeder Schublade eine. Doch darin erschöpften sich seine Sicherheitsvorkehrungen noch nicht. Unter dem blauen Stein seines goldenen Siegelrings verbarg sich eine Zyanidkapsel, und die Fenster seines Büros im obersten Stock überzog ein elektrisch geladenes Drahtgeflecht, das bei jedwedem gewaltsamen Eindringen Alarm auslösen würde.

Während Schellenberg an seinem Schreibtisch wartete, dass seine Untergebenen zu der Besprechung erschienen, drehte er sich zu einem Ablagetisch und drückte den Knopf, der die versteckten Mikrophone im Raum aktivierte. Dann betätigte er den Schalter, der das grüne Licht draußen über seiner Tür aufleuchten ließ. Das signalisierte, dass man eintreten durfte. Als endlich alle versammelt waren und draußen das rote Licht brannte, umriss Schellenberg in groben Zügen das Unternehmen Großer Sprung und bat um Kommentare.

Obersturmbannführer Martin Sandberger machte den Anfang. Er sprach wie ein Jurist, wohl überlegt und ein wenig pedantisch, was auch kein Wunder war, da er in Tübingen Jura studiert hatte. Schellenberg staunte immer wieder, wie viele Juristen am unmittelbaren Genozid beteiligt waren. Dass jemand in der einen Woche Rechtsphilosophie lehren und in der nächsten estnische Juden exekutieren konnte, war in seinen Augen ein Beweis dafür, wie dünn der Firnis der menschlichen Zivilisation war. Der dreiunddreißigjährige Sandberger allerdings, mit seinen Nussknackerkiefern, den wulstigen Lippen, der breiten Nase und der niedrigen Stirn, wirkte eher wie ein Preisboxer als wie ein Jurist.

»Gestern«, sagte Sandberger, »war ich auf Ihre Anweisung in Friedenthal, wo ich SS-Sturmbannführer von Holten-Pflug getroffen habe.« Sandberger deutete mit dem Kinn auf einen jungen, aristokratisch aussehenden SS-Offizier, der ihm gegenübersaß.

Schellenberg betrachtete den Sturmbannführer fast schon amüsiert – Adlige erkannte er auf den ersten Blick. Es war der Uniformschnitt, der sie verriet. Die meisten Offiziere bezogen ihre Uniformen von den SS-Bekleidungswerken, einer Textilfabrik in einem Sonderlager, wo jüdische Schneider eingesetzt wurden, doch von Holten-Pflugs Uniform wirkte maßgeschneidert. Schellenberg vermutete, dass sie von Wilhelm Holters in der Tauentzienstraße stammte. Die Qualität war unverkennbar. Schellenberg kaufte seine Uniformen ebenfalls bei Holters, genau wie der Führer.

»Sturmbannführer von Holten-Pflug und ich haben eine Materialinventur vorgenommen«, fuhr Sandberger fort, »im Hinblick auf unsere derzeitige Bereitschaft für das Unternehmen Großer Sprung. Wir haben festgestellt, dass einiges an Waffen und Munition an Hauptsturmführer Skorzeny für die Mussolini-Befreiung herausgegeben wurde. Ansonsten ist aber so ziemlich alles da. SS-Winteruniformen, SS-Herbst- und Frühjahrstarnuniformen, die ganze übliche Ausrüstung. Aber das Wichtigste ist, dass die Sonderbestände, die wir als Geschenke für die iranischen Kashgai angelegt hatten, ebenfalls noch vorhanden sind. Silber eingelegte K98-Karabiner und vergoldete Walther-Pistolen.«

»Was uns fehlt, ist nicht das Material«, sagte von Holten-Pflug. »Es sind die Männer. Seit Skorzenys Unternehmen sind wir personell knapp. Zum Glück können die verbliebenen Männer des Sonderverbands allesamt Farsi. Ich selbst spreche außerdem noch etwas Gilaki, die Sprache der nordpersischen Nomaden. Wobei deren Führer natürlich zumeist ein bisschen Deutsch können. Aber angesichts der Tatsache, dass wir es wahrscheinlich mit den Russen zu tun kriegen, würde ich vorschlagen, dass wir ein Kommando von Ukrainern nehmen und das Unternehmen von Winniza aus einleiten.«

»Was glauben Sie, wie viele Männer Sie brauchen?«, fragte Schellenberg.

»Etwa achtzig bis hundert Ukrainer und dazu zehn bis fünfzehn deutsche Offiziere und Unteroffiziere unter meinem Kommando.«

»Und dann?«

Von Holten-Pflug breitete eine Irankarte auf dem Tisch aus. »Ich würde empfehlen, beim Plan für Unternehmen Franz zu bleiben und von Winniza aus zu starten, um dann sechs Gruppen à zehn Mann in russischer Uniform mit dem Fallschirm in der Gegend der heiligen Stadt Qom und vier weitere Gruppen bei Qazvin abzusetzen. Sobald wir dort gelandet sind, treffen wir unsere Agenten im Iran und lassen uns in konspirative Unterkünfte in Teheran bringen. Von da aus können wir dann das Botschaftsgelände ausspähen und exakte Koordinaten für den Bombenangriff nach Berlin funken. Nach dem Bombardement dringt das Bodenkommando in die Botschaft ein und verfährt mit eventuellen Überlebenden.«

Schellenberg lächelte. Aus von Holten-Pflugs Mund klang das ganze Unternehmen so simpel wie ein Spaziergang durch den Tiergarten. »Erzählen Sie mir mehr über diese Ukrainer«, sagte er.

»Es sind Zeppelin-Agenten. Natürlich muss ich nach Winniza und alles vor Ort klären. Es gibt dort einen Nachrichtendienstoffizier, von dem ich gern Gebrauch machen würde. Ein gewisser Oster.«

»Hoffentlich kein Verwandter«, sagte Schellenberg.

Von Holten-Pflug justierte sein Monokel und sah Schellenberg fragend an.

»Es gab da einen Oster bei der Abwehr«, erklärte Sandberger. »Einen Generalmajor. Er wurde entlassen und zur Wehrmacht an der Ostfront geschickt.«

»Der Oster, den ich meine, ist Hauptsturmführer der Waffen-SS.«

»Da bin ich aber froh.«

Von Holten-Pflug lächelte unsicher. Schellenberg erkannte, dass der Sturmbannführer keine Ahnung von der heftigen Rivalität zwischen Amt VI des RSHA und der Abwehr hatte. Eigentlich schien das Wort »Rivalität« Schellenberg gar nicht stark genug, um sein Verhältnis zum militärischen Nachrichtendienst der Wehrmacht und dessen Chef, Admiral Wilhelm Canaris, zu beschreiben. Denn Schellenbergs größter Ehrgeiz war es, dass Amt VI die weitgehend ineffektive Abwehr schlucken sollte. Doch aus irgendeinem unerfindlichen Grund zögerte Himmler – und vielleicht auch Hitler –, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. In Schellenbergs Augen waren die ökonomischen Vorteile einer Zusammenlegung der beiden Dienste offenkundig. Der Status quo bedeutete doppelte Ausgaben und oft auch doppelte Aktivitäten. Schellenberg verstand ja, dass Canaris an seiner Macht hing. Das wäre ihm selbst genauso gegangen. Aber es war nun mal vergeblich, sich gegen eine Veränderung zu sträuben, die jeder – selbst Himmler – für unvermeidlich hielt. Das Ganze war nur eine Frage der Zeit.

»Hauptsturmführer Oster spricht Ukrainisch und etwas Russisch«, sagte von Holten-Pflug. »Er hat früher für das Wannsee-Institut gearbeitet. Und er weiß offenbar, wie man mit dem Iwan umgehen muss.«

»Ich glaube, wir sollten da vorsichtig sein«, sagte Schellenberg.

»Seit der Wlassow-Sache ist der Führer auf den militärischen Einsatz so genannter Untermenschen gar nicht gut zu sprechen.«

Andrej Wlassow war ein Sowjetgeneral, der 1942 in deutsche Gefangenschaft geraten war und sich hatte »überreden« lassen, Verbände von russischen Kriegsgefangenen aufzustellen, die für Hitler kämpfen sollten. Schellenberg hatte alles getan, um einen eigenständigen Status der Wlassow’schen »russischen Befrei-

ungsbewegung« zu erreichen, aber Hitler war schon bei der Vorstellung, dass Slawenverbände für das Deutsche Reich kämpften, an die Decke gegangen. Er hatte befohlen, Wlassow in ein Gefangenenlager zurückzubringen, und sich jede weitere Erwähnung dieses Themas verbeten.

»Ich habe noch nicht aufgegeben, was Wlassow und seine Verbände angeht«, fuhr Schellenberg fort, »aber in Posen hat Himmler noch einmal ausdrücklich gesagt, dass er da auf Granit beißt, und es wäre unklug, dem nicht Rechnung zu tragen.«

Die Zeppelin-Agenten unterschieden sich nicht groß von Wlassows russischer Befreiungsbewegung: Auch sie waren russische Kriegsgefangene, die für die Deutschen kämpften, nur dass sie in kleinen Guerillaeinheiten organisiert waren und tief in sowjetischem Gebiet mit dem Fallschirm abgesetzt wurden.

»Ich glaube nicht, dass der Reichsführer ein Kommando von Zeppelin-Agenten eher billigen wird als eine Einheit aus Wlassows Verbänden.« Schellenberg wandte sich an Hauptsturmführer Janssen. »Nein, wir sollten es besser durch und durch als SS-Unternehmen gestalten. Janssen, Sie waren doch in der Ukraine. Wie heißt die ukrainische Waffen-SS-Division, die dort kämpft?«

»Division Galizien. 14. Waffen-Grenadierdivision der SS.«

»Wer hat da das Kommando?«

»Gruppenführer Walther Schimana. Ich glaube, sie sind auch jetzt noch dabei, ukrainische Kader zu rekrutieren.«

»Dachte ich mir. Reden Sie mit diesem Gruppenführer Schimana und klären Sie, ob unsere Zeps im Rahmen der Division Galizien operieren können. Solange ich unsere Leute als Waffen-SS-Männer und nicht als Ukrainer bezeichnen kann, wird Himmler sicher zufrieden sein.«

»Fahren Sie nach Friedenthal zurück«, befahl er von Holten-Pflug, »und bringen Sie alles – Männer, Material, Geld, was eben dazugehört – in die Ukraine. Sie und die übrigen Offiziere

können Himmlers Feldhauptquartier in Schitomir benutzen. Das ist eine ehemalige Offiziersakademie, etwa achtzig Kilometer nördlich vom Führerhauptquartier Wehrwolf in Winniza, Sie werden es dort also recht komfortabel haben. Ich kläre das persönlich mit Himmler. Ich glaube nicht, dass er das Hauptquartier noch braucht. Und seien Sie vorsichtig. Sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen sich von den russischen Dörfern fern halten und die Frauen in Ruhe lassen. Als ich das letzte Mal dort unten war, wurde Himmlers Pilot auf grässlichste Art und Weise von Partisanen getötet, weil er hinter irgendeinem Weiberrock her war. Wenn Ihre Jungs Entspannung brauchen, sagen Sie ihnen, sie sollen Tennis spielen. Wenn ich mich recht erinnere, gibt es dort einen ganz anständigen Platz. Sobald Ihr Kommando einsatzbereit ist, kommen Sie hierher zurück und erstatten Meldung. Nehmen Sie die Kuriermaschine der Wehrmacht bis Warschau und dann den Zug nach Berlin. Verstanden?«

Schellenberg schloss die Besprechung und verließ sein Büro. Er hatte den Wagen, statt auf seinem üblichen Parkplatz vor dem Haupteingang, am Hohenzollerndamm abgestellt, damit er den kurzen Fußweg nutzen konnte, um zu prüfen, ob ihn jemand observierte. Die meisten Wagen, die vor Amt VI standen, kannte er, aber ein Stück weiter, kurz vor dem Taxistand an der Ecke Teplitzer Straße, entdeckte er eine schwarze Opel-Limousine mit zwei Insassen. Sie stand mit dem Kühler nach Norden, genau wie sein eigener grauer Audi. Ohne Arthur Nebes Warnung hätte er sie wahrscheinlich nicht weiter beachtet. Sobald er in seinem Wagen saß, griff er zum Kurzwellenfunkgerät, rief sein Büro an und bat seine Sekretärin Christiane, das Nummernschild, das er im Rückspiegel ablas, zu überprüfen. Dann wendete er und fuhr südwärts, Richtung Grunewald.

Er fuhr langsam und behielt den Spiegel im Auge. Und tatsächlich: Er sah den schwarzen Opel auf dem

Hohenzollerndamm wenden und dann im gleichen gemächlichen Tempo hinter ihm herrollen. Ein paar Minuten später meldete sich Christiane über Funk.

»Ich habe den Eintrag im Kfz-Register«, sagte sie. »Der Wagen ist zugelassen auf Amt IV, RSHA, in der Prinz-Albrecht-Straße.«

Es war also die Gestapo, die ihm folgte.

Schellenberg bedankte sich und schaltete das Funkgerät aus. Dorthin, wohin er jetzt wollte, durften sie ihm auf keinen Fall folgen – Himmler würde sein Arrangement gar nicht gutheißen. Aber er wollte sie auch nicht zu offensichtlich abhängen; solange die Gestapo nicht wusste, dass er gewarnt worden war, war das für ihn ein kleiner Vorteil.

Er hielt bei einem Tabakgeschäft und kaufte sich Zigaretten. Das gab ihm Gelegenheit, sich umzuschauen, ohne dass es so wirkte, als hätte er seine Verfolger bemerkt. Dann fuhr er nordwärts bis zum Kurfürstendamm und folgte diesem nach Osten, Richtung Stadtmitte.

Nahe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche bog er in die Tauentzienstraße ein und hielt vor dem Ka-De-We am Wittenbergplatz. Im größten Kaufhaus Berlins herrschte reger Betrieb, und für Schellenberg war es hier ein Leichtes, der Gestapo zu entwischen. Er ging ins Gebäude hinein und zu einem anderen Ausgang wieder hinaus. Dann nahm er sich am Stand in der Kurfürsten-Straße ein Taxi. Er ließ sich die Potsdamerstraße in Richtung Tiergarten hinauffahren und in der Nähe des Brandenburger Tors absetzen. Das berühmte Monument war von den Bombenangriffen etwas mitgenommen, und die Quadriga, die Eirene in ihrem Streitwagen zog, wirkte eher apokalyptisch als triumphal. Schellenberg überquerte die Straße, sah sich noch ein letztes Mal um, ob er auch wirklich nicht mehr beschattet wurde, und verschwand dann rasch im Eingang des Adlon. Vor dem Krieg hatte das Adlon den

Spitznamen »die kleine Schweiz Berlins« getragen, weil dort so viele diplomatische Aktivitäten stattfanden. Genau das war wohl ein Grund dafür gewesen, weshalb Hitler das Hotel immer gemieden hatte. Wichtiger noch aber war, dass auch die SS das Adlon mied und den Kaiserhof in der Wilhelmstraße bevorzugte. Deshalb wickelte Schellenberg seine Treffen mit Lina immer im Adlon ab.

Seine Suite lag im dritten Stock des Hotels, mit Blick auf Unter den Linden. Ehe die NSDAP die Bäume hatte fällen lassen, um militärische Aufmärsche zu erleichtern, hatte man von hier wohl so ziemlich den schönsten Blick von ganz Berlin, ausgenommen vielleicht den auf Lina Heydrichs nackten Hintern.

Sobald er im Zimmer war, griff er zum Telefon, um Champagner und ein kaltes Mittagessen zu ordern. Trotz des Krieges konnte sich das Adlon, was das Essen anging, immer noch mit jedem Luxushotel Europas messen. Er stellte das Telefon vom Bett weg und begrub es unter einem Berg Polsterkissen. Schellenberg wusste, dass Görings Forschungsamt, zuständig für das Abhören von Telefonleitungen und die Überwachung des Funkverkehrs, in allen vierhundert Zimmertelefonen des Adlon Wanzen installiert hatte.

Schellenberg zog die Jacke aus, ließ sich mit dem *Illustrierten Beobachter* in einem Sessel nieder und las einen ungemein idealisierenden Artikel über das Leben an der Ostfront, in dem stand, dass die deutschen Soldaten nicht nur die Feindesmassen zurückhielten, sondern dass am Ende der deutsche Heldenmut auf jeden Fall siegen würde.

Es klopfte an der Zimmertür: ein Kellner mit einem Servierwagen. Er wollte die Champagnerflasche öffnen, aber Schellenberg gab ihm ein großzügiges Trinkgeld und schickte ihn weg. Es war eine Flasche 1937er Dom Perignon, aus der Kiste, die er aus Paris mitgebracht und beim Sommelier des Adlon deponiert hatte, und er gedachte nicht, eine der

wahrscheinlich letzten Flaschen anständigen Champagners in Berlin von irgendjemand anderem als sich selbst öffnen zu lassen.

Zehn Minuten später ging die Tür ein zweites Mal auf, und eine große, blauäugige, weizenblonde Frau in einem gut geschnittenen braunen Tweedkostüm und einer fein karierten Flanellbluse betrat die Suite. Lina Heydrich küsste ihn ein wenig traurig, so wie sie ihn bei jedem Wiedersehen küsste, setzte sich dann in einen Sessel und zündete sich eine Zigarette an. Er öffnete gekonnt den Champagner, goss ein Glas voll, brachte es ihr, setzte sich auf ihre Armlehne und strich ihr sanft übers Haar.

»Wie ist es dir ergangen?«, fragte er.

»Gut, danke. Und dir? Wie war Paris?«

»Ich habe dir etwas mitgebracht.«

»Walter«, sagte sie und lächelte noch immer mit derselben Traurigkeit, »das war doch nicht nötig.«

Er gab ihr ein in Geschenkpapier gehülltes Päckchen und sah ihr beim Auspacken zu.

»Parfüm«, sagte sie. »Woher wusstest du bloß, dass das hier knapp ist?«

Schellenberg lächelte. »Dinge zu wissen, ist mein Beruf.«

»*Mais oui*, von Bourjois.« Sie entfernte das Schutzsiegel und den muschelförmigen Stöpsel und tupfte sich ein wenig Parfüm aufs Handgelenk. »Riecht gut. Gefällt mir.« Ihr Lächeln wurde jetzt etwas wärmer. »Du bist gut im Schenken, Walter. So aufmerksam. Reinhard war nie gut im Schenken. Nicht mal zum Geburtstag oder zum Hochzeitstag.«

»Er war ein viel beschäftigter Mann.«

»Nein, das war nicht der Grund. Er war ein Schürzenjäger, Walter, das war's. Er und sein schrecklicher Freund.«

»Eichmann.«

Sie nickte. »Oh, ich kenne die ganzen Geschichten. Was sie in den Nachtclubs alles angestellt haben. Vor allem in Paris.«

»Paris ist jetzt ganz anders«, sagte Schellenberg. »Aber mir ist eigentlich nie etwas zu Ohren gekommen.«

»Für einen Nachrichtendienstchef bist du ein lausiger Lügner. Hoffentlich lügst du Hitler gegenüber besser. Du musst doch die Geschichte vom Erschießungskommando im Moulin Rouge kennen.«

Jeder im Reichssicherheitshauptamt kannte die Geschichte, wie Heydrich und Eichmann in dem berühmten Pariser Nachtclub zehn nackte Mädchen in einer Reihe aufgestellt hatten und wie sich die Mädchen dann hatten bücken müssen, damit die beiden mit Champagnerkorken auf ihre nackten Hinterteile feuern konnten. Er zuckte die Achseln. »Solche Geschichten haben es an sich, übertrieben zu sein. Vor allem, wenn jemand nicht mehr lebt.«

Lina sah Schellenberg von der Seite an. »Manchmal frage ich mich, was du treibst, wenn du in Paris bist.«

»Nichts so Vulgäres, das versichere ich dir.«

Sie nahm seine Hand und küsste sie zärtlich.

Lina von Osten war dreiunddreißig. Sie hatte Heydrich 1931 geheiratet; da war sie gerade achtzehn und noch begeisterte Nationalsozialistin gewesen. Es ging das Gerücht, *sie* habe ihren frisch gebackenen Ehemann überredet, zur SS zu gehen. Schellenberg hielt das für sehr wahrscheinlich, denn Lina war eine ebenso starke wie hübsche Frau. Keine große Schönheit, aber gut gebaut und gesund aussehend, wie eine dieser Musterarierinnen aus der NS-Frauenschaft, die man in den Propagandafilmen Gymnastik machen sah.

Sie zog die Jacke aus und enthüllte eine Art Trachtenmieder, das ihre Brüste noch mehr zur Geltung brachte, löste dann das goldene Haar, bis es ihr weich um die Schultern fiel. Sie erhob sich, und ihr übliches Spiel begann: Für jede Frage nach den

Aktivitäten von Amt VI, die er ihr wahrheitsgemäß beantwortete, legte sie ein Kleidungsstück ab. Als er ihr von Cicero, den Dokumenten aus Sir Hughes Safe und seinem Plan zur Ermordung der Großen Drei in Teheran erzählt hatte, saß sie bereits nackt auf seinem Schoss.

»Was sagt Himmler dazu?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Ich habe ihm noch nichts gesagt. Ich bin noch dabei, den Plan auszuarbeiten.«

»Das könnte uns vor der Katastrophe bewahren, Walter.«

»Es ist immerhin eine Möglichkeit.«

»Eine sehr plausible Möglichkeit.« Lina küsste ihn freudig. »Du bist so klug, Walter.«

»Das wird sich zeigen.«

»Nein, du *bist* klug. Ob ihr Roosevelt tötet oder nicht, spielt wahrscheinlich keine große Rolle. Er ist ja sowieso ein kranker Mann und der Vizepräsident würde an seine Stelle treten. Aber Churchill ist die Personifizierung der britischen Kriegsanstrengungen, und sein Tod wäre ein echter Schlag für die Engländer. Aber andererseits sind die Briten nicht so wichtig, oder? Nicht im Vergleich zu den Amerikanern und den Russen. Nein, am schlimmsten würde es die Russen treffen. Wenn Churchill die britischen Kriegsanstrengungen verkörpert, dann verkörpert Stalin das gesamte Sowjetsystem. Alle drei zu töten, wäre phantastisch. Es würde die Alliierten ins totale Chaos stürzen. Aber allein schon Stalins Tod wäre das Ende des Krieges in Europa. Es würde eine neue Revolution in Russland geben. Vielleicht könntet ihr ja sogar euren Russengeneral dazu bringen, sie anzuführen.«

»Wlassow?«

»Wlassow, ja. Ich glaube, die Russen fürchten Stalin mehr als Hitler. Das treibt sie dazu zu kämpfen. Das lässt sie diese enormen Verluste hinnehmen und trotzdem immer weiterkämp-

fen. Flugzeuge und Panzer, davon können sie nur eine begrenzte Menge herstellen, aber ihr Vorrat an Menschen ist fast unbegrenzt. So rechnen die Russen. Sie glauben, dass sie siegen werden, weil am Ende, wenn alle Deutschen tot sind, immer noch genug Russen übrig bleiben. Aber wenn ihr Stalin tötet, ist alles anders. Er hat doch alle erschießen lassen, die ihn ersetzen könnten, oder? Wer ist denn noch da?«

»Du«, sagte Schellenberg lächelnd. »Ich finde, du würdest einen hervorragenden Diktator abgeben. Vor allem so, wie du jetzt bist. Prachtvoll.«

Lina boxte ihn spielerisch gegen die Schulter. Der Schlag tat ein wenig weh. Sie war kräftiger, als ihr bewusst war. »Ich meine es ernst, Walter. Ihr müsst diesen Plan ausführen. Um unser aller willen.« Sie schüttelte den Kopf. »Sonst weiß ich nicht, was aus uns werden soll, wirklich nicht. Neulich habe ich Goebbels getroffen. Er hat mir erklärt, wenn die Russen nach Deutschland vordringen, droht uns nichts Geringeres als die Bolschewisierung des Reiches.«

»Das sagt er immer. Es ist seine Aufgabe, uns Angst davor zu machen, dass wir alle als Kommunisten leben müssen.«

»Das zeigt nur, dass du nicht zugehört hast, Walter. Sie werden keine Marx-Engels-Schriften verteilen, wenn sie hierher kommen. Was uns dann bevorsteht, ist die Liquidierung unserer gesamten Intelligenzschicht und der Abstieg unseres Volkes in die bolschewistisch-jüdische Sklaverei. Und hinter dem Terror drohen Hungersnot und totale Anarchie.«

In Schellenbergs wohl informierten Ohren klang das wie der Text der Flugschrift des Propagandaministeriums, die letzte Woche in seinem Briefkasten gelandet war, aber er unterbrach Lina nicht.

»Was glaubst du, was mit all den deutschen Soldaten passiert ist, die bei Stalingrad gefangen genommen wurden? Sie stecken jetzt in Zwangsarbeiterkolonnen. Schuften in der sibirischen

Tundra. Und diese ganzen polnischen Offiziere, die bei Katyn hingerichtet wurden? Das ist das Schicksal, das uns allen droht, Walter. Meine Söhne sind in der Hitlerjugend. Was glaubst du, was mit ihnen geschieht? Und mit ihren Schwestern Silke und Marte?« Lina schloss die Augen und presste das Gesicht an Schellenbergs Brust.

»Ich habe solche Angst.«

Er nahm sie in die Arme.

»Ich habe überlegt, ob ich mit Himmler sprechen soll«, sagte sie leise. »Ob ich ihn bitten soll, mir zu erlauben, meine Jungen aus der Hitlerjugend zu nehmen. Ich habe schon meinen Mann für Deutschland hingegeben. Ich will nicht auch noch ein Kind verlieren.«

»Möchtest du, dass ich mit ihm spreche, Lina?«

Lina lächelte ihn an. »Du bist so gut zu mir, Walter. Aber nein, danke, ich werde es selbst tun. Mir gegenüber hat Himmler immer ein schlechtes Gewissen. Da wird er eher nachgeben, als wenn du mit ihm redest.« Sie küsste ihn, diesmal mit ganzer Hingabe, und kurz darauf schon waren sie im Bett und widmeten sich ganz der wechselseitigen Lust.

Am frühen Nachmittag ließ Schellenberg Lina im Adlon zurück und ging zu Fuß zum Luftfahrtministerium. Es war ein typisches Amtsgebäude und zum Schutz vor den feindlichen Bomben nicht einmal beflaggt.

Schellenberg wurde in einen großen Konferenzsaal im vierten Stock geführt, wo rasch eine Reihe hoher Offiziere zu ihm stieß: Generalleutnant Schmid, Generaloberst Korten, Generalmajor Koller, die Generäle Student und Gallant und ein Oberleutnant namens Weiter, der mitschrieb. Generalleutnant Schmid, innerhalb der Luftwaffe »Beppo« genannt, ergriff als Erster das Wort.

»Auf Basis der Informationen, die uns Milch gegeben hat, haben wir die Durchführbarkeit des Unternehmens unter Einsatz

einer Staffel von vier Focke-Wulf 200 geprüft. Das ist, wie Sie ja bereits selbst aufgezeigt haben, das geeignetste Flugzeug für diese Aufgabe. Es hat eine Dienstgipfelhöhe von fast sechstausend Metern und mit Zusatztreibstoff eine Reichweite von viertausendvierhundert Kilometern. Um der Zielgenauigkeit willen würden wir allerdings statt einer Bombenzuladung zwei funkgelenkte Henschel-HS293-Gleitbomben empfehlen. Die Henschel-Gleitbombe agiert wie ein kleines Flugzeug, mit einem Motor, der sie auf ihre Höchstgeschwindigkeit bringt, worauf sie dann per Funkfernsteuerung vom Flugzeug aus ins Ziel geleitet wird.«

»Funkgelenkt.« Schellenberg war beeindruckt. »Wie geht das?«

»Da es sich um eine streng geheime Waffe handelt, werden Sie verstehen, dass wir nicht allzu viel darüber sagen können. Aber die Funktionsweise der Gleitbombe ist ziemlich simpel. Allerdings muss der Bombenschütze die Gleitbombe in Sicht behalten. Äußere Bedingungen wie Wolken, Dunst oder Rauch können die Zielgenauigkeit beeinträchtigen. Auch Leuchtspurgeschosse von leichtem AA-Feuer können das Verfolgen der Gleitbombe erschweren.« Schmid hielt inne, um sich eine Zigarette anzuzünden.

»Das ist natürlich alles ein bisschen akademisch. Letztlich steht und fallt die Sache damit, dass es Ihrem Bodentrupp gelingt, das feindliche Radar auszuschalten. Wenn der Feind es schafft, Jäger in der Luft zu haben, ehe wir über dem Ziel sind, wären unsere Condors für sie eine leichte Beute.«

Schellenberg nickte. »Meine Herren, ich kann Sie wohl gar nicht eindringlich genug darauf hinweisen, welche Risiken mit diesem Unternehmen verbunden sind«, sagte er. »Meiner Meinung nach werden sie, sobald wir ihr Radar außer Gefecht gesetzt haben, ohnehin Jäger losschicken, einfach nur zur Sicherheit. Es besteht durchaus die Gefahr, dass keine unserer

Flugzeugbesatzungen heil nach Deutschland zurückkehrt. Aber ich kann die Chancen, dass sie es schaffen, erhöhen.«

»Ehe Sie das tun«, unterbrach ihn General Student, »wüsste ich gern, was aus dem Nachrichtenkommando geworden ist, das im März über dem Iran abgesetzt wurde. Als erste Stufe des Unternehmens Franz.«

Die sechs Mann, allesamt einstige Angehörige der Todesschwadronen in der Ukraine, waren nach dem Absprung über dem Iran von Frank Mayr in Empfang genommen worden, einem SS-Mann, der dort seit 1940 bei den Kashgai lebte. Einer der sechs war sofort an Typhus gestorben, aber die anderen hatten insofern Erfolg gehabt, als es ihnen gelungen war, Funkverbindung zum Havelinstitut – der SS-Funkzentrale am Wannsee – herzustellen.

»Als Unternehmen Franz hinter Skorzenys Mussolini-Befreiung zurücktreten musste«, erklärte Schellenberg, »brachte das für die Männer ein paar Probleme mit sich. Sie gelangten nach Teheran und lebten dort fast fünf Monate bei einer Gruppe von Pistazienzüchtern und iranischen Ringkämpfern, bis sie dann von den Amerikanern aufgegriffen wurden. Gegenwärtig befinden sie sich in einem Gefangenenlager bei Sultanabad.«

»Ich frage ja nur«, sagte General Student, »weil Sie sehr zuversichtlich scheinen, was die Ausschaltung des Feindradars in Teheran anbelangt. Sollen Ihre Männer das selbst machen oder haben Sie dafür noch mehr Ringkämpfer in petto?«

Schellenberg sah ein paar andere Offiziere lächeln und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her.

»Im Iran stehen Ringer in hohem Ansehen«, sagte er. »Etwa so wie Stierkämpfer in Spanien. Weil sie körperlich so stark und gut trainiert sind, werden sie oft als Polizisten, Leibwächter oder auch Attentäter rekrutiert.«

»Klingt wie die SS«, bemerkte Student.

Schellenberg wandte sich wieder an Generalleutnant Schmid und fragte ihn, ob die Luftwaffe bereit sei, den Plan zur Tötung der Großen Drei umzusetzen, vorausgesetzt, Hitler billige ihn. Schmid sah in die Runde. Als keine Einwände kamen, nickte er langsam.

»Der Führer weiß, dass die Luftwaffe alles für den Sieg tun wird«, sagte er.

Nach der Besprechung nahm Schellenberg ein Taxi zurück zum Wittenbergplatz und ging zu seinem Auto vor dem Ka-De-We. Vor dem Krieg hatte das Kaufhaus vierzig Sorten Brot und jeweils 180 Sorten Käse und Fisch geführt. Jetzt, im Herbst 1943, war die Auswahl doch um einiges begrenzter. Als er auf seinen Wagen zuging, blickte er sich um, in der Hoffnung, dass der schwarze Opel verschwunden wäre. Er stand aber immer noch da. Die Lage war offenbar wirklich ernst. Nur weil er sie für ein paar Stündchen abgehängt hatte, ließ die Gestapo nicht locker. Sobald er losfuhr, folgte ihm der Opel, und Schellenberg beschloss, noch an diesem Nachmittag herauszufinden, was sie im Auge hatten: seine vermeintlich jüdische Abstammung, sein Verhältnis mit Lina Heydrich – oder etwas ganz anderes.

Er beschleunigte und fuhr wieder in südwestlicher Richtung, bis an den Rand des Grunewalds. Hier, auf einer leeren, breiten Feuerwehrstraße hielt er an. Er griff sich die Schmeisser MP40, versteckte sie unterm Mantel und rannte in den Wald. Den Motor ließ er laufen und die Fahrertür offen. Er lief etwa dreißig Meter senkrecht und dann etwa hundert Meter parallel zur Straße, in die Richtung zurück, aus der er gekommen war. Als er vorsichtig zum Waldrand an der Straße schlich, sah er, dass er sich keine zwanzig Meter hinter dem Opel befand, der in diskretem Abstand zu seinem Wagen gehalten hatte. Hinter eine mächtige Eiche geduckt, klappte Schellenberg die Schulterstütze der MP40 aus und betätigte langsam und leise den Spannhebel, um das 32-Schuss-Magazin in Bereitschaft zu versetzen. Sie würden sich bestimmt nicht zweimal an einem Tag abhängen

lassen wollen. Da die Fahrertür seines Audi weit offen stand, würden die beiden Gestapo-Leute im Opel zunächst annehmen, dass er nur pinkeln war, aber wenn er nicht zurückkam, würden die Neugier doch siegen. Dann mussten sie aussteigen.

Zehn Minuten lang rührte sich im Opel gar nichts. Dann ging die Fahrertür auf, und ein Mann mit einem schwarzen Ledermantel und einem dunkelgrünen Tirolerhut stieg aus und holte ein Fernglas aus dem Kofferraum. Schellenberg trat aus dem Wald und ging rasch auf den Opel zu.

»Sagen Sie Ihrem Freund, er soll mit erhobenen Händen aussteigen.«

»Jürgen«, sagte der Mann mit dem Fernglas. »Komm bitte her. Er ist hier und hat eine Maschinenpistole. Also pass bitte auf.«

Der zweite Gestapo-Mann stieg langsam aus, die Hände brav erhoben. Er war größer als sein Kollege, mit einer Boxernase und einem Blumenkohlohr. Er trug einen dunklen Nadelstreifenanzug und robuste Birkenstockschuhe. Beide waren nicht älter als dreißig und hatten das zynische Grinsen von Männern, die es gewohnt waren, gefürchtet zu werden, und wussten, dass ihnen nichts passieren konnte. Schellenberg wedelte mit der Waffe in Richtung Wald.

»Bewegung«, sagte er. Er trieb die beiden in drei, vier Metern Abstand vor sich her.

Auf einer kleinen Lichtung, etwa vierzig Meter von der Straße entfernt, befahl er ihnen, stehen zu bleiben.

»Sie machen einen schweren Fehler«, sagte der kleinere Mann, der immer noch das Fernglas in der Hand hielt. »Wir sind von der Gestapo.«

»Das weiß ich«, sagte Schellenberg. »Hinknien, meine Herren. Die Hände bitte hinterm Kopf.«

Als sie knieten, befahl er ihnen, ihre Waffen so weit wie möglich wegzuwerfen und sich dann auszuweisen. Widerstre-

bend warfen die Männer je eine Mauser Automatik von sich und zeigten ihm die kleine Metallmarke, die alle Gestapoleute immer bei sich zu tragen hatten.

»Warum verfolgen Sie mich?«

»Wir verfolgen Sie nicht«, sagte der Mann mit dem Blumenkohlohr, die Marke noch immer in der ausgestreckten Hand wie ein eben erhaltenes Almosen. »Das ist ein Missverständnis. Wir haben Sie für jemand anderen gehalten, das ist alles.«

»Sie folgen mir schon den ganzen Tag«, sagte Schellenberg. »Sie waren heute Vormittag vor meinem Büro in der Berkaer Straße und heute Nachmittag vor dem Ka-De-We.«

Keiner der beiden antwortete.

»Von welcher Gestapo-Abteilung sind Sie?«

»Abteilung A«, sagte der mit dem Fernglas, das jetzt vor ihm auf dem Boden lag.

»Weiter«, blaffte Schellenberg. »Stehlen Sie mir nicht die Zeit. Abteilung A *was?*«

»Abteilung A3.«

Schellenberg runzelte die Stirn. »Aber das ist doch die Abteilung, die für heimtückische Angriffe gegen die Regierung zuständig ist. Warum in aller Welt observieren Sie *mich?*«

»Das muss, wie gesagt, ein Missverständnis sein. Wir haben den Falschen observiert. Das kommt vor.«

»Nicht bewegen, bis ich’s sage«, sagte Schellenberg. »Ich bin also nicht der, für den Sie mich gehalten haben?«

»Wir waren hinter einem Saboteur her.«

»Hat er auch einen Namen, dieser Saboteur?«

»Das darf ich nicht verraten.«

»Woher wissen Sie, dass ich kein Komplize Ihres Saboteurs bin? Wenn ich es wäre, könnte ich Sie doch erschießen.

Vielleicht erschieße ich Sie sowieso.«

»Sie erschießen uns nicht.«

»Seien Sie sich da nicht so sicher. Ich kann es nicht leiden, verfolgt zu werden.«

»Wir sind in Deutschland. Wir haben Krieg. Da werden dauernd Leute verfolgt. Das ist normal.«

»Vielleicht erschieße ich Sie ja alle beide, einfach nur, um Sie los zu sein.«

»Das glaube ich nicht. Dafür sind Sie nicht der Typ.«

»Wenn ich dafür nicht der Typ bin, warum verfolgen Sie mich dann?«

»Wir haben nicht Sie verfolgt, sondern Ihren Wagen«, sagte der andere.

»Meinen Wagen?« Schellenberg lächelte. »Aber dann müssen Sie doch wissen, wer ich bin. Sie hatten doch jede Menge Zeit, einen Blick ins Kfz-Register zu werfen. Daraus geht doch eindeutig hervor, wer und was ich bin.« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich werde Sie doch erschießen, einfach nur, weil Sie so miserabel lügen.«

»Sie werden uns nicht erschießen.«

»Warum nicht? Glauben Sie, irgendjemand wird so einen hässlichen Vogel wie Sie vermissen?«

»Wir stehen auf derselben Seite, deshalb«, sagte der mit dem Blumenkohlohr.

»Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, woher Sie das wissen. Ich trage keine Uniform, und ich ziele mit einer Waffe auf Sie. Ich weiß, dass Sie von der Gestapo sind. Und die Wahrheit ist, ich bin ein britischer Spion.«

»Nein, sind Sie nicht. Sie sind im selben Metier wie wir.«

»Sei still, Karl«, sagte der mit dem Blumenkohlohr.

»Ach, und welches Metier wäre das?«

»Das wissen Sie doch.«

»Sei still, Karl. Siehst du denn nicht, was er vorhat?«

»Ich bin Ihr Feind, Karl. Und ich werde Sie töten.«

»Das können Sie nicht.«

»Oh, doch, ich kann.«

»Sie können es nicht, weil Sie vom Reichssicherheitshauptamt sind, genau wie wir, darum.«

Schellenberg lächelte. »Na bitte, das war doch gar nicht so schwer. Da Sie jetzt zugegeben haben, dass Sie wissen, wer ich bin, werden Sie wohl verstehen, dass ich gerne wissen möchte, warum Sie mich, einen hohen SD-Offizier, observieren.«

»Schlechtes Gewissen, was?«, sagte der mit dem Blumenkohlohr.

»Ich will Ihnen was sagen, Karl. Ich zähle jetzt bis drei, und wenn Sie mir bis dahin nicht gesagt haben, was das alles soll, erschieße ich Sie alle beide. Auf der Stelle. Eins.«

»Sag's ihm, Jürgen.«

»Er erschießt uns nicht, Karl.«

»Zwei.«

»Halt den Mund, Karl. Er tut's nicht. Er blufft nur.«

»Drei.«

Schellenberg zog den Abzug durch, und eine Stakkato-Salve zerriss die Waldesstille. Die MP40 galt auf bis zu hundert Meter als effiziente Waffe, auf unter zehn Meter jedoch war sie mehr als tödlich, und sein Ziel – der offenbar etwas härtere Bursche mit dem Blumenkohlohr – war kaum zu verfehlen. Unter der Wucht der 9-mm-Parabellum-Geschosse, die ihm in Gesicht und Rumpf schlugen, ruckte und zuckte sein ganzer Körper. Seinem blutenden Mund entfuhren kurze, tierische Laute. Er kippte um, zuckte noch ein, zwei Sekunden, dann war Ruhe.

Als der andere Gestapo-Mann begriff, dass er noch am Leben war, fing er an, sich hektisch zu bekreuzigen und das Ave Maria zu murmeln.

»Du redest jetzt besser mit mir, Karl«, sagte Schellenberg und fasste den Kunststoffgriff der MP40 fester. »Oder soll ich wieder bis drei zählen?«

»Es war ein direkter Befehl vom Chef.«

»Müller?«

Karl nickte. »Er will wissen, wie weit die Sache mit Himmlers Friedensverhandlungen geht. Ob es nur Dr. Kersten ist, oder ob Sie da auch mit drin stecken.«

»Verstehe«, sagte Schellenberg.

Jetzt war ihm schon einiges klarer. Im August 42 hatte es zwischen ihm, Himmler und Himmlers Chiropraktiker, Dr. Kersten, ein Gespräch darüber gegeben, wie eventuell ein Frieden mit den Alliierten ausgehandelt werden könnte. Wegen des – letztlich gescheiterten – Versuchs, Ribbentrop, der als Hindernis für eine diplomatische Friedensinitiative galt, als Reichsaußenminister abzusägen, war die Sache erst einmal auf Eis gelegt worden. Von irgendwelchen Friedensverhandlungen wusste Schellenberg nichts. »Soll das heißen, dass momentan Friedensverhandlungen laufen?«

»Ja. Dr. Kersten ist in Stockholm und redet mit den Amerikanern.«

»Wird *er* auch überwacht?«

»Wahrscheinlich. Ich weiß es nicht.«

»Und Himmler?«

»Wir hatten Befehl, Sie zu überwachen. Mehr weiß ich leider nicht.«

»Woher bezieht Müller diese Informationen?«

»Ich weiß nicht.«

»Stellen Sie mal eine Vermutung an.«

»In der Prinz-Albrecht-Straße geht das Gerücht, dass es jemanden in Himmlers engster Umgebung im Innenministerium gibt, der uns dies und jenes zukommen lässt. Aber den Namen weiß ich nicht. Wirklich nicht.«

Schellenberg nickte. »Ich glaube Ihnen.«

»Gott sei Dank.«

Schellenbergs Gehirn arbeitete fieberhaft. Natürlich würde der Mord an dem Gestapo-Mann untersucht werden. Müller würde die Gelegenheit, ihm und vor allem Himmler an den Karren zu fahren, freudig beim Schopf ergreifen. Es sei denn …

»Haben Sie ein Funkgerät im Wagen?«

»Ja.«

»Haben Sie Ihre aktuelle Position durchgegeben?«

»Wir haben nichts mehr gemeldet, seit wir vor dem Ka-De-We gehalten haben.«

Das war die Rettung. Sie konnten ihm nichts. Allerdings nur, wenn er bereit war, entschlossen zu handeln, auf der Stelle und ohne Zögern.

Noch während ihm die Logik dieses Schlusses entgegensprang, betätigte Schellenberg den Abzug. Und noch während er den zweiten Gestapo-Mann kaltblütig niedermähte, dachte er, dass sich jetzt endlich die Frage beantwortete, die ihn im Kreis seiner morderfahreneren Kollegen so oft beschäftigt hatte. Zwei Tote lagen jetzt vor ihm am Boden. Zwei Morde konnten zwar mit Sandbergers 65000 oder Janssens 33000 nicht mithalten, aber es ließ sich nicht leugnen, dass der zweite Mord schon viel leichter gewesen war als der erste.

Mit zitternden Händen zündete sich Schellenberg eine Zigarette an und überließ sich der toxischen Alkaloidwirkung des Nikotins. Als sich seine Nerven einigermaßen stabilisiert hatten, ging er zu seinem Wagen zurück und nahm einen großen

Schluck Schnaps aus dem silbernen, wilhelminischen Taschenfläschchen, das er immer im Handschuhfach liegen hatte. Dann fuhr er langsam in die Berkaer Straße zurück.

SONNTAG, 7. OKTOBER 1943

LONDON

MEINE REISE VON NEW YORK nach London hätte selbst Odysseus zum Aspirin greifen lassen. Acht Stunden nach dem Abflug von La Guardia am Freitag, dem 5., um acht Uhr morgens, war ich gerade mal bis nach Botwood, Neufundland, gelangt, wo das Coronado-Flugboot der U.S. Navy zum Auftanken zwischenlandete. Um 18 Uhr 30 war die viermotorige Maschine wieder in der Luft und auf dem Weg ostwärts über den Atlantik wie eine überdimensionale Gans, die zum Überwintern in die falsche Richtung flog.

Es waren noch drei weitere Passagiere an Bord: Ein britischer General namens Turner, Joel Beinart, ein Air-Corps-Colonel aus Albuquerque, und John Woolridge, ein Fregattenkapitän aus Delaware, alle drei wortkarge Männer, deren ganzes Verhalten zu signalisieren schien, dass nicht nur die Wände Ohren hatten, sondern auch der Rumpf eines Transatlantikflugzeugs. Nicht dass mir selbst sonderlich gesprächig zumute gewesen wäre. Ich studierte die Katyn-Akten, die mir der Präsident gegeben hatte, und das erstickte jede Konversationslaune im Keim.

Das Wehrmachtsdossier war über Allan Dulles vom OSS-Büro in Bern nach Washington gelangt. Es war von allen Akten die detaillierteste, und ich fragte mich, wie es in Dulles' Hände gelangt war. Im Geist sah ich einen dieser blonden, blauäugigen Übermenschen von der deutschen Botschaft in Bern einfach eines Tages im OSS-Büro aufkreuzen und die Akte dem Pförtner übergeben, als handle es sich um die Schweizer Zeitungen vom Tage. Oder hatte sich Dulles mit seinem Kollegen von der Abwehr auf ein Gläschen Glühwein in der Bar des Hotels Schweizerhof getroffen? Wenn eins dieser beiden

Szenarien zutraf, implizierte das doch einen Grad an Kooperation zwischen Dulles und dem deutschen Geheimdienst, der mich verblüffte.

Eine erstaunliche Anzahl Fotos ergänzte die Erkenntnisse des so genannten Internationalen Komitees. Dieser von den Deutschen zusammengestellten Kommission hatten unter anderem Ljudevit Jurak, Professor für Pathologie und Anatomie an der Universität Zagreb, und mehrere gefangene alliierte Offiziere angehört. Ganz offensichtlich hofften die Nazis, das Massaker dafür nutzen zu können, einen Keil zwischen die Sowjetunion und die Westalliierten zu treiben. Und was auch immer passieren würde, es war tatsächlich schwer vorstellbar, wie die Briten oder die Amerikaner nach dem Krieg die Polen auffordern sollten, mit den Russen in Frieden zu leben. Das wäre etwa so, als ob der polnische Oberrabbiner Hitler und Himmler auf ein Gläschen Passahwein und ein paar Runden Whist herüberbitten würde.

Katyn war der systematische Versuch der Russen gewesen, die Führung der polnischen Unabhängigkeitsbewegung zu liquidieren. Und mir war klar, dass Stalin genau wie Hitler Polen zu einem unterjochten Teil seines Imperiums machen wollte. Was noch wichtiger war: Er hatte sich an den Polen für die Niederlage rächen wollen, die sie im Juli 1920 der Roten Armee und einem ihrer Kommandeure – Stalin selbst – in der Schlacht bei Lwow beigebracht hatten.

Ich hatte den Polenhass der Russen selbst miterlebt, unter Umständen, die für mich auch jetzt, fünf Jahre später, noch immer belastend waren. Nein, »belastend« war nicht ganz das richtige Wort, »potenziell gefährlich« traf es besser. Eine Leiche in meinem OSS-Keller zu haben, war misslich genug, gleich zwei zu haben, war ein ernstes Problem.

Die Coronado sackte jäh ab, als wir in Turbulenzen gerieten, und der Fregattenkapitän stöhnte.

»Machen Sie sich nichts draus«, sagte der USAAC-Colonel.

»Versuchen Sie, es nicht als Luftlöcher zu sehen, sondern als Lufttaschen, die die Maschine auffangen.«

»Möchte jemand einen Drink?«, fragte der britische General. Er trug Reithosen, hohe Schnallenreitstiefel und einen dicken, gegürteten Uniformrock, der aussah, als sei er vor 1900 geschneidert. Unter der Adlernase klammerte sich eine schwarze Bärenraupe an seine Oberlippe. Mit feinen, ruhigen, wohl manikürten Händen öffnete der General einen großen, gut bestückten Picknickkorb und entnahm ihm eine flache Halbliterflasche zollfreien Bourbon. Gleich darauf brachten wir den Göttern der transatlantischen Luftreisen ein Trankopfer dar.

»Ist das Ihr erster Londonbesuch?«, fragte der General und bot mir ein schuhsohlengroßes Sandwich aus einer schuhschachtelgroßen Blechdose an.

»Ich war vor dem Krieg einmal dort. Damals erwog ich, in Cambridge meinen Doktor in Philosophie zu machen.«

»Und? Sind Sie nach Cambridge gegangen?«

»Nein, ich war stattdessen in Wien.«

Der Riesenzinken des Colonel krauste sich ungläubig. »Wien? Großer Gott. Was in aller Welt hat Sie dazu getrieben?«

Ich zuckte die Achseln. »Damals war das eine attraktive Stadt.«

Und ich setzte hinzu: »Außerdem hatte ich dort Verwandte.«

Von da an schaute mich der General an, als wäre ich ein Nazispion. Oder gar ein Verwandter des Führers. Hitler war zwar der deutsche Führer, aber der General schien nicht vergessen zu haben, dass Hitler in Österreich geboren war und einen Gutteil seiner jungen Jahre damit verbracht hatte, sich in Wien herumzutreiben. Wenn ich gesagt hätte, ich sei in Wittenberg Faustus' Wohngenosse gewesen, hätte er mich kaum misstrauischer beäugen können. Das Gespräch verstummte.

Als ich mit gerade dreiundzwanzig Jahren nach Wien gekommen war, nachdem eine noch reichere Tante meiner Mutter, die Baroness von Bingen, mein Sheldon-Stipendium um einen großzügigen Wechsel aufgestockt und mir vor allem ihre ungemein noble Wohnung in der exklusiven Prinz-Eugen-Straße zur Verfügung gestellt hatte, war ich sehr schnell zum Wiener Kreis gestoßen – dem damaligen geistigen Zentrum fortschrittlicher europäischer Philosophie, vor allem bekannt wegen seiner Opposition gegen die herrschende metaphysische und idealistische Richtung der deutschen Philosophie. Oder anders gesagt, wir waren alle selbst ernannte Apostel Einsteins und der Relativitätstheorie.

Moritz Schlick, der führende Kopf des Wiener Kreises, wohnte bei mir um die Ecke und hatte mich eingeladen, mich der Gruppe anzuschließen. Ziel des Zirkels war es, die Philosophie wissenschaftlicher zu machen, und wenn ich auch zunächst nicht das Gefühl hatte, dass mich viel mit diesen Leuten verband – einige waren theoretische Physiker, und mit ihnen zu reden war ungefähr so, wie mit einem Marsmännchen zu diskutieren –, wurde doch bald klar, dass die Beschäftigung mit Philosophie im Rahmen des Wiener Kreises per se schon ein politischer Akt war. Die Nazis waren entschlossen, alles zu verfolgen, was nicht mit ihnen konform ging, so auch den Wiener Kreis, dem etliche Juden angehörten. Und nachdem 1934 der pro-nationalsozialistische Engelbert Dollfuß zum österreichischen Bundeskanzler gewählt worden war, beschloss ich, in die Kommunistische Partei einzutreten. Diese Partei blieb meine politische Heimat bis zu jenem langen, heißen und für mich promisken Sommer 1938.

Inzwischen lebte und lehrte ich in Berlin, wo ich ein Verhältnis mit einer polnischen Aristokratin, Prinzessin Elena Pontiatowska, hatte. Sie war eine gute Freundin von Christiane Lundgren, einer Ufa-Schauspielerin, die ihrerseits mit Goebbels schlief. Über Christiane traf ich Goebbels ein paarmal bei

gesellschaftlichen Anlässen. Aufgrund meiner Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei, von der weder Goebbels noch die Prinzessin wussten (wie sie auch nicht wussten, dass ich Halbjude war), dauerte es nicht lange, bis das Russische Volkskommissariat für innere Angelegenheiten, NKWD, an mich herantrat und wissen wollte, ob ich bereit sei, ihnen Informationen über den deutschen Propagandaminister zu liefern.

Der Gedanke, die Nazis auszuspionieren, hatte einigen Reiz. Es war bereits klar, dass es einen weiteren großen europäischen Krieg geben würde. Ich sagte mir, ich könnte so meinen kleinen antifaschistischen Beitrag leisten, so wie es andere im Spanischen Bürgerkrieg getan hatten. Also erklärte ich mich bereit, über alle Gespräche mit Goebbels Bericht zu erstatten. Dann jedoch, nach dem Münchner Abkommen im September 1938, stieg ich tiefer in den Spionagedienst ein. Um dem NKWD noch detailliertere Informationen liefern zu können, ließ ich mich von der Abwehr rekrutieren, dem militärischen Nachrichtendienst der Wehrmacht.

Um meinen Status innerhalb der Abwehr zu stärken, versorgte mich das NKWD mit Informationen, die ich damals für harmlos hielt. Später jedoch entdeckte ich zu meinem Entsetzen, dass das NKWD mich benutzt hatte, um den Nazis die Namen von drei Mitgliedern des polnischen Geheimdiensts zuzuspielen. Diese drei Agenten, darunter eine gerade mal zweiundzwanzigjährige Frau, wurden daraufhin verhaftet, von der Gestapo gefoltert, von einem deutschen Volksgerichtshof verurteilt und im November 1938 im berüchtigten Zuchthaus Plötzensee guillotiniert. Schockiert, dass mich die Russen benutzt hatten, um sich Leute vom Hals zu schaffen, die sie nicht minder hassten als die Deutschen, kappte ich alle Kontakte zum NKWD, kündigte meine Dozentenstelle an der Berliner Universität und kehrte mit eingezogenem Schwanz nach Harvard zurück.

Das Flugzeug sackte wieder ab und schien dann zu rollen wie ein Boot im Tal einer unsichtbaren Welle.

Inzwischen betrachtete ich meine ehemalige Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Deutschlands als Jugendsünde. Ich sagte mir, wenn ich je wieder nach Berlin oder Wien kommen würde, dann nach dem Krieg, und unter diesen Umständen würde es wohl keine so große Rolle mehr spielen, was das OSS sagte, wenn es von meinen einstigen politischen Loyalitäten erfuhr.

Schließlich landete die Maschine in Shannon, wo wir wieder auftankten, uns die Beine vertraten und uns von dem Fregattenkapitän verabschiedeten, der mit einem anderen Flugzeug nach Lame fliegen sollte, um zu seinem neuen Schiff zu stoßen. Wir übrigen flogen nach Stranraer, wo ich, ehe ich den Zug nach London nahm, Telegramme an einige Leute schickte, die ich dort zu treffen hoffte. Ich teilte sogar Diana telegrafisch mit, dass ich heil in Großbritannien angekommen sei. Und vierundvierzig Stunden nach meinem Abflug von New York kam ich endlich im Claridge an.

Obwohl viele Mauern mit Holzpfeilern und Sandsäcken verstärkt und alle Fenster kreuz und quer mit Klebestreifen bepflastert waren, sah das West End im Großen und Ganzen noch so aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Die Bombenschäden beschränkten sich auf das East End und die Hafenanlagen. Die Amerikaner, die ich sah, gehörten fast alle zu den Luftstreitkräften, die meisten waren noch halbe Kinder, ganz so wie Roosevelt gesagt hatte. Manche schienen noch nicht mal alt genug, um offiziell Alkohol trinken zu dürfen, geschweige denn eine B-24 bei einem Luftangriff auf Hamburg zu fliegen.

Es war zwar noch relativ früh, als ich ins Hotel kam, aber ich beschloss dennoch, gleich ins Bett zu gehen, und trank zur Entspannung noch ein Glas Scotch. Als ich kurz vor dem Einschlafen war, ging die Luftschutzsirene los. Ich fuhr in den Morgenrock und die Pantoffeln und ging hinunter in den

Luftschutzraum, nur um festzustellen, dass sich sonst kaum jemand von den Gästen die Mühe gemacht hatte. Als ich nach der Entwarnung in mein Zimmer zurückgekehrt war und gerade wieder die Augen geschlossen hatte, kam schon der nächste Alarm. Diesmal begegnete ich auf dem Weg zur Fluchtwegstreppe einem kleinen Mann im Smoking, der wie ein Schweinchen aussah. Er hatte rotes Haar, eine Brille mit runden Gläsern und eine dicke Zigarre im Mund. Er wirkte wie ein vom Alkohol aufgeschwemmter und von Enttäuschung abgehärmter Cherub und zeigte sich gänzlich unbeeindruckt von dem hohen Jaulen der Sirene, die wie ein himmlischer Chor toter Katzen klang.

Angesichts meiner Eile bemerkte der Mann schmunzelnd: »Sie müssen Amerikaner sein. Ein guter Rat, alter Junge. Gehen Sie nicht extra hinunter in den Schutzraum. Das ist nur ein kleiner Angriff. Es spricht alles dafür, dass die paar Bomben, die tatsächlich fallen, irgendwo im Osten runterkommen, an der Themse, weit weg vom West End. Im letzten Monat sind in ganz Großbritannien nur fünf Menschen durch Jerry-Bomben ums Leben gekommen.« Der Mann paffte fröhlich an seiner Zigarre, wie um zu signalisieren, dass fünf Tote so belanglos waren wie eine Partie Kleinbillard.

»Danke, Mr. -?«

»Waugh. Evelyn Waugh.«

Ich befolgte seinen Rat, ging wieder ins Bett, kippte noch einen Scotch und schlief ohne weitere Zwischenfälle – jedenfalls keine, an die ich mich später erinnerte – sechs Stunden durch.

Nach dem Aufwachen stellte ich fest, dass fast ein Dutzend Antworten auf die Telegramme, die ich in Stranraer abgeschickt hatte, unter der Tür hindurchgeschoben worden waren. Zwischen all den Antworttelegrammen von Diplomaten und Geheimdienstleuten, die ich sehen wollte, waren auch

Botschaften von zwei alten Freunden: von Lord Victor Rothschild und von der Schriftstellerin Rosamond Lehmann, mit der ich schon über zehn Jahre flirtete. Um dem, was über Katyn bereits bekannt war, ein wenig Farbe verleihen zu können, würde ich jede Menge Termine mit wütenden Polen und steifen britischen Beamten haben, daher zählte ich auf Ros und Victor, was den unterhaltsamen Teil meines Aufenthalts anging. Da war auch ein Telegramm von Diana. Es lautete: STREITFRAGE: KANN ICH FROH SEIN, DASS DU DORT BIST, WENN ICH NICHT FROH BIN, DASS DU NICHT HIER BIST? Das war wohl Dianas Vorstellung von einer philosophischen Fragestellung.

Nach einem lauwarmen englischen Bad, einem nicht allzu üppigen englischen Frühstück und gründlicher Durchsicht der *Times* verließ ich das Hotel und ging zu Fuß zum Grosvenor Square. Hier verbrachte ich den Vormittag damit, diverse Leute von der Londoner Station des OSS zu treffen. David Bruce, der Chef der Station, war ein vierundvierzigjähriger Multimillionär, der das zweifelhafte Privileg genoss, mit der Tochter von Andrew Mellon verheiratet zu sein. Mellon war ein amerikanischer Stahlmagnat, der zu den reichsten Männern der Welt zählte. Etliche von Bruces Leuten waren nicht minder reich, blaublütig oder akademisch arriviert, etwa Russell O'Dench, der Reedereierbe, oder Norman Pearson, der renommierte Englisch-Professor aus Yale. Die Londoner Station des OSS wirkte wie eine Außenstelle des Washingtoner Metropolitan Club.

Pearson, der für die Gegenspionage-Aktivitäten des Londoner OSS-Büros zuständig war, hatte auch als Dichter reüssiert. Nachdem er ein paar Lebensmittelkarten hervorgekramt hatte, erbot er sich, mich mit dem Londoner Geheimdienstvölkchen bekannt zu machen. Er war ein Jahr jünger als ich und ziemlich dünn, was wohl auf die in London erhältlichen – oder besser, nicht erhältlichen – Lebensmittel zurückzuführen war. Sein in

Amerika geschneiderter Anzug war ihm jetzt ein paar Nummern zu weit.

Pearson war ein umgänglicher Bursche und kaum die Sorte Desperado, die die meisten Leute bei einem Geheimdienstler erwartet hätten. Aber das war typisch für unseren Dienst. Auch nach drei Monaten Sicherheits- und Spionageschulung im OSS-Ausbildungszentrum am Catoctin Mountain gab es unter meinen Kollegen, die allesamt von den besten Universitäten kamen, nur wenige, die es für nötig hielten, sich wie Angehörige einer militärischen oder auch nur quasi-militärischen Organisation zu gebärden. In Washington wurde der Dienst beim OSS scherzhaft »Zellophan-Dienst« genannt: eine durchsichtige Form des Schutzes – vor der Einberufung in die Armee. Aber für viele jüngere Offiziere bedeutete das OSS auch einfach ein bisschen Abenteuer und die Möglichkeit, den Härten des normalen Militärdiensts zu entrinnen. Nicht wenige OSS-Offiziere waren aus Prinzip aufsässig. So genannte Befehle wurden oft der Abstimmung unterworfen. Doch bei alldem hielt das OSS doch zusammen und leistete einiges an nützlicher Arbeit. Pearson war eher einer der gewissenhafteren und soldatischeren OSS-Leute.

Er brachte mich zum Hauptquartier des Secret Intelligence Service, kurz MI6 genannt. Hier war das Zentrum der britischen Gegenspionage. Der Dienst residierte in Broadway Buildings 54, einem schäbigen Bau mit improvisierten Büros, in denen lauter Leute in schlampiger Zivilkleidung saßen.

Pearsons machte mich mit ein paar Sektionsoffizieren bekannt, die große Teile des Katyn-Materials erstellt hatten, auf dem der Bericht von Sir Owen O'Malley fußte. O'Malley war der Botschafter bei der polnischen Exilregierung. Major King, der Offizier, der die ursprünglichen Berichte ausgewertet hatte, warnte mich, dass alles, was bisher an Klarheit über Katyn bestand, demnächst verwischt werden würde:

»Die Sowjetarmeen unter General Sokolowski und General Jermienko haben vor zwei Wochen, am 25. September,

Smolensk zurückerobert«, erklärte er. »Wenige Tage später haben sie auch das Gebiet im Wald bei Katyn, wo die Massengräber liegen, wieder unter ihre Kontrolle gebracht. Also sind die Exhumierungen, die die Deutschen im Herbst dort vornehmen wollten, inzwischen unmöglich geworden. Wahrscheinlich ist, dass die Russen die Leichen wieder ausgraben und einen eigenen Bericht erstellen werden, in dem sie alles auf die Jerrys schieben. Aber das ist eigentlich nicht mein Bereich. Für die Interpretation des gesamten Materials über die Russen ist Philby zuständig.«

Ich lächelte. »Kim Philby?«

»Ja, Sie kennen ihn?«

Ich nickte. »Von vor dem Krieg. Wir haben beide in Wien studiert. Wo finde ich ihn?«

»Siebter Stock.«

Kim Philby sah eher wie ein englischer Internatslehrer als wie ein SIS-Offizier aus. Er trug ein altes Tweed-Jackett mit Lederflicken auf den Ellbogen, braune Kordhosen mit roten Hosenträgern, ein Flanellhemd und eine fleckige Seidenkrawatte. Klein und hager, machte er einen noch unterernährteren Eindruck als Pearson, und er roch intensiv nach Tabak. Es war fast zehn Jahre her, dass ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, aber er hatte sich kaum verändert. Er wirkte immer noch irgendwie verhalten und auf der Hut. Als Philby mich vor seinem unordentlichen Schreibtisch stehen sah, erhob er sich mit einem vagen Lächeln und sah zu Pearson hinüber.

»Mein Gott, Willard Mayer. Was machen Sie denn hier?«

»Hallo, Kim. Ich bin beim OSS.«

»Sie haben mir gar nicht gesagt, dass Sie diesen Burschen kennen, Norman.«

»Wir haben uns eben erst kennen gelernt«, sagte Pearson.

»Ich bin für eine Woche hier«, erklärte ich. »Dann geht es wieder zurück nach Washington.«

»Setzen Sie sich. Machen Sie sich's gemütlich. Catherine! Bringen Sie uns bitte einen Tee?«

Noch immer vage lächelnd, musterte mich Philby eingehend.

»Das letzte Mal, dass ich Sie gesehen habe«, sagte ich, »war bei Ihrer Hochzeit. Im Wiener Rathaus.«

»Februar 1934. Mein Gott, wie die Zeit vergeht, wenn das Leben kurzweilig ist.«

»Wie geht's Litzi?«

»Weiß der Himmel. Hab sie lange nicht mehr gesehen. Wir sind getrennt.«

»Tut mir Leid.«

»Braucht es nicht. Wir haben uns nie so recht verstanden. Keine Ahnung, warum ich sie geheiratet habe. Sie war einfach zu wild, zu radikal.«

»Vielleicht waren wir das ja alle.«

»Mag sein. Jedenfalls, jetzt habe ich Aileen. Zwei Kinder. Ein Mädchen und einen Jungen. Und noch eins im Ofen, zur Strafe für meine Sünden. Sind Sie verheiratet, Will?«

»Bis jetzt nicht.«

»Sehr vernünftig. Sie waren ja immer schon einer, der nichts anbrennen ließ, wenn ich mich recht erinnere. Also, was führt Sie in die bescheidene Bleibe von Sektion Neun?«

»Die Tatsache, dass Sie hier der Russland-Experte sind, Kim.«

»Ach, das würde ich so nicht sagen.« Philby zündete sich eine Zigarette an und nahm ein paar energische Züge, eine Hand unter die Achselhöhle geklemmt. Ein Zehn-Shilling-Schein guckte aus dem nicht allzu sauberen Taschentuch in seiner Brusttasche hervor. »Aber wir haben unsere inspirierten Momente.«

Der Tee kam. Philby sah auf seine Taschenuhr, beschäftigte sich mit dem Verteilen der angeschlagenen Tassen und Untertassen, lüpfte dann den Deckel der großen braunen Emaillekanne und guckte hinein wie der Hutmacher aus »Alice im Wunderland« auf der Suche nach der Haselmaus.

»Ich untersuche das Katyn-Massaker«, sagte ich. »Für Präsident Roosevelt. Und ich dachte, Sie hätten vielleicht eine Ahnung, was jetzt passieren wird, nachdem die Russen dieses Gebiet zurückerobert haben.«

Philby zuckte die Achseln und goss uns Tee ein. »Ich gehe davon aus, dass der Oberste Sowjet eine außerordentliche Kommission einsetzt, zur Untersuchung der Verbrechen der faschistischen Invasoren oder dergleichen. Um zu beweisen, dass das alles nur niederträchtige Machenschaften der Jerrys waren, mit dem Ziel, die Harmonie und Eintracht zwischen den Alliierten zu trüben.« Er klaubte sich einen Tabakkrümel von der Lippe. »Was auch nichts anderes ist, als unser Außenminister, Anthony Eden, vor einer Weile gesagt hat.«

»Das zu sagen, ist eine Sache. Es zu glauben, eine andere.«

»Tja, da wissen Sie vermutlich mehr als ich, alter Junge.« Er rührte so bedächtig in seinem Tee, als mischte er Farbe. »Aber lassen Sie mich mal überlegen. Die Iwans werden ein Häufchen Akademiker und Schriftsteller in die Kommission berufen. Jemanden aus der Regionalverwaltung von Smolensk. Einen Volkskommissar für dieses oder jenes. Jemanden vom Russischen Roten Kreuz und vom Roten Halbmond. Einen Mediziner von der Roten Armee vermutlich. Solche Leute.«

Ich nippte an meinem Tee und fand ihn ungenießbar stark. Den Rest in der Kanne würden sie vermutlich benutzen, um Zäune zu beizen. »Glauben Sie, die Sowjets werden auch jemand Unabhängigen in eine solche Kommission berufen?«

»Da legen Sie den Finger genau in die Wunde, Willard, alter Junge. Unabhängig. Wer sollte diese Unabhängigkeit

garantieren? Die Deutschen haben ihren Bericht. Roosevelt kriegt seinen. Und jetzt werden die Russen vermutlich auch ihren eigenen haben wollen. Ich nehme an, die Leute werden sich aussuchen müssen, was sie glauben möchten. Im Rahmen globaler Auseinandersetzungen ist so etwas wohl unvermeidlich. Aber Recht hin, Unrecht her, die Russen sind immer noch unsere Verbündeten, und wir werden lernen müssen, mit ihnen zusammenzuarbeiten, wenn wir diesen Krieg gewinnen wollen.«

Er schien mit seiner Analyse fertig, und ich stand auf und bedankte mich.

»Für unsere amerikanischen Vettern tun wir doch alles.«

Pearson bedankte sich seinerseits, und Philby sagte zu mir: »Norman gilt hier als der am wenigsten verschreckte Mann vom Grosvenor Square.« Seit ich gesagt hatte, ich wolle jetzt gehen, hatte sich seine Laune merklich gebessert. »Wir tun ja unser Bestes, nicht zu trocken und einschüchternd für euch Amerikaner zu sein, aber man weiß eben nie, wie man auf andere wirkt. Dass wir immer noch nicht erobert worden sind, liegt daran, dass wir uns nicht beeindrucken lassen. Nicht von Lebensmittelkarten, nicht von deutschen Bomben, ja, nicht mal vom englischen Wetter – hab ich Recht, Norman?«

Nachdem ich mich an den Broadway Buildings von Pearson verabschiedet hatte, ging ich zu Fuß durch den Park zurück und dachte noch ein wenig über mein Wiedersehen mit »Kim« Philby nach. Ich hatte mit Harold »Kim« Philby vor dem Krieg kurze Zeit in Wien zu tun gehabt. Ende 1933 war er mit dem Motorrad nach Wien gekommen, direkt aus Cambridge. Philby, vier Jahre jünger als ich und Sohn eines berühmten britischen Forschungsreisenden, hatte sich sofort in die Arbeit für den linken Widerstand in Wien gestürzt. Nachdem neun führende Sozialisten von der Heimwehr gelyncht worden waren, hatten er und ich geholfen, Linke zu verstecken, bis sie in die Tschechoslowakei geschmuggelt werden konnten.

In Philbys und meiner Wiener Zeit hatte Otto Deutsch, ein Doktor der Philosophie, der für den Sexualwissenschaftler Wilhelm Reich, aber auch für das NKWD arbeitete, uns beide mehrfach für den russischen Geheimdienst anzuwerben versucht. Ich hatte damals dem Angebot widerstanden. Wie sich Philby verhalten hatte, wusste ich nicht. Er war im Mai 1943 mit Litzi nach England zurückgekehrt, um sie vor der Heimwehr in Sicherheit zu bringen, denn sie war viel offener aktiv gewesen als Kim selbst. Ich war immer davon ausgegangen, dass Philby genau wie ich Deutschs Einladungen, sich dem Wiener NKWD anzuschließen, abgewiesen hatte. Doch dass er jetzt für den SIS in der Russland-Spionageabwehr arbeitete und so sichtlich nervös auf unsere Wiederbegegnung reagiert hatte, gab mir zu denken.

Natürlich konnte ich mit niemandem darüber sprechen, ohne die Aufmerksamkeit auf meine eigene Vergangenheit zu lenken. Und ich glaubte auch nicht, dass es wirklich wichtig war. Wenn die Briten tatsächlich, wie im OSS allgemein vermutet wurde, die deutschen Codes knackten, aber den Russen keine relevanten Informationen zukommen ließen, weil sie befürchteten, dass man sonst von ihnen verlangen würde, das gesamte dekodierte deutsche Material weiterzugeben, dann würde es Philby sicher als seine Pflicht ansehen, ein so perfides Verhalten einem Verbündeten gegenüber wettzumachen. Diese Form von Verrat hätte ich vielleicht sogar gutgeheißen. Ich hätte es zwar selbst nicht getan, aber schon fast gebilligt, dass es jemand anders tat.

Wieder im Hotel, machte ich mir ein paar Notizen für meinen Katyn-Bericht, nahm ein weiteres lauwarmes Bad und warf mich in den Smoking. Um achtzehn Uhr dreißig war ich in der Bar des Ritz und bestellte schon den zweiten Martini, während ich noch dabei war, den ersten auszutrinken. Ich versuchte, all die richtigen Sachen zu sagen, sagte insgesamt viel weniger, als die Leute wissen wollten, sagte überhaupt nicht viel, hörte einfach nur zu – es war ein langer Tag gewesen, und ich

brauchte dringend Entspannung. Rosamond war dafür genau das richtige Gegenüber.

Ich hatte sie seit Kriegsbeginn nicht mehr gesehen und war ein wenig überrascht, dass ihr damals braunes, welliges Haar jetzt von einem blaustichigen Grau war. Von ihrer Sinnlichkeit hatte sie jedoch nichts eingebüßt.

»Darling«, begrüßte sie mich mit ihrer sanften, hauchigen Stimme. »Wie wundervoll, dich zu sehen.«

»Du bist so hinreißend wie immer.«

»Das ist sehr lieb von dir, Will, aber es stimmt nicht.« Sie fasste sich ein wenig verlegen ans Haar.

Ich schätzte sie auf Anfang vierzig, fand sie aber schöner denn je. Sie erinnerte mich immer ein bisschen an Vivian Leigh, nur fraulicher und eben sinnlicher. Nicht so impulsiv, dafür teilnahmsvoller. Sie war groß und hellhäutig und hatte eine prachtvolle Figur, die auf eine Ottomane in einem Maleratelier gehörte. Sie trug einen langen, silbrigen Rock und eine lilafarbene Chiffonbluse, die ihre üppigen Formen betonte.

»Ich habe dir Strümpfe mitgebracht«, erklärte ich ihr. »*Golden Stripe.* Aber ich habe sie leider in meinem Zimmer im Claridge liegen lassen.«

»Mit Absicht natürlich. Damit ich auch ganz bestimmt mit in dein Hotel komme.«

Ros war es gewohnt, dass Männer sich ihr zu Füßen warfen, und sie erwartete es geradezu als Lohn dafür, dass sie so schön war, obwohl sie alles tat, um diesen Umstand herunterzuspielen. Was ziemlich unmöglich war: Fast immer und überall stach Ros hervor wie eine Frau in einem Balenciaga-Cocktailkleid auf einem Sonntagsschulpicknick in Nebraska.

»Natürlich«, sagte ich grinsend.

Sie befingerte die einreihige Perlenkette um ihren rahmweißen Hals, während ich eine neue Flasche Champagner orderte.

Ich bot ihr eine Zigarette an, und sie zwängte sie in eine kleine, schwarze Zigarettenspitze.

»Du lebst derzeit mit einem Dichter zusammen, stimmt das?«

Ich beugte mich vor, um ihr Feuer zu geben, und erhaschte einen Duft, der mir direkt in die Hosentasche und von da noch ein Stück weiter fuhr.

»Stimmt«, sagte sie paffend. »Er ist gerade weg, seine Frau und seine Kinder besuchen.«

»Taugt er was? Als Dichter, meine ich?«

»Oh, ja. Und er sieht auch schrecklich gut aus. Genau wie du, Darling. Aber ich möchte nicht über ihn reden, weil ich sauer auf ihn bin.«

»Warum?«

»Weil er zu seiner Frau und seinen Kindern gefahren ist, statt hier bei mir zu bleiben, das ist doch klar.«

»Klar. Und was ist mit Wogan?«

Wogan Philipps, der zweite Baron Milford, war der Ehemann, den Ros um des Dichters willen verlassen hatte.

»Er heiratet wieder. Eine von seinen kommunistischen Genossinnen. Jedenfalls wird er es tun, sobald wir geschieden sind.«

»Ich wusste gar nicht, dass Wogan Kommunist ist.«

»Mein Lieber, er ist durch und durch kommunistisch.«

»Aber *du* bist keine Kommunistin, oder?«

»Gott, nein. Ich war noch nie ein politisches Tier. Emotional zur Linken neigend, das ja, aber nicht praktisch. Und ich erwarte von Männern, dass sie mich zu ihrem wichtigsten Anliegen machen und nicht Hitler oder Stalin. So wie ich sie zu meinem gemacht habe.«

»Auf dich, meine Liebe«, sagte ich. »Meine Stimme ist dir jederzeit sicher.«

Nach einem von viel Geflirte begleiteten Dinner gingen wir um die Ecke zum St. James Place, wo Victor Rothschild eine Dachgartenwohnung hatte. Ein Diener richtete uns aus, seine Lordschaft sei auf einer Cocktail-Party in Chesterfield Gardens, und wir sollten doch nachkommen.

»Sollen wir hingehen?«, fragte ich Rosamond.

»Warum nicht? Ist auf jeden Fall besser als eine leere Wohnung in Kensington. Und ich war schon ewig nicht mehr auf einer Party.«

Thomas Harris und seine Frau Hilda waren wohlhabende Leute, deren gastgeberische Qualitäten nur noch von ihrem offenkundig guten Geschmack übertroffen wurden. Harris war Kunsthändler. An vielen Wänden des Hauses in Chesterfield Gardens hingen Gemälde und Zeichnungen von Künstlern wie El Greco und Goya.

»Sie müssen Victors Amerikaner sein«, begrüßte mich Harris herzlich. »Und Sie Lady Milford. Ich habe Ihre sämtlichen Romane gelesen. *Dunkle Antwort* gehört zu meinen Lieblingsbüchern.«

»Ich bin gerade mit *Aufforderung zum Tanz* durch«, sagte Hilda Harris. »Ich war ja so aufgeregt, als Tom mir sagte, Sie kämen vielleicht. Kommen Sie, ich möchte Sie mit ein paar Leuten bekannt machen.« Sie nahm Rosamond am Ellbogen. »Kennen Sie Guy Burgess?«

»Ja. Ist er hier?«

»Willard!«

Ein dunkelhaariger, untersetzter, aber gut aussehender Mann kam herüber und begrüßte mich. Er hatte gleichzeitig etwas von einem Rabbiner, einem Tycoon, einem Bolschewiken und einem Aristokraten. Victor Rothschild war ein einsamer Rufer in der Wüste des Privilegs und des Status. Wir teilten die Liebe zum Jazz und ein rosiges Bild von der Wissenschaft, was Victor insofern leichter fiel, als er tatsächlich Naturwissenschaftler war.

Victor hätte keine wissenschaftlichere Natur sein können, selbst wenn er in einer Petrischale geschlafen hätte.

»Willard, schön, Sie zu sehen«, sagte er und schüttelte mir vehement die Hand. »Sagen Sie, Sie haben doch Ihr Saxophon mitgebracht, oder? Will spielt nämlich ein ziemlich heißes Saxophon, Tom.«

»Es schien mir nicht schicklich«, sagte ich. »Als Sonderbeauftragter des Präsidenten mit einem Saxophon zu reisen, ist etwa so, wie mit einem Billardqueue bei einer Papstaudienz zu erscheinen.«

»Sonderbeauftragter des Präsidenten, hm? Das ist wirklich beeindruckend.«

»Klingt wohl beeindruckender, als es ist. Und Sie, Victor? Was machen Sie?«

»MI5. Ich leite eine kleine Sabotageabwehr-Abteilung. Winstons Zigarren röntgen und so was. Technischer Kram.« Rothschild winkte mir zu. »Machen Sie ihn mit irgendjemandem bekannt, Tom. Ich bin in fünf Minuten wieder da.«

Harris sah Rothschild nach und sagte: »Er untertreibt gehörig. Soweit ich weiß, hat er mit Bombenräumung zu tun. Entschärfung der neuesten deutschen Zünder. Gefährliche Arbeit.« Über meine Schulter hinweg winkte Harris einen großen, ziemlich kraftlos wirkenden Mann von der mageren, hungrigen Sorte herbei. »Tony, das ist Willard Mayer. Willard, das ist Anthony Blunt.«

Der Mann, der jetzt herüberkam, hatte Hände, die eher zu einem zierlichen Mädchen gehörten, und einen so dekadent-angeekelten Mund, als wäre er von der Muttermilch direkt auf Zitronen und Limetten umgestellt worden. Außerdem hatte er eine Art zu sprechen, die mir gar nicht gefiel.

»Oh, ja«, sagte Blunt. »Von *Ihnen* hat mir Kim schon erzählt.«

Er gab dem »Ihnen« eine ungehörige Betonung, als wollte er irgendeine Art Missbilligung ausdrücken.

»Will?«

Ich drehte den Kopf und sah Philby hinter mir stehen.

»Na, so was. Ich habe gerade von Ihnen gesprochen, Will.«

»Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an. Ich bin rundum versichert.«

»Er ist ein Freund von Victor«, erklärte Harris Philby und ging davon, um einen anderen Gast zu begrüßen.

»Hören Sie«, sagte Philby, »vielen Dank, dass Sie mich heute Nachmittag nicht reingeritten haben. Dass Sie nicht genauer gesagt haben, was wir in Wien gemacht haben.«

»Das hätte ich wohl nicht gut tun können. Nicht, ohne mich selbst auch reinzureiten. Außerdem« – ich entzündete ein Streichholz an meinem Daumennagel und steckte mir eine Zigarette an – »ist Wien zehn Jahre her. Heute ist alles anders. Zum Beispiel sind die Russen jetzt unsere Verbündeten.«

»Stimmt«, sagte Philby. »Obwohl es Momente gibt, in denen man es nicht glauben würde, so wie wir diesen Krieg führen.«

»Sprechen Sie nur für sich. Ich führe gar nichts, außer ab und zu mal einen Tennisschläger. Im Großen und Ganzen tue ich, was man mir sagt.«

»Ich meinte ja nur, manchmal, wenn man sich die Gefallenenzahlen der Roten Armee ansieht, könnte man glauben, die Sowjetunion wäre das einzige Land, das wirklich gegen die Deutschen kämpft. Ohne die Ostfront wäre der Gedanke, dass die Briten und Amerikaner in Europa landen könnten, einfach lächerlich.«

»Ein Mann in meinem Hotel hat mir erzählt, dass im September in ganz Großbritannien nur fünf Menschen getötet wurden. Kann das denn wirklich stimmen? Oder wollte er mich

nur überzeugen, dass ich meinen Regenschirm zu Hause lassen kann?«

»Oh, doch«, sagte Philby, »das stimmt voll und ganz. Und unterdessen sterben die Russen mit einer Rate von rund siebzigtausend Mann pro Monat. Ich habe Geheimdienstmaterial gesehen, das die russischen Verluste insgesamt auf über zwei Millionen beziffert. Sie sehen, warum die Russen befürchten, wir könnten einen Separatfrieden aushandeln und sie müssten am Ende Hitler allein bezwingen. Und diese Angst wird auch dadurch nicht gerade gemildert, dass Ihr Präsident gerade jetzt diese Erschießungen im Wald von Katyn unter die Lupe nimmt.«

»Es ist doch wohl immer noch allgemein üblich, Morde unter die Lupe zu nehmen«, sagte ich. »Das gehört nun mal zu den Dingen, die uns in der Illusion wiegen, in einer zivilisierten Welt zu leben.«

»Oh, sicher. Aber man kann es Stalin doch kaum verdenken, wenn er den Verdacht hat, die Westalliierten könnten Katyn zum Vorwand nehmen, eine Landung in Europa immer weiter hinauszuschieben, jedenfalls so lange, bis sich die Wehrmacht und die Rote Armee gegenseitig vernichtet haben.«

»Sie scheinen ja ziemlich genau zu wissen, was Stalin denkt, Kim.«

Philby schüttelte den Kopf. »Qualifizierte Vermutungen. Darum dreht sich doch dieses ganze Spiel. Die Russen sind nun mal leicht zu durchschauen. Im Gegensatz zu Churchill. Was in den Gehirnwindungen dieses Mannes vor sich geht, kann niemand genau sagen.«

»Soweit ich es mitgekriegt habe, hat Churchill der Katyn-Sache keine große Beachtung geschenkt. Er benimmt sich nicht wie jemand, der sie als Vorwand zu benutzen gedenkt, die Errichtung einer zweiten Front auf die lange Bank zu schieben.«

»Mag sein«, räumte Blunt ein. »Aber es gibt viele andere, die es gern täten, verstehen Sie? Diese ganzen Judenhasser, die der Meinung sind, wir führten den Krieg gegen die Falschen.« Er schnappte sich ein Glas von einem vorbeiwandernden Tablett und kippte den Inhalt in einem gierigen Schwung in sich hinein. »Und Roosevelt? Meinen Sie, der würde das zulassen?«

Blunt lächelte herzlich, aber sein Mund gefiel mir noch immer nicht.

Philby, der mein Stirnrunzeln sah, sagte: »Ist schon gut, Willard. Anthony ist einer von uns.«

»Und das wäre?«, sagte ich kratzbürstig. Die Aussage, Anthony sei einer von uns, schien mir plötzlich fast so beleidigend wie ihre Umkehrung: Ich sei einer von ihnen.

»MI5. Anthony ist vielleicht sogar der Mann, mit dem Sie wegen Ihrer Polen-Sache reden sollten. Die verbündeten Exilregierungen, neutrale Länder mit diplomatischen Vertretungen in London – auf all das hat Anthony ein Auge, stimmt's, Tony?«

»Wenn Sie's sagen, Kim«, sagte Blunt lächelnd.

»Na ja, ist doch kein großes Geheimnis«, brummelte Philby.

»Ich kann Ihnen so viel sagen«, sagte Blunt. »Die Polen würden schrecklich gern einen Russen in die Finger kriegen, der Attaché an der sowjetischen Botschaft in Washington ist. Ein gewisser Wassili Zubilin. 1940 war er Major beim Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten und befehligte eine der Todesschwadronen in Katyn. Offenbar haben ihn die Russen zur Belohnung für seine gute Arbeit nach Washington geschickt, auch um ihn aus der Gefahrenzone zu schaffen. Und weil sie sicher sein können, dass er nicht überlaufen wird. Wenn er's täte, würden sie einfach Ihre Regierung darüber informieren, was er in Katyn getan hat. Und dann wäre da sicher irgendein Pole, der ihn als Kriegsverbrecher anklagen würde.

Was auch immer das Wort bedeutet. Und woher kennen Sie Victor?« Blunt wechselte abrupt das Thema.

»Wir haben ein ähnlich oberflächliches Verhältnis zu unserem Jüdischsein«, sagte ich. »Oder in meinem Fall, genauer gesagt, Halbjüdischsein. Ich war bei seiner Hochzeit mit Barbara. Und Sie?«

»Oh, Cambridge«, sagte Blunt. »Und Rosamond. Sie sind doch mit ihr gekommen? Woher kennen Sie Rosie?«

»Hör auf, ihn auszuquetschen, Anthony«, sagte Philby.

»Ist schon gut«, sagte ich, ohne jedoch Blunts Frage zu beantworten, und als ich Rosamonds unverwechselbares Lachen hörte, blickte ich mich um und sah sie höchst belustigt einem ziemlich derangiert aussehenden Menschen zuhören, der sich über irgendeinen Jüngling erging, den er verführen wollte. Allmählich kam mir der Verdacht, dass so ziemlich jeder auf dieser Party entweder Spion, Kommunist oder homosexuell war – Anthony Blunt war wahrscheinlich sogar alles auf einmal.

Rothschild kam wieder herein und schwenkte triumphierend ein Saxophon.

»Victor«, sagte ich lachend, »Sie sind wohl der einzige Mensch, der nachts um halb elf ein Saxophon auftreiben kann.« Ich nahm das Saxophon, und mein alter Freund setzte sich ans Klavier, zündete sich eine Zigarette an und klappte den Deckel auf.

Wie spielten über eine halbe Stunde. Rothschild war der bessere Musiker, aber es war spät, und die Leute waren zu betrunken, um meine technischen Schwächen zu bemerken. Als wir aufgehört hatten, nahm mich Philby beiseite.

»Prima«, sagte er. »Wirklich. Das war nicht von schlechten Eltern.«

Ich zuckte die Achseln und trank ein Glas Champagner gegen meinen trockenen Mund.

»Sie erinnern sich doch noch an Otto Deutsch?«, fragte er.

»Otto? Ja. Was ist aus ihm geworden? Er ging doch nach London oder nicht? Als Österreich faschistisch wurde.«

»Er war auf einem Schiff, das mitten auf dem Atlantik von einem deutschen U-Boot versenkt wurde.« Philby schwieg und zündete sich eine Zigarette an.

»Armer Otto. Das wusste ich nicht.«

»Er hat mich anzuwerben versucht, wissen Sie? Für das NKWD, damals in Wien.«

»Ach ja?«

»Ich habe, ehrlich gesagt, nicht recht eingesehen, was ich da sollte. Trotzdem, wenn ich in Österreich geblieben wäre, hätte ich wahrscheinlich irgendwann für sie gearbeitet. Aber um Litzis willen musste ich weg. Also ging ich hierher zurück und fand einen Job bei der *Times.* Aber ich habe Otto noch einmal wieder gesehen, 1937, als er gerade auf dem Weg nach Russland war. Ich glaube, er hatte ziemliches Glück, dass er bei der Großen Säuberung nicht erschossen wurde. Jedenfalls hat er mich hier in London noch einmal anzuwerben versucht, können Sie sich so was vorstellen? Weiß der Himmel, warum. Ich meine, die Informationen, an die ein Journalist herankommt, wird er doch in der Regel an seine Leser weitergeben. Klar, ich war Kommunist. Bin es, um der Wahrheit die Ehre zu geben, immer noch, wenn ich auch, falls sie herauskäme, auf der Stelle meinen Job los wäre.«

»Warum sagen Sie mir das, Kim?«

»Weil ich glaube, dass ich Ihnen vertrauen kann, alter Junge. Und wegen dessen, was Sie vorhin gesagt haben. Über den Gedanken, dass unsere Seite einen Frieden mit den Jerrys aushandeln könnte.«

Ich konnte mich nicht erinnern, darüber viel gesagt zu haben, ließ es aber so stehen.

»Ich glaube, wenn ich je hinter so etwas kommen würde, dann zur Hölle mit der Geheimhaltung. Ich würde direkt zur sowjetischen Botschaft marschieren und ihnen einen Brief durch den verdammten Briefschlitz stecken. Lieber Genosse Stalin, die Briten und die Amerikaner lassen Sie die Wolga runtergehen. Mit besten Grüßen, Kim Philby, MI5.«

»Ich glaube nicht, dass das passieren wird.«

»Nein? Schon mal von einem gewissen George Earle gehört?«

»Ja. Das ist sogar einer der Gründe, warum ich hier bin. Earle ist der Sondergesandte des Präsidenten auf dem Balkan. Er hat FDR einen unangeforderten Bericht über das Katyn-Massaker geschickt. Er ist ein Kumpel von Roosevelt. Reich. Sehr reich. Wie alle Kumpels von Roosevelt.«

»Sie auch«, schmunzelte Philby.

»Meine Familie, Kim. Nicht ich.«

»Gott, jetzt klingen Sie genau wie Victor.« Er lachte. »Der epikuräische Asket.« Philby schnappte sich ein neues Glas Champagner.

Ich nahm mir selbst auch eins, trank diesmal aber langsam. Ich wollte ein wenig zur Besinnung kommen und aufhören, auf Philby herumzuhacken. Ich wollte nachsichtig mit ihm sein, weil er betrunken war. Und weil ich mehr über George Earle erfahren wollte.

»Hören Sie«, sagte er wie jemand, der sich nicht entscheiden kann, ob das, was er da von sich zu geben anhebt, eine Klatschgeschichte oder ein Staatsgeheimnis ist. Es war im Übrigen gut möglich, dass er den Unterschied gar nicht kannte. »Die Earles haben ihr Geld im Zuckerhandel gemacht. Earle brach sein Harvard-Studium ab und ging 1916 zu General Pershings Armee, um Pancho Villa in Mexiko zu jagen. Dann ging er zur Marine und bekam das Navy-Cross für Heldenhaftigkeit im Kampf. Deshalb ist er so dicke mit Roosevelt. FDR ist doch ein Navy-Mann, oder nicht?«

Ich nickte. »Worauf wollen Sie hinaus, Kim?«

Philby klopfte mit dem Zeigefinger auf seine Nase. »Sie werden schon sehen.« Er zündete sich eine Zigarette an, riss sie sich aber dann ungeduldig wieder aus dem Mund. »Obwohl Earle zeitlebens Republikaner war, unterstützte er Roosevelt bei den Präsidentschaftswahlen 1932. Und zur Belohnung machte ihn FDR zu seinem Marineattaché in Istanbul. Und jetzt kommt der beste Teil. Hefty – das ist der Spitzname unseres Freundes Earle – hat eine Freundin, eine belgische Tänzerin und Teilzeitprostituierte namens Hélène, die für uns arbeitet. Ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie wissen, woher unsere Informationen kommen.

Im Mai dieses Jahres traf Hefty den deutschen Botschafter in Ankara. Wie Sie sicher wissen, ist dieser Botschafter der ehemalige deutsche Reichkanzler Franz von Papen. Laut Hélène führten Hefty und von Papen geheime Friedensverhandlungen. Wir wissen nicht genau, ob die Initiative dazu von FDR oder von Herrn von Papen ausging. Jedenfalls rapportierte Earle an FDR und von Papen an irgendjemanden in Berlin – wir wissen nicht genau, an wen. Eine Zeit lang schien nicht viel zu geschehen. Dann, vor ein paar Tagen erst, traf sich Earle mit einem Amerikaner namens Theodore Morde. Schon mal gehört?«

»Von einem Theodore Morde habe ich noch nie gehört«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Morde ist ein Mann, der für den COI in Kairo gearbeitet hat, ehe der COI zu Ihrem Laden, dem OSS, wurde. Ich dachte, Sie könnten ihn vielleicht kennen.«

»Nie gehört«, sagte ich noch einmal.

»Morde ist Amerikaner, reist aber mit einem portugiesischen Pass. Arbeitet für *Reader's Digest.* Die Sorte Mann, die Ihr Laden jederzeit verleugnen könnte. Sie wissen ja sicher, was ich meine. Jedenfalls hat sich dieser Morde erst vor zwei Tagen mit

von Papen getroffen. Wir haben keine Ahnung, was da geredet wurde. Leider treibt es Hélène nicht mit *ihm.* Aber andere Quellen wollen wissen, dass Morde anschließend Earle irgendein Schreiben von Herrn von Papen an Roosevelt übergab. Und das ist im Moment alles, was wir wissen.«

Während Philbys Ausführungen spürte ich, wie sich meine Kiefer verkrampften. Was Blunt über Wassili Zubilin gesagt hatte, war schon überraschend genug gewesen, aber das hier war noch viel beunruhigender. Die scheinbare Lässigkeit, mit der Philby seine Bombe platzen ließ – so typisch englisch –, machte es noch schlimmer.

»Und sind Sie direkt zur sowjetischen Botschaft marschiert und haben einen Brief durch den Briefschlitz geschoben? Wie Sie eben sagten?«

»Noch nicht«, sagte Philby. »Aber vielleicht tu ich's noch.«

»Was hat Sie davon abgehalten?«

»Sie, wenn Sie's genau wissen wollen.«

»Ich?«

»Dass Sie einfach so in meinem Büro aufgekreuzt sind, aus heiteren Himmel, nach all den Jahren. Und nicht nur das, sondern dass Sie sich auch noch als Sonderbeauftragter von Roosevelt entpuppt haben, genau wie der alte Hefty. Da habe ich mir gesagt, tu nichts Überstürztes, Kim. Vielleicht kann dir der alte Willard ja helfen, die Story, wenn es denn eine gibt, ein bisschen auszubauen. Ihr Stand zu verleihen, wie wir Journalisten sagen.«

Meine anfängliche instinktive Vorsicht war in Verblüffung umgeschlagen. Wenn Philby Recht hatte und Roosevelt tatsächlich über einen Separatfrieden verhandelte, was sollte dann das Treffen der Großen Drei?

»Wie?«

»Oh, keine Ahnung. Indem Sie auf dem Campus und im Weißen Haus die Ohren offen halten, so in der Art. Einfach nur ein bisschen beobachten.«

»Mal angenommen, ich kriege etwas mit. Was dann?«

»Da ist ein Freund von mir in der britischen Botschaft in Washington. Ein alter Linker wie Sie und ich, Childs mit Namen. Stephen Childs. Ein guter, verlässlicher Mann, der aber auch zu der Ansicht neigt, dass die Russen den Kürzeren gezogen haben. Wenn Sie irgendwas Verdächtiges hören würden, könnten Sie ihn anrufen. Ein Gläschen mit ihm trinken. Drüber reden. Mit ihm gemeinsam entscheiden, was daraus folgt, und ganz einfach tun, was immer Ihr Gewissen Ihnen gebietet. Ich für mein Teil …« Philby zuckte die Achseln. »Ich werde wohl schauen müssen, was über unsere Agenten in Ankara noch herauszubekommen ist. Aber ich bin da, offen gestanden, nicht sehr optimistisch, und wir müssen wohl abwarten, wo Ihr Mr. Morde als Nächstes auftaucht.«

»Ich verspreche gar nichts«, sagte ich. »Aber ich werde sehen, was ich tun kann. Ich will seine Blicke beachten, will ihn bis ins Leben prüfen; stutzt er, so weiß ich meinen Weg.«

Philby sah mich perplex an.

»*Hamlet*«, erklärte ich. »Was haben Sie eigentlich gelesen, als Sie in Cambridge waren?«

Philby grinste. »Marx und Engels natürlich.«

MONTAG, 8. OKTOBER 1943

BERLIN

»DAS KLINGT, ALS HÄTTEN SIE den *Pimpf* gelesen«, raunzte Himmler Schellenberg an. Der *Pimpf* war die Monatszeitschrift des Jungvolks, der zehn- bis vierzehnjährigen Jungen in der Hitlerjugend. Er enthielt eine Mischung aus Abenteuergeschichten und Propaganda. »Die Großen Drei umbringen? Sind Sie verrückt? Es erstaunt mich wirklich, Schellenberg, dass ein Mann von Ihrer offenkundigen Intelligenz mit einem so schwachsinnigen Plan bei mir auftritt. Was hat Sie nur auf die Idee gebracht?«

»Sie, Herr Reichsführer.«

»Ich?«

»Ihre Posener Rede. Sie hat mich beeindruckt. Sie sagten doch, dass es der Glaube ist, der den Sieg schafft, und dass Sie keine Pessimisten in unseren Reihen wollen und keine Leute, die den Glauben ans Vaterland verloren haben. Ich dachte mir, wenn Skorzeny so etwas wie die Mussolini-Befreiung fertig bringt, dann ließe sich vielleicht auch etwas noch Gewagteres schaffen.«

»Pessimismus ist eines, Schellenberg, blinder Optimismus etwas anderes. Und Realismus wieder etwas anderes. Von einem Mann mit Ihren Fähigkeiten erwarte ich Realismus. Wie wir beide wissen, wurde Skorzenys Unternehmen auf Befehl des Führers durchgeführt. Es war eine absurde Idee und hat keinerlei praktischen Nutzen gebracht. Haben Sie mich in Posen den Namen Skorzeny auch nur einmal erwähnen hören? Nein. Haben Sie nicht. Normalerweise, mit genügend Zeit, hätte ich Hitlers Idee mit der Mussolini-Befreiung abbiegen können, wie

ich so viele andere idiotische Pläne abgebogen habe. Aber er hat immer wieder damit angefangen, bis ich schließlich keine Möglichkeit mehr sah, es zu umgehen. Und, lieber Gott, wer hätte denn gedacht, dass der Trottel es auch noch schafft.«

Sie befanden sich in Himmlers neuem Büro im Reichsinnenministerium Unter den Linden, neben der alten griechischen Botschaft. Durch die hohen Fenster konnte Schellenberg das Adlon sehen und sogar das Fenster ebenjenes Zimmers, wo er und Lina Heydrich sich geliebt hatten.

»Realismus heißt, einen Friedensschluss mit den Alliierten anzustreben, nicht zu versuchen, deren Staatsoberhäupter umzubringen.«

Schellenberg nickte, staunte aber über die vielen Widersprüche in Himmlers Person und Verhalten. Der Himmler, der jetzt von Frieden sprach, war derselbe, der am 25. August, gleich nachdem er Wilhelm Frick als Innenminister abgelöst hatte, einen Regierungsrat wegen »defätistischer Äußerungen« unters Fallbeil geschickt hatte. Die Hinrichtung des Regierungsrats war offenbar nur Schau gewesen, dachte Schellenberg, um die allgemeine Moral aufrechtzuerhalten. Die letzte Bemerkung des Reichsführers bestätigte die Aussage der beiden Gestapo-Leute, die Schellenberg hatte erschießen müssen: dass Himmler private Friedensverhandlungen führte, die ihn vermutlich an die Spitze einer Nach-Hitler-Regierung bringen sollten.

»Nein«, sagte der Reichsinnenminister. »Ich glaube, das käme gar nicht gut an. Nicht, während wir über einen Frieden zu verhandeln versuchen.«

Da, dachte Schellenberg, er gab es zu. In seiner Arroganz wäre Himmler wahrscheinlich gar nicht auf die Idee gekommen, die Gestapo könnte das zu Recht als Verrat betrachten. Dass sie die Frechheit besitzen könnten, ihn, den Reichsführer-SS, zu bespitzeln, konnte er sich wohl einfach nicht vorstellen.

»Das scheint Sie nicht sonderlich zu überraschen, Schellenberg«, bemerkte Himmler.

»Dass wir über einen Frieden zu verhandeln versuchen? Wenn Sie sich erinnern wollen, Herr Reichsführer, war ich doch derjenige, der im August letzten Jahres von der Notwendigkeit einer Alternativstrategie gesprochen hat. Damals sagten Sie, glaube ich, ich sei ein Defätist.«

Schellenberg spürte, dass Himmler daran nicht gern erinnert werden wollte. »Und was ist dann das hier?«, sagte Himmler und wedelte gereizt mit dem Dossier, das detailliertere Pläne für das Unternehmen »Großer Sprung« enthielt. »Eine neue Alternativstrategie?«

»Genau das, Herr Reichsführer. Eine neue Alternativstrategie. Ich wusste leider nichts von Ihrer Friedensinitiative.«

»Jetzt wissen Sie's. Deshalb hatte ich Sie heute Morgen eigentlich hierher beordert.«

»Verstehe. Und ist Felix Kersten daran beteiligt?«

»Ja. Woher wissen Sie das?«

»Das habe ich nur geraten.«

»Dann war es verdammt gut geraten.« Himmler klang wieder verärgert.

Schellenberg zuckte bedauernd die Achseln, aber innerlich war er schockiert. Er war ja durchaus dafür, Friedensverhandlungen mit den Alliierten zu führen, aber er hätte nie geglaubt, dass die Gestapo Recht haben könnte, was Felix Kersten anging. Dass ein finnischer Masseur mit Verhandlungen über Deutschlands weiteres Schicksal betraut wurde, verstieß doch gegen jeden gesunden Menschenverstand. In diesem Punkt war er mit Gestapo-Müller ganz einer Meinung.

»Ich weiß nicht, was Sie heute Abend vorhaben«, sagte Himmler, »aber ich fürchte, Sie werden es abblasen müssen. Ich schicke Sie direkt nach Stockholm. Meine Reisemaschine wartet

in Tempelhof auf Sie. Sie werden um die Mittagszeit in Schweden sein. Im Grand Hotel ist eine Suite für Sie gebucht. Dort wird sich Kersten mit Ihnen treffen.«

Himmler zog eine Schlüsselkette aus der Hosentasche und stand auf. Er schloss einen Stockinger-Wandtresor auf und entnahm ihm eine dünne Ministeriumsaktenmappe, an deren Griff ein Paar Handschellen angeschlossen waren. »Sie haben vollen Diplomatenstatus, also dürfte es keinen Grund geben, warum die Schweden Sie auffordern sollten, diese Aktenmappe zu öffnen. Aber ich werde sie jetzt öffnen, um Ihnen die Notwendigkeit striktester Geheimhaltung vor Augen zu führen. Nur fünf Personen wissen von dieser Mission: der Führer, ich, Ribbentrop, Felix Kersten und jetzt Sie. Sie müssen natürlich die Uniform ablegen. Das können Sie tun, wenn Sie noch einmal zu Hause vorbeifahren, um Ihren Pass und ein paar Sachen zum Wechseln zu holen. Oberleutnant Wagner wird Sie in die Zahlstelle hinunterbegleiten, wo Sie sich schwedisches Geld abholen können.« Himmler schloss die Aktenmappe an Schellenbergs Handgelenk fest und öffnete dann die Lederklappe. Zum Vorschein kamen drei weiße Umschläge, die jeweils in mehrere Schichten Zellophan gehüllt waren, und ein Feuerzeug. Schellenberg ahnte, dass das Zellophan nicht dazu da war, die Umschläge vor Schmutz zu schützen, sondern gewährleisten sollte, dass er sie im Notfall schneller verbrennen konnte.

»Diese Briefe sind alle vom Führer persönlich«, erklärte Himmler. »Einer ist an Präsident Roosevelt, der zweite an Stalin und der dritte an Premierminister Churchill. Sie werden diese Tasche Dr. Kersten aushändigen, der die Briefe dann den entsprechenden Personen in Stockholm übergeben wird. Dabei werden Sie ihn in jeder erforderlichen Art und Weise unterstützen. Ist das klar?«

Schellenberg schlug die Hacken zusammen und beugte gehorsam den Kopf. »Absolut klar, Herr Reichsführer. Dürfte

ich fragen, welchen Inhalts diese Briefe des Führers an die Großen Drei sind?«

»Nicht einmal ich weiß genau, was darin steht«, sagte Himmler.

»Aber ich glaube, der Führer will Klarheit, was es mit den Äußerungen der Alliierten bezüglich einer bedingungslosen Kapitulation auf sich hat. Er möchte in Erfahrung bringen, ob die Alliierten wirklich keinen Verhandlungsfrieden wollen, und weist sie darauf hin, dass eine solche Forderung, wenn sie denn ernst gemeint wäre, ein Novum in den Annalen der modernen Kriegsführung darstellen würde.«

»Ach so«, sagte Schellenberg, »nichts Wichtiges also.«

Himmler lächelte schmallippig. »Ich kann daran nichts Spaßiges entdecken, Schellenberg, wirklich nicht. Die Zukunft Deutschlands und das Leben von Millionen Menschen könnten vom Inhalt dieser Mappe abhängen. Meinen Sie nicht?«

»Doch, Herr Reichsführer. Verzeihung.«

Oberleutnant Wagner begleitete Schellenberg zur Zahlstelle im Untergeschoss des Ministeriums. Was nicht nötig gewesen wäre. Schellenberg hatte seine SS-Laufbahn im Innenministerium begonnen und wusste sehr gut, wo die Zahlstelle war. Seine Spesenabrechnungen zu frisieren, war immer schon eines seiner größten Talente gewesen.

»Wie geht es Sturmbannführer Tschierschky, Herr Brigadeführer?«, fragte Wagner. »Hat er noch diesen blauen BMW Roadster? Genau der Wagen, den ich fahren würde, wenn ich mir’s leisten könnte.«

Schellenberg, der sich nicht weiter für Autos interessierte, gab ein unbestimmtes Knurren von sich, während der Kassenbeamte ein ansehnliches Bündel Schwedische Kronen vor ihm auf den Kassentisch zählte. Wagner beäugte das Geld gierig, als

Schellenberg es in die immer noch an seinem Handgelenk befestigte Aktentasche warf. Dann schloss Schellenberg die Mappe ab. Wagner brachte ihn zum Hauptportal des Ministeriums.

»Sie waren mit Tschierschky in einer Einsatzgruppe, richtig, Wagner?«

»Jawohl, Herr Brigadeführer.«

»Und davor?«

»War ich Jurist, Herr Brigadeführer. Bei der Kriminalpolizei in München.«

Noch so ein verdammter Jurist. Schellenberg rümpfte angewidert die Nase, als er das Ministerium verließ. Kaum zu fassen, dass er selbst das Medizinstudium aufgegeben hatte, um ausgerechnet Jurist zu werden. Er hasste Juristen. Es war ein Fehler gewesen, alle Juden umbringen zu wollen, wo doch noch so viele Juristen herumliefen.

Er fuhr wieder in seine Wohnung und zog Zivilkleidung an. Dann warf er ein paar Sachen in eine Reisetasche, steckte seinen Pass ein und ging nach draußen. Bei Loeser und Wolff Ecke Fasanenstraße kaufte er sich zwanzig Jasmatzi-Zigaretten und ein paar Zeitungen für den Flug. Anschließend fuhr er nach Tempelhof, wo Himmlers Maschine schon bereitstand. Es war eine Focke-Wulf 200 Condor, derselbe Flugzeugtyp, den Schellenberg für den Bombenangriff auf die Botschaft in Teheran hatte benutzen wollen.

An Bord übergab er der Besatzung ihre versiegelten Orders und setzte sich dann hin. Er mied den breiten Ledersitz des Reichsführers mit dem eigenen Notausstieg. Im Notfall brauchte derjenige, der darauf saß, nur einen roten Hebel zu ziehen. Unter dem Sitz würde dann hydraulisch eine Klappe geöffnet, durch die er, noch am Sitz festgeschnallt, ins Freie gleiten würde, um dann per Fallschirm zu landen. Doch auf einem Sitz zu sitzen, der aus dem Flugzeug fallen konnte, war nicht das, was sich

Schellenberg unter einer angenehmen Reise vorstellte. Also setzte er sich auf den schmaleren Sitz gegenüber, den gewöhnlich Himmlers Freundin, sein Adjutant oder seine Privatsekretärin einnahm. Er zündete sich eine Jasmatzi an und versuchte, nicht an die Gefahren des vor ihm liegenden Flugs zu denken. Die Condor des Reichsführers war zwar in Deutschland das, was den fliegenden Festungen der Amerikaner am nächsten kam, aber jetzt, im Herbst 1943, war die RAF am deutschen Himmel viel zu allgegenwärtig, als dass man es oft riskiert hätte zu fliegen, und Himmler brauchte gewöhnlich mehrere Cognacs, um seine Nerven zu beruhigen. Schellenberg tat es ihm nach.

Keine zehn Minuten später raste die Condor mit ihren vier BMW-Motoren die Startbahn entlang und erhob sich in die Lüfte. Schellenberg starrte durch das fünf Zentimeter dicke, kugelsichere Fenster auf die Stadt hinab. Von oben war leichter zu erkennen, wie effizient die RAF mittlerweile war; es gab in ganz Berlin kaum noch ein Viertel ohne zerbombte Häuser. Noch ein solches Jahr, dachte Schellenberg, und für die Russen würde nicht mehr viel einzunehmen sein.

Sie flogen südwärts, Richtung Mariendorf, beschrieben dann eine Kurve nach Westen, Richtung Zehlendorf und Grunewald, und zogen schließlich nach Norden, unter sich das Olympiastadion und die Spandauer Zitadelle, wo einige der wichtigsten Staatsgefangenen des Reiches saßen. Die Maschine stieg stetig, und als sie nach etwa einer halben Stunde ihre Reiseflughöhe von gut 5000 Metern erreicht hatte, kam ein Mitglied der vierköpfigen Besatzung, ein Mann namens Hoffmann, in die Passagierkabine, um Schellenberg ein paar Wolldecken zu bringen.

»Sagen Sie«, sagte Schellenberg, »was halten Sie von diesem Flugzeug?«

Der Mann zeigte auf Himmlers Sitz. »Darf ich?«

»Nur zu«, sagte Schellenberg.

»Die beste Langstreckenreisemaschine Europas«, sagte Hoffmann. Er setzte sich und machte es sich bequem. »Wenn nicht sogar der Welt. Ich habe nie verstanden, warum wir davon nicht mehr produziert haben. Diese Maschine bringt Sie in knapp zwanzig Stunden nach New York, nonstop. Besonders schnell ist sie allerdings nicht. Selbst eine Short Sutherland würde diese hier jederzeit einholen und abschießen. Und wehe, ein Mosquito würde uns entdecken. Aber aerodynamisch ist die Condor einmalig.«

»Und als Langstreckenbomber?«

Hoffmann zuckte abschätzig die Achseln. »Anfangs war sie ja als Atlantikbomber ganz effizient. Hab selbst ein paar Schiffe versenkt, bevor ich zur Regierungsstaffel versetzt worden bin. Aber wie gesagt, für einen Jäger ist sie leichte Beute, trotz der ganzen Bordwaffen, die wir haben. Wenn man das Überraschungsmoment auf seiner Seite hat, ist sie wohl ganz brauchbar. Manche von den neueren Modellen haben Suchradar, was den Bombenabwurf im Blindverfahren ermöglicht, oder sie haben eine Funklenkvorrichtung für Gleitbomben. Das große Plus ist die Reichweite. Ich meine, überlegen Sie mal. New York. Dieses Flugzeug könnte New York bombardieren. Die Chancen stehen gut, dass wir sie im Schlaf überraschen würden. Schließlich rechnet doch niemand damit, dass ein Bomber es bis dort hinüber schafft. Natürlich würden wir uns dabei nasse Füße holen, aber ich schätze, das wär's wert, oder? Ich meine, denken Sie nur mal, wie viele Leute wir an einem so dicht besiedelten Ort wie New York erwischen könnten. Der Überraschungseffekt ist doch schon die halbe Miete, oder?«

Hoffmann griff in seinen Fliegeranzug, zog eine Walther PKK mit Schalldämpfer heraus und richtete sie auf Schellenberg. Im ersten Moment dachte Schellenberg, er wolle die Waffe irgendwie als Vergleich bemühen, aber die Walther zielte stur auf seine Brust.

»Ich fürchte, ich muss Sie um die Aktentasche da bitten, Herr Brigadeführer«, sagte Hoffmann.

»Immer höflich, das gefällt mir«, sagte Schellenberg. Er stellte sein Cognacglas ab und hob die Hand so weit, dass die Aktenmappe an den Handschellen von seinem Handgelenk baumelte.

»Meinen Sie diese Aktenmappe? Der Schlüssel ist an einer Kette in meiner Hosentasche. Ich muss aufstehen, um ihn rauszuholen. Wenn Sie gestatten.«

Hoffmann nickte. »Tun Sie's, aber ganz vorsichtig.«

Schellenberg stand langsam auf, zeigte dem Mann seine leere Hand, fuhr dann langsam in seine Hosentasche und zog eine lange silberne Schlüsselkette heraus.

Hoffmann umklammerte nervös die Walther und leckte sich die Lippen. »Jetzt hinsetzen und die Handschelle aufschließen.«

Schellenberg taumelte rückwärts und plumpste in seinen Sitz, weil die Maschine in ein Luftloch sackte. Als er den Schlüssel gefunden hatte, löste er die Handschelle vom vorgestreckten Handgelenk.

»Jetzt rübergeben.«

Schellenberg sah geduldig zu, wie der Mann die Aktentasche auf den Knien balancierte und auf der Schließe herumdrückte. »Ist abgeschlossen«, sagte er ruhig. »Es gibt noch einen Schlüssel.«

Hoffmann warf ihm die Mappe wieder hinüber. »Aufmachen.«

Schellenberg schloss die Aktenmappe auf und reichte sie dann wieder hinüber. Hoffmann hielt sie ein paar Sekunden auf dem Schoß, als wäre er unsicher, was er machen sollte, blickte dann hinein, fand aber nur die Zellophanhüllen, das Geld und das Feuerzeug.

»Ist das alles?«

»Ich weiß nicht«, sagte Schellenberg. »Ich habe nicht reingeschaut. Meine Order war, die Mappe in Stockholm zu übergeben, nicht den Inhalt zu inspizieren.«

»Da muss noch mehr sein«, insistierte Hoffmann. »Sie sind SS-Brigadeführer. Chef des Auslandsnachrichtendiensts. Sie würden doch nicht in Himmlers Reisemaschine die ganze Strecke bis Stockholm fliegen, nur um jemandem ein bisschen schwedisches Geld und ein Feuerzeug zu übergeben. Sie sind ein Verräter. Sie haben vor, Deutschland an die Alliierten zu verraten. Himmler selbst hat Ihnen die Aktenmappe gegeben. Da war etwas drin, bevor Sie das Geld hineingetan haben. Irgendwas, was mit dem zu tun hat, was in Stockholm abläuft. Sie müssen es auf der Fahrt zum Flughafen rausgenommen haben. Was es auch ist, Sie müssen es in der Manteltasche oder in Ihrem Gepäck haben. Ich werde Sie jetzt fragen, wo es ist, und dann zähle ich bis drei. Und wenn Sie's mir nicht sagen, schieße ich. Ich werde Sie nicht töten. Nur schmerzhaft verletzen, Herr Brigadeführer.«

»Sie haben Recht«, sagte Schellenberg. »Ich halte nichts von der Sitte, Leuten Aktenmappen ans Handgelenk zu schließen. So eine Schnapsidee von Himmler. Da kann man doch gleich aller Welt verkünden, dass man etwas Wertvolles dabeihat.« Er zeigte auf den grauen Lodenmantel, der in der Garderobennische hinter ihm hing. »Dort in meiner Manteltasche stecken drei Briefe vom Führer persönlich, an die Großen Drei. Darin erklärt sich Deutschland bereit, sich zu ergeben.«

»Sie lügen.«

»Das ist leicht nachzuprüfen«, sagte Schellenberg. »Schauen Sie doch einfach in meine Manteltasche. Wenn es nicht stimmt, gut, dann erschießen Sie mich. Aber wenn es stimmt, dann denken Sie noch mal nach. Sie sind der Verräter, nicht ich. Sie stellen sich einem direkten Befehl des Führers in den Weg. Dafür könnte ich Sie erschießen lassen.«

Hoffmann grinste zynisch. »Im Moment dürfte Ihr Risiko, erschossen zu werden, deutlich größer sein als meins.«

»Stimmt. Also, lassen sie mich meinen Mantel runterholen, dann können Sie sich selbst überzeugen.« Schellenberg stand auf.

»Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich hole ihn.«

»Rechte Tasche. Da steckt ein brauner Umschlag.«

»Sagten Sie nicht was von *drei* Umschlägen?«

»Die sind ja auch da. In dem braunen Umschlag. Hören Sie, das sind Briefe vom Führer, keine Feldpostbriefe irgendeines Soldaten. Sie stecken natürlich noch mal in einem Umschlag, damit sie nicht schmutzig werden. Einen Brief mit Spuren von Fettfingern wird Roosevelt ja wohl kaum wohlwollend lesen, oder?«

Hoffmann legte die Walther von der rechten in die linke Hand, um Schellenbergs Manteltasche durchsuchen zu können. »Wehe, er ist nicht da drin«, sagte er. »Dann sind Sie ein toter Mann.«

»Und wie wollen Sie das der restlichen Besatzung erklären?«

Hoffmann lachte. »Das brauche ich nicht. Sobald ich diesen Umschlag habe, erschieße ich sie alle und steige dann aus.«

Schellenberg schluckte. Ihm war, als hätte ihn jemand in die Magengrube getreten. Er dachte an das absurde Los, das ihm nach seinem tragischen Tod bei einem Flugzeugabsturz über der Ostsee beschieden sein würde. Zweifellos würde er ein Plätzchen in Himmlers lächerlicher Gruft für SS-Führer auf der Wewelsburg bei Paderborn erhalten. Himmler würde eine weitere grauenhafte Rede halten, und Canaris würde vielleicht sogar um der alten Zeiten willen ein paar Krokodilstränen vergießen. Wenn er diesem Possenspiel entgehen wollte, begriff Schellenberg, musste er etwas gegen Hoffmann unternehmen, der jetzt gerade in die Manteltasche griff.

Die alten Tricks waren immer noch die besten. In der Anfangszeit des Krieges hatte Schellenberg einen ganzen Häftlingsblock des Konzentrationslagers Sachsenhausen mit Juden aus Deutschlands Unterwelt gefüllt und diese Leute darangesetzt, falsche britische Banknoten zu produzieren. (Die 20000 Pfund, mit denen er Cicero bezahlt hatte, kamen direkt aus den Druckpressen von Sachsenhausen.) Unter diesen Juden waren etliche routinierte »Ganefs« gewesen – Taschendiebe, die Schellenberg verschiedentlich bei verdeckten Operationen eingesetzt hatte. So auch eine gewisse Frau Brahms, die als die Königin der Berliner Unterwelt galt. Sie hatte Schellenberg eine wirksame Methode gezeigt, sich vor Taschendiebstahl zu schützen. Wenn im Taschenfutter mehrere Nadeln steckten, mit der Spitze nach unten, konnte man zwar die Hand unbeschadet in die Tasche stecken, aber kaum wieder herausziehen, ohne an den Nadelspitzen hängen zu bleiben. Frau Brahms hatte das ihren »Rattenfänger« genannt, weil dasselbe Prinzip auch bei einer bestimmten Sorte Nagerfallen zur Anwendung kam.

»In dieser Tasche ist nichts«, sagte Hoffmann, wollte die Hand wieder herausziehen und schrie laut auf, als sich ein Dutzend scharfe chirurgische Nadeln in sein Fleisch bohrten.

Schellenberg sprang blitzartig auf, riss Hoffmann, dessen Hand noch immer in der Tasche feststeckte, den Lodenmantel über den Kopf und versetze ihm mehrere Fausthiebe gegen den Schädel. Hoffmann sackte in Himmlers Ledersitz und wurstelte sich unter dem Mantel hervor, um dann die schallgedämpfte Waffe auf Schellenberg zu richten und abzudrücken. Schellenberg konnte sich gerade noch zu Boden werfen, bevor der Schuss sich löste und das Glas des Barschranks zerschmetterte.

Noch immer mit dem Mantel und dem Schmerz in seiner rechten Hand kämpfend, drehte sich Hoffmann zur Seite, um wieder auf Schellenberg zu schießen, der jetzt direkt neben

Himmlers Sitz lag, dürftig geschützt von der mächtigen Armlehne.

Schellenberg blieb wenig Zeit zum Nachdenken. Er packte den roten Hebel neben Himmlers Sitz und zog mit aller Kraft. Man hörte ein lautes metallenes *Kloink,* so als schlüge jemand mit einem Riesenschraubenschlüssel gegen den Bauch der Condor, dann folgte ein Schwall eiskalter Luft, ein Schrei – und der Sitz samt Hoffmann verschwand durch ein großes, quadratisches Loch im Boden. Wenn Schellenberg den roten Hebel nicht so fest umklammert hätte, wäre er wohl ebenfalls aus dem Flugzeug gefallen. Während die untere Hälfte seines Körpers aus der Luke baumelte, hatte er kurz die Vision, wie Sitz und Mann sich in der Luft trennten, der Fallschirm aufging und Hoffmann in die Ostsee stürzte.

Die eisige Luft kam wie ein Schock. Unfähig, mit der kältetauben anderen Hand am Rand der Luke nennenswerten Halt zu finden, schrie Schellenberg um Hilfe, aber seine Stimme war über dem Rauschen der Luft und dem Donnern der vier BMW-Motoren kaum zu hören. Er rutschte immer weiter aus dem Flugzeug, und die Hand, die den roten Hebel umklammerte, wurde mit jeder Sekunde gefühl- und kraftloser. Sein letzter Gedanke galt seinem Schwiegervater, Herrn Grosse-Schönepauck, einem Versicherungsdirektor, der jetzt die Lebensversicherung, die Schellenberg abgeschlossen hatte, würde auszahlen müssen. Er hätte so gern das Gesicht des alten Mannes beim Unterschreiben des Schecks gesehen! Im nächsten Moment spürte er, wie ihn jemand unter den Achseln packte, wieder in die Maschine hievte und von der offenen Luke wegwälzte.

Erschöpft lag Schellenberg fast eine Minute lang da, bis eine Decke über ihn gebreitet wurde und eins der übrigen Besatzungsmitglieder, ein Hüne mit dem Abzeichen eines Funkers und Bordschützen, ihm beim Aufsetzen half und ein Glas Cognac in die Hand drückte.

»Hier«, sagte er. »Runter damit.«

Der Mann spähte grimmig durch die offene Ausstiegsluke.

»Und dann können Sie mir erzählen, was mit Hoffmann passiert ist.«

Schellenberg kippte den Cognac in einem Schluck hinunter und musterte dann, an die Rumpfwand gelehnt, seine Kleidung, die klatschnass und voller Öl und Schmiere war. Er ging in die Bordtoilette, um sich zu waschen, und holte anschließend seine Tasche mit der sauberen Kleidung, unter der die Führerbriefe versteckt lagen. Während er sich umzog, lieferte er dem Mann, einem Luftwaffenfeldwebel, eine geschönte Version der Geschehnisse. Als er damit fertig war, sagte der Fliegerfeldwebel: »Hoffmann hat einen Anruf gekriegt, in Tempelhof, etwa eine halbe Stunde bevor Sie kamen.«

»Hat er gesagt, wer ihn angerufen hat?«

»Nein, aber er hat so komisch geguckt. Und danach hat er fast gar nichts mehr gesagt, was auch komisch war, weil er normalerweise eher redselig war.«

»Das habe ich bemerkt. Kannten Sie ihn schon lange?«

»Nein. Er ist erst vor zwei Monaten zur Regierungsstaffel gekommen, nachdem er länger an der Ostfront war. Wir haben vermutet, dass da jemand ein paar Strippen für ihn gezogen hatte. Na ja, wir waren uns da sogar ziemlich sicher. Sein Bruder ist bei der Gestapo.«

Schellenberg nickte. »Das passt.«

Er trank noch einen Cognac, setzte sich dann auf einen Sitz ganz hinten im Flugzeug, möglichst weit weg von der offenen Luke, deckte sich mit allen verfügbaren Decken zu und schloss die Augen.

Schellenberg kannte Stockholm gut und mochte die Stadt. Ende 1941 war er viel in Schweden gewesen, weil Himmler ihn

dorthin geschickt hatte, um für die Verbreitung der nationalsozialistischen Rassenlehre zu sorgen.

Schweden war zwar ein neutrales Land, faktisch aber von deutsch kontrolliertem Gebiet umgeben, und es gestattete heimlich die Durchfahrt deutscher Truppen auf schwedischen Bahnstrecken. Außerdem deckte es über vierzig Prozent des deutschen Eisenerzbedarfs. Obwohl es Deutschland also ein freundliches Gesicht zeigte, war Schweden doch unabhängig – die Nationalsozialisten hatten es hier nie ins Parlament geschafft –, und diese Unabhängigkeit hütete es eifersüchtig. Deshalb musste Schellenberg bei seiner Ankunft auf dem Stockholmer Flughafen trotz seiner Diplomatentarnung eine ganze Reihe Fragen nach dem Zweck seines Aufenthalts beantworten, ehe man ihn ins Land ließ.

Als er die Einreisekontrolle passiert hatte, wurde er von Ulrich von Gienanth, dem ersten Botschaftssekretär und obersten SD-Vertreter in Stockholm, empfangen.

War es nur Schellenbergs paranoide Einbildung, oder schien der Botschaftssekretär wirklich ein wenig enttäuscht, ihn zu sehen?

»Guten Flug gehabt?«, fragte von Gienanth »Jeder Flug ist ein guter Flug, solange man nicht von der RAF abgeschossen wird.«

»Stimmt. Wie steht’s in Berlin?«

»Gar nicht so übel. Keine Bomber diese Woche. Aber München, Kassel und Frankfurt hat es schwer getroffen. Und letzte Nacht war Stuttgart dran.«

Ohne weitere Fragen zu stellen, fuhr Gienanth Schellenberg in die Stockholmer Hafengegend und zum nahe der Altstadt und dem Königspalast gelegenen Grand Hotel. Schellenberg wohnte nicht gern in der Botschaft. Er bevorzugte das Grand Hotel, wo er weitgehend seine Ruhe hatte und von der exzellenten Küche, den Weinkellern und den örtlichen Prostituierten Gebrauch machen konnte. Er hinterließ dem Portier eine Botschaft für

Dr. Kersten und ging dann hinauf in sein Zimmer, um auf den Chiropraktiker zu warten.

Nach einer Weile klopfte es. Schellenberg, sicherheitsbewusst wie immer, hielt beim Öffnen der Tür eine geladene Mauser hinterm Rücken.

»Willkommen in Schweden, Herr Brigadeführer«, sagte der Mann, der vor ihm stand.

»Herr Doktor.« Schellenberg trat zur Seite. Felix Kersten trat ein. Der Arzt, dachte Schellenberg, hatte etwas von Churchill: Er war mittelgroß und mehr als nur ein wenig übergewichtig, mit einem Doppelkinn und einem mächtigen Bauch, der ihm den Spitznamen »Himmlers magischer Buddha« eingetragen hatte.

»Wozu die Pistole?«, fragte Kersten mit gerunzelter Stirn. »Wir sind hier in Schweden, nicht an der Ostfront.«

»Ach, wissen Sie, man kann nicht vorsichtig genug sein.« Schellenberg sicherte die Automatik und steckte sie ins Schulterhalfter zurück.

»Puh, heiß hier. Was dagegen, dass ich das Fenster aufmache?«

»Es wäre mir in der Tat lieber, Sie würden es nicht tun.«

»In dem Fall werde ich, wenn Sie gestatten, das Jackett ablegen.« Kersten zog das Jackett seines blauen Nadelstreifen-Dreiteilers aus und hängte es über eine Stuhllehne. Er hatte Schultern wie ein Krokodilringkämpfer, das Ergebnis über zwanzigjähriger Berufspraxis als Chiropraktiker und Nobelmasseur. Bis zum deutschen Einmarsch in den Niederlanden 1940 hatte auch das holländische Königspaar zu Kerstens erlesener Klientel gehört. Seither aber war sein wichtigster Patient – Kersten hatte da keine große Wahl gehabt – der Reichsführer-SS, der den kräftigen Finnen inzwischen für unentbehrlich hielt. Auf Empfehlung Himmlers hatten sich auch andere Nazi-Größen von Kersten behandeln

lassen, darunter Ribbentrop, Kaltenbrunner, Dr. Robert Ley und gelegentlich auch Schellenberg selbst.

»Was macht der Rücken, Schellenberg?«

»Prima. Ich habe nur einen steifen Nacken.« Schellenberg löste bereits seinen Kragenknopf.

Kersten trat hinter Schellenbergs Stuhl. »Lassen Sie mal sehen.«

Massige kalte Finger – wie dicke Schweinsbratwürste – umfassten Schellenbergs schmalen Nacken und massierten ihn gekonnt.

»Ganz schön verspannt, dieser Nacken.«

»Nicht nur der«, murmelte Schellenberg.

»Kopf mal ganz locker lassen.« Eine mächtige Hand umfing Schellenbergs Kinn, die andere legte sich auf seinen Scheitel, fast wie die segnende Hand eines katholischen Priesters. Schellenberg fühlte, wie Kersten seinen Kopf ein paar Mal testend nach links drehte, fast wie ein Golfspieler beim Probeschlag, und ihn dann schnell und kräftig herumwarf. Schellenberg fühlte und hörte ein Knacken wie von einem brechenden Stock.

»So, das müsste helfen.«

Schellenberg rollte den Kopf, nur um sich zu vergewissern, dass er noch fest auf seinem Hals saß. »Sagen Sie«, fragte er, »lässt Himmler Sie das auch machen?«

»Selbstverständlich.«

»Dann frage ich mich, warum Sie ihm nicht das Genick brechen. Ich glaube, ich würde es tun.«

»Warum sollte ich das wollen?«

»Ich wüsste eine Million Gründe. Und Sie auch, Kersten.«

»Schellenberg, er versucht, einen Friedensschluss mit den Alliierten zu erreichen. Darin zumindest verdient er doch wohl

unsere Unterstützung. Was ich hier in seinem Namen tue, kann Millionen Menschenleben retten.«

»Mag sein.« Schellenberg zog ein rotledernes Schildpatt-Zigarettenetui heraus, ein Geschenk von Lina, und bot Kersten eine Jasmatzi an. Als er sich zu ihm beugte, um ihm Feuer zu geben, entdeckte er den dunklen Ring um die Iris, der den blauen Augen des Chiropraktikers etwas seltsam Hypnotisches gab. Aus dieser Nähe konnte man verstehen, dass Kersten einen magischen Einfluss auf Himmler hatte.

»Da wir gerade von der Rettung von Menschenleben sprechen, Kersten, möchte ich Ihnen vorschlagen, doch selbst eine Waffe zu tragen.«

»Ich? Eine Waffe? Warum?«

»Sie haben mächtige Freunde, zu denen ich auch mich zähle. Aber folglich haben Sie auch mächtige Feinde. Heinrich Müller von der Gestapo zum Beispiel.«

»Ach, der findet nichts gegen mich.«

»Nein? Es gibt in Deutschland Leute, die argumentieren würden, die Tatsache, dass Sie sich mit amerikanischen Geheimdienstleuten treffen, sei ein schlagender Beweis, dass Sie ein Verräter sind.«

»Ich habe niemanden vom amerikanischen Geheimdienst getroffen. Der einzige Amerikaner, mit dem ich mich hier in Stockholm getroffen habe, war Roosevelts Sonderbeauftragter, Mr. Hewitt. Der ist Anwalt in New York und Diplomat, kein Spion.«

Schellenberg lächelte. Es bereitete ihm immer ein gewisses Vergnügen, Leute mit ihrer eigenen Naivität zu konfrontieren. »Abram Stevens Hewitt«, sagte er. »Enkel eines früheren New Yorker Bürgermeisters und wichtiger Sponsor der Demokratischen Partei. Vater Bostoner Bankier. Studium in Harvard und Oxford. 1932 in einen Finanzskandal um die schwedische Zündholzfabrik Ivar Kreuger verstrickt. Spricht

fließend Schwedisch und Deutsch. Und ist seit 1942 beim *Office of Strategie Services.* Das OSS ist eine Spionage- und Gegenspionageorganisation. Geführt wird Hewitt vom Chef der schwedischen Station, Dr. Bruce Hopper, selbst Ex-Harvard-Professor für Staatswissenschaften, und von Wilho Tikander –?«

»Nicht Wilho Tikander!«, rief Kersten aus.

»– finnisch-amerikanischer Rechtsanwalt aus Chicago und Leiter der OSS-Operationen hier in Stockholm.« Schellenberg hielt inne, um seine Enthüllungen wirken zu lassen. »Kersten«, fuhr er fort, »ich sage ja nur, dass Sie aufpassen sollen. Selbst wenn die Gestapo Sie nicht zu Fall bringen kann – was zweifellos schwer ist, solange Sie Himmlers Vertrauen genießen, was Sie ja offensichtlich tun, wenn Sie, wie Sie sagen, in seinem Namen hier sind –, selbst wenn sie Sie also bei Himmler nicht anschwärzen kann, könnte sie doch immer noch versuchen, Sie zu beseitigen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Sie meinen, mich zu töten?«

»Ja. Sie haben eine Frau und drei Söhne. Sie sind es Ihrer Familie schuldig, wachsam zu sein.«

»Denen würden sie doch nichts tun, oder?«

»Nein. Das würde Himmler nicht zulassen. Aber hier, außerhalb Deutschlands, hat selbst Himmlers Macht Grenzen. Können Sie mit einer Pistole umgehen?«

»Ja. Im Krieg, im letzten Krieg, war ich bei einem finnischen Regiment, das gegen die Russen gekämpft hat.«

»Dann nehmen Sie die hier.« Schellenberg reichte ihm die Mauser; er hatte noch eine in seiner Reisetasche. »Tragen Sie sie in der Manteltasche, für den Fall des Falles. Aber besser nicht in Himmlers Nähe. Er könnte denken, Sie mögen ihn nicht mehr.«

»Danke, Schellenberg. Ist sie geladen?«

»Es ist Krieg, Kersten. Da empfiehlt es sich, davon auszugehen, dass die meisten Waffen geladen sind.«

Kersten zog vehement an seiner Zigarette und drückte sie dann, erst halb geraucht, im Aschenbecher aus. Er sah unglücklich auf die Mauser in seiner mächtigen Hand und schüttelte dann den Kopf.

»Ich kann ihn nicht heilen, wissen Sie.«

»Wen?«

»Himmler. Er glaubt, er sei krank. Aber wo keine reale Krankheit ist, ist auch keine Heilmethode. Ich kann nur die Symptome lindern – die Kopfschmerzen, die Magenkrämpfe. Manchmal glaubt er, er hätte Krebs. Hat er aber nicht. Die meiste Zeit führt er seine Symptome auf Überarbeitung oder sogar auf seine schwächliche Konstitution zurück. Aber das stimmt nicht. Physisch fehlt dem Mann gar nichts.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Ich traue mich nicht.«

»Von mir haben Sie nichts zu befürchten, Kersten.«

Kersten nickte. »Ich weiß, aber trotzdem.«

»Wollen Sie sagen, er ist psychisch krank?«

»Nein. Doch, in gewisser Weise. Er ist krank vor Schuldgefühlen, Schellenberg. Er ist paralysiert vor Entsetzen über das, was er getan hat und immer noch tut.« Kersten schüttelte den Kopf.

»Und deshalb hat er diese Friedensbemühungen initiiert?«

»Das ist nur ein Grund.«

»Persönlicher Ehrgeiz, vermute ich. Er will die Macht übernehmen?«

»Nein, das ist es nicht. Er ist Hitler gegenüber sogar viel loyaler, als man meinen könnte.«

»Was ist es dann?«

»Etwas Schreckliches. Ein Geheimnis, das ich keinem Menschen verraten darf. Etwas, was Himmler mir gesagt hat. Ich kann es Ihnen nicht erzählen.«

Schellenberg goss Drinks ein und lächelte. »Jetzt bin ich aber wirklich neugierig. Na, gut. Nehmen wir mal für einen Moment an, Sie würden es mir sagen, aber nur unter der Bedingung, dass uns jemand anderer einfällt, der es mir gesagt haben könnte. Jemand, der nicht Himmler ist. Also, wer könnte das sein?« Er reichte Kersten ein Glas Apricot Brandy.

Kersten überlegte kurz und sagte dann: »Morell.«

Schellenberg durchforstete fast ein Minute lang sein Gehirn nach einem Morell, den Kersten kennen könnte. Dann weiteten sich seine Augen.

»Nicht Theodor Morell.«

»Doch.«

»Großer Gott.« Theodor Morell war Hitlers Leibarzt. »Also gut, wenn ich je von der Gestapo gefoltert werden sollte, werde ich sagen, Morell hat es mir gesagt.«

»Ich glaube, jemandem muss ich's sagen.« Kersten zuckte die Achseln und leerte sein Glas in einem Zug. »Kann ich noch einen haben?«

Schellenberg holte die Flasche und füllte das Glas des Finnen.

»Ich habe Himmler gewarnt, welche Folgen es für das deutsche Volk hauen wird, wenn er nichts unternimmt. Das ist der wahre Grund, warum er Friedensverhandlungen mit den Amerikanern sucht. Er weiß es schon seit Ende letzten Jahres.«

»Hitler ist krank?«

»Schlimmer.«

»Todkrank?«

»Noch schlimmer.«

»Um Himmels willen, Kersten, was ist es?«

»Im Dezember letzten Jahres, in seinem Haus in der Nähe der Wolfsschanze, holte Himmler ein dreißigseitiges Dossier aus seinem Safe und zeigte es mir. Es war eine streng geheime Akte über Hitlers Gesundheitszustand. Er bat mich, sie zu lesen, da ich Hitler ja auch behandle. Ich las sie und wünschte, ich hätte es nicht getan. Dr. Morell hatte bei Hitler ein Fehlen normaler Reflexe festgestellt, das auf eine Degeneration der Nervenfasern des Rückenmarks hindeutet, vielleicht sogar auf den Beginn einer progressiven Paralyse.«

»Sprechen Sie weiter.«

»Morell hielt es für *tabes dorsalis,* auch lokomotorische Ataxie genannt.« Kersten zündete sich eine Zigarette an und starrte grimmig auf das glühende Ende. »Eine metaluetische Entzündung der Rückenmarkswurzeln.«

»Guter Gott!«, rief Schellenberg. »Wollen Sie sagen, der Führer hat Syphilis?«

»Nicht ich, um Himmels willen. Nicht ich. Morell hat es gesagt. Und es war nur ein Verdacht. Keine gründliche Diagnose. Dafür wären Blutuntersuchungen nötig und eine Untersuchung der Genitalien.«

»Aber wenn es stimmt?«

Kersten seufzte laut. »Wenn es stimmt, dann könnte es sein, dass Deutschland, zumindest zeitweilig, von einem Mann geführt wird, der an akuter Paranoia leidet.«

»Zeitweilig.«

»Hitler könnte die meiste Zeit ganz rational wirken und nur zwischendurch in Wahnepisoden verfallen.«

»Wie Nietzsche.«

»Genau.«

»Nur dass Nietzsche in einer Anstalt war.«

»Nein, war er nicht. Er kam zwar in eine Anstalt, wurde aber in die Obhut seiner Familie entlassen und starb schließlich zu Hause.«

»Delirierend.«

»Ja, delirierend.«

»Kommt mir bekannt vor.«

Schellenberg nahm seine Reisetasche vom Bett und kippte sie auf die Tagesdecke aus. »Dann können wir nur hoffen, dass er, als er diese Briefe an die Großen Drei geschrieben hat, in einer rationalen Phase war.«

»Deshalb sind Sie also hier.«

»Ja. Himmler möchte, dass Sie sie den entsprechenden Regierungsvertretern übergeben.«

Kersten nahm einen der drei Umschläge, drehte ihn in seinen fleischigen Händen hin und her und inspizierte ihn, als handelte es sich um eine Original-Handschrift Goethes. »So eine immense Verantwortung«, murmelte er. »Nicht zu fassen.«

Schellenberg zuckte die Achseln und sah weg. Deutschlands Zukunft in die Hände eines fünfundvierzigjährigen finnischen Masseurs zu legen, schien ihm nicht minder unfassbar.

»Hewitt, nehme ich an, für den Brief an Roosevelt.«

Schellenberg nickte vage; konnte irgendeiner der Großen Drei eine so bizarre Offerte auch nur im Mindesten ernst nehmen?

»Für die Sowjets natürlich Madame de Kollontay.«

Er mochte Kersten und hatte größten Respekt vor dessen heilkundlichen Fähigkeiten, aber er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass diese Art Hintertreppendiplomatie – nein, Anstaltshintertreppendiplomatie musste man wohl sagen – zum Scheitern verurteilt war.

»Bei den Briten bin ich mir nicht sicher«, murmelte Kersten.

»Mit denen habe ich nie viel zu tun gehabt. Henry Denham vielleicht. Aber der ist, glaube ich, wirklich ein Spion.«

Das alles machte Schellenberg nur noch wütender auf Himmler. Was zum Teufel dachte er sich dabei? War Himmler genauso verrückt wie Hitler?

»Ich werde Hewitt fragen, wenn ich ihn heute Nachmittag sehe«, fuhr Kersten fort. »Er ist bei mir in Behandlung, wissen Sie. Seine Rückenschmerzen sind der perfekte Vorwand für unsere Treffen.«

Wie kann er es wagen, dachte Schellenberg. Wie kann es Himmler wagen, diesen schlichten, intellektuell begrenzten Menschen mit einer solchen Mission zu betrauen, aber seine, Schellenbergs, Idee als etwas zu diffamieren, was klang wie aus dem *Pimpf*?

Schellenberg sah im Moment keine Alternative. Er musste wohl noch einmal versuchen, Himmler seinen Anschlag auf die Großen Drei schmackhaft zu machen. Vielleicht gab es ja bei Nietzsche irgendetwas, was ihm dabei helfen konnte. Er war kein großer Philosophiekenner, erinnerte sich aber gut genug an das, was er von Nietzsche gelesen hatte, um sich sicher zu sein, dass Himmler der mystische Ton gefallen würde. Es gab da etwas in Nietzsches Buch über Moral, das ihm geeignet schien. Darüber, dass nur wenige höhere Individuen – die Vornehmen, die *Übermenschen*, ja, dieses Wort liebte Himmler – sich über alle moralischen Wertungen erheben, um ein heroisches, des Menschen wahrhaft würdiges Leben zu leben. So etwas in der Art. Das konnte ihm vielleicht helfen, Himmler doch noch herumzukriegen. Und nach Himmler auch Hitler. Hitler würde leicht zu gewinnen sein. Nach Himmler würde Hitler ein Kinderspiel sein.

MONTAG, 15. OKTOBER 1943

WASHINGTON

ICH ZOG DIE LETZTE SEITE aus der Schreibmaschine, trennte sie vom Durchschlag, legte sie auf den Stoß bereits beschriebener Blätter und las dann den Bericht noch einmal ganz durch. Zufrieden mit meinem Werk, heftete ich die Blätter zusammen und steckte sie in einen Umschlag. Es war kurz nach dreiundzwanzig Uhr. Ich dachte mir, wenn ich den Bericht gleich morgens ins Weiße Haus brächte, könnte der Präsident ihn vielleicht noch morgen Abend lesen. Ich ging in die Diele hinaus und steckte den Bericht in meine Aktenmappe.

Gleich darauf kam Diana zur Haustür herein, mit dem Schlüssel, den ich ihr eigens zu diesem Zweck gegeben hatte. Sie besaß eine eigene Wohnung in Chevy Chase, zu der ich den Schlüssel hatte, und durch dieses Arrangement fühlten wir uns wie ein wahrhaft modernes Paar mit einem gesunden Sexualleben und einem Hund. Ich war nur noch nicht dazu gekommen, den Hund zu kaufen. Meistens kam Diana zu mir, weil meine Wohnung etwas zentraler lag.

Sie schüttelte ihren Schirm aus und stellte ihn in den Schirmständer. Sie trug ein marineblaues Kostüm mit Goldknöpfen und darunter eine weiße Bluse, die tief genug ausgeschnitten war, um mich daran zu erinnern, warum ich diese Frau so anziehend fand. Ich war erwachsen genug, um das Prinzip hinter dieser pubertären Faszination zu durchschauen. Ich wusste nur nicht, warum ich dem immer noch so verfallen war. Ihr blondes Haar verlieh ihr etwas von einer Göttin. Darauf hatte sie einen breitkrempigen Hut gesetzt, der aus den Beständen eines katholischen Priesters hätte stammen können, vorausgesetzt, die katholischen Priester wären in dieser Saison

von roten zu rosa Hüten übergegangen. Mir taten die Leute Leid, die im Kino hinter ihr gesessen hatten. Falls sie tatsächlich im Kino gewesen war. Sie roch nach Zigaretten, Parfüm und Alkohol, eine Kombination, die meine Nase unwiderstehlich fand. Die aber eher unangemessen für jemanden war, der den Abend mit Don Ameche verbracht hatte. Es sei denn, sie hatte den Abend wirklich mit Don Ameche verbracht. Was wohl alles erklärt hätte.

»Wie war der Film?«, fragte ich.

Sie zog ein paar Folterwerkzeuge von Nadeln aus ihrem Hut und legte sie auf den Flurtisch.

»Du hättest ihn grässlich gefunden«, sagte sie.

»Ich weiß nicht. Ich mag Gene Tierney.«

»Die Hölle sah ganz gemütlich aus.«

»Irgendwie habe ich sie mir immer ganz gemütlich vorgestellt.«

Sie ging ins Wohnzimmer und nahm sich eine Zigarette aus einem silbernen Zigarettenkistchen.

»Wo läuft er denn?«, fragte ich. »Vielleicht gehe ich auch noch hin.«

»Ich sagte doch, du hättest ihn grässlich gefunden.«

»Und ich habe gesagt, ich mag Gene Tierney. Also gehe ich vielleicht noch hin.«

Sie zündete sich unwirsch die Zigarette an und ging zu einem Sessel, auf dem früher am Abend die *Washington Post* gelandet war.

»Steht irgendwo da drin«, sagte sie.

»Ich weiß eigentlich, wo er läuft. Ich wollte nur sehen, ob du es weißt.«

»Was soll das heißen?«

»Nur, dass du nicht aussiehst und riechst, als wärst du mit Freundinnen im Kino gewesen.«

»Okay. Ich war nicht im Kino. Zufrieden?«

Ich lächelte. »Voll und ganz.« Ich nahm mein leeres Glas, brachte es in die Küche, spülte es und trocknete es ab, nahm es wieder mit ins Wohnzimmer und stellte es in den Barschrank. Ich glaube, ich schaffte es sogar, ein paar Takte einer munteren irischen Weise zu pfeifen. Diana hatte sich nicht gerührt. Sie stand immer noch mit verschränkten Armen da. Bis auf die Zigarette in ihren wohlmanikürten Fingern sah sie aus wie eine Schuldirektorin, die eine Erklärung erwartet. Das war es, was mich so beeindruckte. Wie schnell sie die Dinge so verdrehen konnte, dass ich als der Missetäter dastand!

Diana bedachte mich mit einem ärgerlichen Blick. »Willst du mich gar nicht fragen, mit wem ich zusammen war?«

»Nein.«

»Es ist dir also egal, mit wem ich zusammen bin?«

»Vielleicht will ich es einfach nur nicht wissen.« Ich hatte keine Diskussion vom Zaun brechen wollen. Ich war ja selbst nicht gerade ein Ausbund an Treue.

»Ich glaube, das macht mir am meisten aus. Dass es dir gar nichts ausmacht.« Sie lächelte bitter und schüttelte den Kopf, als wäre sie von mir enttäuscht.

»Ich habe nicht gesagt, dass es mir nichts ausmacht. Ich habe nur gesagt, ich will es nicht wissen. Hör zu, es ist in Ordnung. Vergiss, dass ich es überhaupt angesprochen habe. Lass uns ins Bett gehen.« Ich nahm ihre Hand. Aber sie zog sie weg.

»Wenn dir an mir läge, würdest du wenigstens so tun, als ob du eifersüchtig wärst, selbst wenn du es nicht wärst.«

Das ist die geniale Gabe der Frauen. Die meisten von ihnen könnten Sun Tzu noch Anschauungsunterricht erteilen, was das Konzept von Angriff als die beste Verteidigung angeht. Ich hatte

sie beim Lügen ertappt. Jetzt war ich es, der ein schlechtes Gewissen bekam.

»Mir liegt ja an dir. Natürlich liegt mir an dir. Ich dachte nur, wir wären darüber hinaus, uns wie ein Paar aus einem Shakespeare-Stück aufzuführen. Eifersucht ist nichts als verletzter Stolz.«

»Du hast immer eine Ausrede, was?« Sie schüttelte den Kopf.

»Du bist ein gescheiter Mensch, Will, aber du irrst dich. Eifersucht ist nicht verletzter Stolz, sie ist verletzte *Liebe*. Das ist ein großer Unterschied. Nur für dich sind Stolz und Liebe ein und dasselbe, weil du nie fähig warst, eine Frau mehr zu lieben als dich selbst.«

Sie beugte sich vor, um mich zu küssen, und einen Moment dachte ich, alles wäre wieder gut. Aber der Kuss landete keusch auf meiner Wange und fühlte sich an wie ein Abschiedskuss. Eh ich mich's versah, war sie schon wieder in der Diele, sammelte Schirm, Hutnadeln und Hut ein. Als sie zur Haustür hinausmarschierte und den Schlüssel auf dem Dielentischchen liegen ließ, wurde mir zum ersten Mal klar, dass ich sie liebte.

DONNERSTAG, 18. OKTOBER 1943

RASTENBURG, OSTPREUSSEN

DIE STRASSE FÜHRTE durch eine Landschaft mit kleinen Seen und dichtem Wald. Hier hatte Hindenburg 1915 der russischen Armee einen vernichtenden Schlag versetzt. Von dieser Winterschlacht, bei der 56000 russische Soldaten fielen und 100000 in Gefangenschaft gerieten, hatte sich die Zarenarmee nicht mehr erholt. Vor 1939 war dieses Gebiet ein beliebtes Ziel für Bootssportler gewesen. Jetzt, 1943, sah man auf den Seen keine Menschenseele. Walter Schellenberg lehnte sich im Fond des offenen, gepanzerten Mercedes zurück und ließ den Blick von Oberleutnant Wagners Hinterkopf zum dichten Blätterdach emporschwenken. Selbst an einem so strahlenden Oktobermittag war der dichte Wald so finster wie eine Szene aus *Hänsel und Gretel*. Das Blätterdach schützte die Wolfsschanze vor der feindlichen Luftaufklärung und war der Grund, warum der Führer diesen gottverlassenen Ort für sein Hauptquartier gewählt hatte. Doch obwohl immer noch so getan wurde, als verberge sich in dieser Gegend nichts Wichtigeres als ein Chemiewerk, war es mittlerweile so gut wie sicher, dass die Alliierten nicht nur von der Existenz der Wolfsschanze wussten, sondern auch Bomber von der nötigen Reichweite für einen Angriff besaßen. Am 9. Oktober erst hatten 352 schwere Bomber der amerikanischen Luftstreitkräfte nur 150 Kilometer entfernte Ziele bombardiert, darunter die Arado-Flugzeugwerke in Anklam, die Focke-Wulf-Flugzeugwerke in Marienburg und die U-Boot-Werften in Danzig. Konnte es sein, fragte sich Schellenberg, dass es für die Alliierten ebenso undenkbar war, Hitler zu töten, wie für Himmler?

Der Reichsführer-SS, der neben Schellenberg saß, nahm die Brille ab, putzte sie mit einem monogrammbestickten Tüchlein und sog begierig die Waldluft ein. »Es geht doch nichts über die ostpreußische Luft«, sagte er.

Schellenberg lächelte bemüht. Nach dem dreistündigen Flug von Berlin, auf dem sie von einem RAF-Mosquito belästigt worden und von Turbulenzen über Landsberg wie ein Federball hin und her geworfen worden waren, konnte er der ostpreußischen Luft nicht allzu viel abgewinnen. In der Hoffnung, das hohle Gefühl in seinem Magen lindern zu können, indem er etwas aß – so kurz vor einem Treffen mit dem Führer traute er sich nicht, die Taschenflasche in seiner Aktenmappe anzurühren –, zog Schellenberg ein Päckchen Käsebrote aus der Manteltasche und bot auch Himmler eins an. Der schien zuerst zugreifen zu wollen, überlegte es sich dann aber anders. Schellenberg musste sich kurz wegdrehen, aus Angst, der Reichsführer könnte sein Grinsen bemerken und ahnen, dass er an eine Situation vor Jahren dachte. Damals, beim Einmarsch in Polen, hatten sich Himmler und Wolff an Schellenbergs belegten Broten gütlich getan und erst zu spät gemerkt, dass sie angeschimmelt waren. Seine junge Karriere beim SD wäre beinahe schon wieder zu Ende gewesen, als Himmler und der Chef seines persönlichen Stabs zwischen Würgekrämpfen am Straßenrand den jungen Offizier bezichtigten, sie vergiften zu wollen.

Himmlers Augen verengten sich. »Ich weiß nicht, warum Sie das jetzt essen«, sagte er. »In der Wolfsschanze gibt es Mittagessen.«

»Mag sein, aber in Gegenwart des Führers bin ich immer zu nervös zum Essen.«

»Das verstehe ich«, räumte Himmler ein. »Es ist schon etwas, neben dem bedeutendsten Mann der Welt zu sitzen. Wenn man dem Führer zuhört, kann man so etwas Banales wie Essen leicht vergessen.«

Schellenberg hätte hinzufügen können, dass es auch die abstoßenden Tischmanieren des Führers waren, die ihm den Appetit verdarben, denn während die meisten Menschen die Gabel oder den Löffel zum Mund führten, ließ der Führer den Unterarm auf dem Tisch liegen und ging mit dem Mund zum Teller. Er trank sogar Tee aus der Untertasse wie ein Hund.

»Ich muss pinkeln«, sagte Himmler. »Anhalten.«

Der schwere Mercedes fuhr rechts an den Straßengraben heran. Der nachfolgende Wagen mit Himmlers persönlichem Referenten Dr. Brandt und seinem Stabsmitglied von dem Bach hielt direkt daneben.

»Ist etwas, Herr Reichsführer?«, fragte Brandt seinen Chef, der bereits in den Wald strebte und am Hosenstall seiner Reithose herumfummelte.

»Nichts ist«, sagte Himmler. »Ich muss pinkeln, das ist alles.«

Schellenberg stieg aus, zündete sich eine Zigarette an und bot dann von dem Bachs Adjutanten auch eine an.

»Wo kommen Sie her, Oberleutnant?«, fragte er und schlenderte dabei ebenfalls waldeinwärts.

»Aus Bonn, Herr Brigadeführer«, sagte Wagner.

»Ach? Ich habe in Bonn studiert.«

»Tatsächlich, Herr Brigadeführer? Das wusste ich nicht.« Von dem Bachs Adjutant zog tief an seiner Zigarette. »Ich war an der Ludwig-Maximilian-Universität in München.«

»Und haben vermutlich Jura studiert.«

»Ja, Herr Brigadeführer, woher wissen Sie das?«

Schellenberg lächelte. »Wie ich. Ich wollte zu einem von den großen Unternehmen im Ruhrgebiet gehen. Ich glaube, ich habe mich eher als hohes Tier in der Industrie gesehen. Aber dann wurde ich von zwei Professoren für den SD rekrutiert. Seither ist der SD mein Leben. Ich war schon im SD, lange bevor ich in die Partei eintrat.«

Sie näherten sich Himmler, der ein Problem mit dem obersten Hosenstallknopf zu haben schien. Schellenberg drehte sich taktvoll zum Auto, und Wagner tat es ihm nach.

Der Schuss, ohrenbetäubend laut im stillen Wald, fällte Oberleutnant Wagner, als hätten sich dessen Knochen plötzlich in Gallert verwandelt. Instinktiv trat Schellenberg einen Schritt zur Seite und dann noch einen, während Himmler auf Wagner zukam. Er starrte mit forensischem Interesse auf sein Opfer hinab. Sein kinnloses Gesicht zitterte in einer Mischung aus Entsetzen und Erregung. Schellenberg sah mit Abscheu, dass die Walther PPK in der Hand des Reichsführers golden war. Als Himmler sie wieder auf Armeslänge von sich streckte, um Wagner den Fangschuss zu geben, bemerkte er Himmlers eingravierten Namen auf dem Schlitten.

»Ich habe das nicht gern getan«, sagte Himmler. »Aber er hat mich verraten. Er hat Sie verraten, Schellenberg.«

Fast schon lässig kamen Brandt und von dem Bach herüber, um Wagners Leichnam zu inspizieren. Himmler machte Anstalten, die Waffe wieder wegzustecken. »Ich habe es nicht gern getan«, wiederholte er. »Aber es musste sein.«

»Halt, Herr Reichsführer«, rief Schellenberg, denn ganz offensichtlich wollte Himmler eine gespannte Waffe wegstecken. Er griff zu und nahm Himmler die Pistole aus der zitternden, feuchten Hand. »Sie müssen das Schlagstück entspannen – so, Herr Reichsführer.« Schellenberg blockierte, während er leicht am Abzug zog, das Schlagstück mit dem Daumen und drückte es dann auf den Schlagbolzen, ehe er den Sicherungshebel betätigte. »Um die Waffe zu sichern. Sonst schießen Sie sich noch in den Zeh, Herr Reichsführer. Habe ich alles schon erlebt.«

»Ja, ja, natürlich. Danke, Schellenberg.« Himmler schluckte nervös. »Ich habe sonst noch niemanden erschossen.«

»Nein, Herr Reichsführer«, sagte Schellenberg. »Das ist keine angenehme Pflicht.«

Er sah auf Wagner hinab, schüttelte den Kopf, zündete sich noch eine Zigarette an und dachte, dass es einen viel schlimmer treffen konnte, wenn man so dumm war, den Zorn Heinrich Himmlers auf sich zu ziehen. Wer je russische Kriegsgefangene im Steinbruch von Mauthausen hatte arbeiten sehen, wusste das. Nach dem gescheiterten Mordanschlag auf Schellenberg in Himmlers Reisemaschine hatten diskrete Ermittlungen ergeben, dass nur Ulrich Wagner diesen Hoffmann am Flughafen Tempelhof angerufen und ihm gesagt haben konnte, Schellenbergs Aktenmappe enthalte etwas, das mit Felix Kerstens heimlichen Friedenssondierungen zu tun habe. Sobald Wagner das schwedische Geld auf dem Kassentisch des Innenministeriums gesehen hatte, musste er gewusst haben, wohin Schellenberg wollte. Außerdem war Wagner, ehe er zu Himmlers persönlichem Stab gekommen war, bei der Münchener Polizei gewesen, zu Zeiten, als Heinrich Müller, der jetzige Gestapo-Chef, dort im Polizeipräsidium war. Offenbar hatte Ulrich Wagner jahrelang als Müllers Spitzel in Himmlers persönlichem Stab fungiert. Wobei es allerdings keinen Beweis dafür gab, dass Müller unmittelbar involviert war. Außerdem war Himmler nicht daran gelegen, ein offizielles Verfahren gegen den Gestapo-Chef einzuleiten. Das barg das Risiko, dass *die ganze* Sache mit Kerstens Friedenssondierungen ans Licht kam, Dinge, von denen der Führer vielleicht noch nichts wusste.

»Was sollen wir mit der Leiche machen?«, fragte Brandt.

»Liegen lassen«, sagte Himmler. »Das sollen die Tiere des Waldes übernehmen. Wir werden ja sehen, ob die Gestapo so schlau ist, ihn hier zu finden.«

»So nahe bei der Wolfsschanze?«, fragte Schellenberg. »Das ist wohl der letzte Ort, an dem sie suchen werden.«

»Umso besser«, sagte Himmler höhnisch und ging zum Wagen zurück.

Sie fuhren weiter und kamen an eine Schranke. Der Kontrollposten war mit vier SS-Leuten besetzt. Alle vier erkannten den Reichsführer, kontrollierten ihn aber dennoch pro forma, verlangten SS-Soldbücher und Besucherausweise. An einem zweiten Kontrollposten wurden die Papiere erneut geprüft. Der Diensthabende telefonierte vom Wachhäuschen aus und erklärte Himmler dann, er und sein Stab würden im Teehaus vom Chefadjutanten des Führers erwartet. Höflich lächelnd winkte der Offizier den Wagen in Sperrkreis 2 durch und ratterte die übliche Warnung herunter, ehe er den Arm zum Hitlergruß hochriss.

»Wenn Ihr Wagen liegen bleibt, hupen Sie, dann kommen wir Sie holen. Aber vor allem, bleiben Sie beim Fahrzeug und verlassen Sie auf keinen Fall die Straße. Das gesamte Gelände ist vermint und wird von versteckten Scharfschützen überwacht, die strikte Order haben, jeden, der von der Straße abweicht, zu erschießen.«

Sie fuhren weiter, bis ein Stacheldrahtzaun und ein paar Gebäude in Sicht kamen. Auf einigen der Flachdächer wuchs Gras, andere waren mit Tarnnetzen vor der feindlichen Luftaufklärung geschützt. Nach dem dritten Kontrollpunkt schließlich gelangte der Wagen in Sperrkreis 1, die sicherste der drei Zonen.

Wer Sperrkreis 1 zum ersten Mal sah, hätte das ostpreußische Führerhauptquartier wohl am ehesten als kleine Stadt für sich beschrieben. Auf einer Fläche von 250 Hektar umfasste es 870 Gebäude, überwiegend Betonbunker. Doch es gab auch ein Kraftwerk, eine Wasserversorgungs- und eine Luftfilteranlage. Das Führerhauptquartier war eine imposante Redoute, wenngleich es für Schellenbergs weniger spartanisches Gemüt schwer nachvollziehbar war, dass irgendjemand hier freiwillig

mehr als eine Nacht verbrachte, geschweige sechshundert Nächte, wie es der Führer seit 1941 getan hatte.

Himmler und seine Begleiter stiegen aus den Fahrzeugen und gingen zu Fuß zum Teehaus, einem barackenartigen Holzbau gleich bei den Bunkern von Generaloberst Jodl und Generalfeldmarschall Keitel. Hier nahm der Generalstab die Mahlzeiten ein, wenn er sich nicht verpflichtet sah, mit dem Führer zu speisen. Das Teehaus war schlicht eingerichtet, mit einem dunklen Boucleteppich, etlichen Ledersesseln und ein paar Tischen. Wenn da nicht mehrere Offiziere gesessen hätten, hätte man sich im Gemeinschaftsraum eines katholischen Priesterseminars wähnen können. Unter den wartenden Offizieren waren zwei der persönlichen Adjutanten Hitlers, SS-Gruppenführer Julius Schaub und Gruppenführer Albert Bormann. Schaub, der Chefadjutant, war ein bürokratisch wirkender, sanfter Mann, der eine Brille trug und wie Himmlers älterer Bruder aussah. Er war im Ersten Weltkrieg an beiden Beinen verwundet worden und schwang sich an Krücken durchs Führerhauptquartier. Albert Bormann war der jüngere Bruder von Martin Bormann, Hitlers Sekretär, der die Kontrolle über alles hatte, was in der Wolfsschanze vor sich ging. Überdies war Albert Bormann ein erbitterter Rivale seines Bruders.

»Wie sieht es in Berlin aus?«, fragte Schaub.

»Letzte Nacht hatten wir einen Fliegerangriff«, antwortete Schellenberg. »Nichts Großes. Acht Mosquitos, glaube ich.«

Schaub nickte höflich. »In Gegenwart des Führers sprechen wir eher nicht von Luftangriffen. Das deprimiert ihn nur. Es sei denn, natürlich, er fragt ausdrücklich danach. Was er nicht tun wird.«

»Ich glaube, ich habe bessere Nachrichten«, sagte Himmler, der jetzt schon nicht mehr ganz so blass war wie nach der Hinrichtung seines Untergebenen. »Letzte Nacht haben wir über Aachen eine Wellington abgeschossen. Der fünftausendste seit

Kriegsbeginn abgeschossene britische Bomber. Phantastisch, nicht wahr? Fünftausend Stück.«

»Erzählen Sie das bitte dem Führer«, sagte Schaub.

»Das habe ich vor.«

»Ja. Fünftausend Stück. Das wird ihn aufheitern.«

»Wie geht es ihm?«

»Er ist besorgt wegen der Lage auf der Krim«, sagte Schaub.

»Und in Kiew. General Manstein meint, Kiew sei wichtiger. Aber dem Führer liegt die Krim mehr am Herzen.«

»Können wir den Herren eine Erfrischung anbieten?«, fragte Albert Bormann. »Etwas zu trinken vielleicht?«

»Nein, danke«, antwortete Himmler für sich und Schellenberg, der gerade um einen Kaffee hatte bitten wollen. »Im Moment nicht.«

Sie verließen das Teehaus und gingen tiefer ins Führerhauptquartier hinein. Hier herrschte große Geschäftigkeit. Überall wurde gebaut, an der Verstärkung bestehender und der Errichtung neuer Bunker. Polnische Arbeiter karrten Zement, andere schleppten Bretter. Schellenberg dachte, dass gerade der Versuch, die Sicherheit zu erhöhen, ebendiese Sicherheit untergrub. Jeder der unzähligen Arbeiter, die in Sperrkreis i beschäftigt waren, hätte eine Bombe in die Wolfsschanze schmuggeln können. Ganz abgesehen vom anwesenden Generalstab, der Adolf Hitler seit Stalingrad nicht mehr sonderlich zugetan war. Zwar wurden Mützen, Koppelzeug und Pistolen üblicherweise an einem Ständer vor dem Führerbunker zurückgelassen, aber Aktentaschen waren erlaubt und wurden nie durchsucht. Seine eigene Aktentasche enthielt neben den Plänen für das Unternehmen Großer Sprung auch eine zweite Pistole und war seit seiner Ankunft in Rastenburg kein einziges Mal kontrolliert worden. Sie hätte ebenso gut auch eine Handgranate oder eine Bombe enthalten können.

Der Führerbunker lag hundert Meter nördlich des Teehauses. Während sie darauf zusteuerten, dachte Schellenberg immer noch über die Sicherheitsvorkehrungen in Rastenburg nach. Wie ließe sich ein Attentat verüben? Eine Bombe wäre zweifellos das Beste. Wie alle Bunker der Wolfsschanze war auch der Führerbunker eine oberirdische Konstruktion, ohne unterirdische Verbindungs- oder Geheimgänge. Zum Ausgleich war er mit mindestens vier, fünf Metern Stahlbeton verstärkt. Und, was das Wichtigste war, er hatte keine Fenster. Was hieß, dass die Druckwelle einer Bombe, die im Führerbunker hochging, nicht entweichen konnte und nur noch tödlicher war als in einer Holzbaracke.

Eine Schäferhündin kam schwanzwedelnd auf Himmler zugesprungen. Der Reichsführer blieb stehen und begrüßte sie wie eine alte Freundin. »Das ist Blondi«, sagte er, während er Hitlers Hund den Kopf tätschelte, was Schellenberg veranlasste, sich nach dem zugehörigen Herrchen umzuschauen.

»Wir sind auf der Suche nach einem Freund für Blondi«, sagte Albert Bormann. »Der Führer möchte, dass Blondi Junge bekommt.«

»Junge? Hoffentlich kann ich eins haben, ich hätte gern einen Welpen von Blondi«, sagte Himmler.

»Man kann wohl getrost davon ausgehen, dass Sie da nicht der Einzige sind«, sagte ein kleiner, gedrungener, stiernackiger Mann. Martin Bormanns Auftritt bedeutete, dass der Führer nicht fern sein konnte. Als Schellenberg Hackenknallen hörte, blickte er nach links und sah Hitler durch die Bäume herankommen. »Jeder hätte gern einen Welpen vom berühmtesten Hund der Welt.«

Schellenberg nahm Haltung an und streckte den rechten Arm stramm zum Gruß, während Hitler, den Arm ebenfalls erhoben, langsamen Schritts näher kam. Der Führer trug schwarze Hosen, eine am Hals offene, schlichte, feldgraue Uniformjacke, unter

der ein weißes Hemd mit Krawatte zu sehen war, und eine weiche, ziemlich formlose Offiziersmütze, die eher bequem als schneidig wirkte. An der linken Brusttasche des Uniformrocks trug er ein Eisernes Kreuz Erster Klasse, das er im Ersten Weltkrieg erhalten hatte, sowie das Verwundetenabzeichen und das goldene Parteiabzeichen.

»Himmler. Schellenberg – schön, Sie wieder einmal zu sehen«, sagte er mit dem österreichischen Akzent, den Schellenberg aus dem Rundfunk so gut kannte.

»Ganz meinerseits, mein Führer.«

»Himmler sagt, Sie haben einen Plan, der uns den Sieg bringen wird.«

»Vielleicht werden Sie ihm ja zustimmen, wenn Sie erst Zeit gefunden haben, meine Vorlage zu lesen, mein Führer.«

»Ach, ich hasse schriftliche Vorlagen. Kann sie nicht ausstehen. Wenn es nach meinen Offizieren hier ginge, käme ich aus dem Lesen gar nicht heraus. Papiere hierzu, Papiere dazu. Ich will Ihnen eins sagen, Schellenberg, ich kann meine Zeit nicht auf Papier verschwenden. Soll ein Mann doch reden, dann werde ich ihn sehr schnell wissen lassen, was ich wovon halte. Meine Bücher sind die Menschen – habe ich Recht, Himmler?«

»Sie verstehen uns alle fließend zu lesen, mein Führer.«

»Dann gehen wir doch hinein, und Sie erzählen mir alles. Und dann sage ich Ihnen, was ich denke.«

Hitler zeigte auf den Führerbunker, steckte sich eine weitere Pfefferminzpastille in den Mund und begann, während er neben Schellenberg herging, munter draufloszuplaudern. »Ich gehe viel hier im Wald spazieren. Das ist einer der wenigen Orte, wo ich mich frei bewegen kann. In meiner Jugend habe ich immer geträumt von solchen weiten Räumen, und das Leben hat mir wohl die Möglichkeit gegeben, diesen Traum zu verwirklichen. Natürlich würde ich lieber in Berlin herumspazieren. Um den Reichstag. Ich habe diesen Bau immer gemocht. Es wurde

behauptet, ich sei verantwortlich dafür, dass er in Brand gesteckt wurde, aber das ist Unsinn. Niemand, der mich kennt, käme auf die Idee, dass ich etwas damit zu tun haben könnte. Paul Wallot war gar nicht so ein schlechter Architekt. Speer kann ihn nicht leiden, aber das spricht noch nicht gegen ihn. Jedenfalls laufe ich hier durch diese nördlichen Wälder wie dieser Bursche in Nietzsches unlesbarem Buch – *Zarathustra.* Ich laufe herum, weil ich mich eingesperrt fühle in diesen Unterständen und mein Geist Raum braucht, um frei zu schweifen.«

Während Schellenberg neben dem Führer herging, hörte er einfach nur zu und nickte lächelnd, weil er sich sagte, dass jeder Konversationsbeitrag von seiner Seite nur seine Chancen verringern könnte, Hitler für das Unternehmen Großer Sprung zu gewinnen.

Sie betraten den Führerbunker. Schellenberg folgte Hitler, Bormann und Himmler linker Hand in einen großen Raum, der von einem Kartentisch dominiert wurde. Der Führer setzte sich in einen von einem halben Dutzend Sesseln vor den kalten Kamin und bedeutete Schellenberg, ebenfalls Platz zu nehmen. Hitler verabscheute Hitze. Von den Unterredungen mit dem Führer kam Schellenberg immer ganz blau gefroren zurück. Während er wartete, dass Himmler, Schaub und die beiden Bormanns ebenfalls Platz nahmen, musterte Schellenberg den Führer diskret auf irgendwelche Anzeichen von *Tabes dorsalis* oder Syphilis im tertiären Stadium. Zugegeben, Hitler wirkte wesentlich älter als fünfundvierzig und schien sehr sparsam mit Gesten und Handbewegungen überhaupt, aber von diesem Mann ging eine beeindruckende Aura physischer Kraft aus. Schellenberg hatte nicht das Gefühl, dass Hitler kurz vor dem körperlichen Zusammenbruch stand. Natürlich lastete ein immenser Druck auf ihm, aber das blasse Gesicht, die hervorquellenden Augen und der entrückte Ausdruck eines Schlafwandlers – oder eines Heiligen –, den Schellenberg schon bei seinem letzten Besuch in der Wolfsschanze bemerkt hatte,

hatten sich nicht verändert. Es war Schellenberg immer schon unmöglich gewesen, diese morbide, quasi-verrückte Dostojewski'sche Gestalt vor sich zu sehen und innerlich wie einen ganz normalen Menschen zu behandeln, aber er konnte kein Anzeichen dafür entdecken, dass Hitler an der Schwelle des totalen Wahnsinns stand.

Er wurde dadurch aus seinen Gedanken gerissen, dass Hitler sich ihm zuwandte und ihm das Wort erteilte. Schellenberg umriss den Plan, den er schon Himmler als Reserveplan für den Fall verkauft hatte, dass die Friedensverhandlungen, die durch die Überstellung der Briefe an die Großen Drei eingeleitet worden waren, keine Früchte trügen. Inzwischen hatte er alle Schwachstellen des Unternehmens Großer Sprung ausgebügelt. Auch wenn Schellenberg das Hitler nicht sagte, war von Holten-Pflug aus Winniza zurückgekehrt, um zu berichten, dass ein Kommando von hundert Ukrainern jetzt, mit Einverständnis Gruppenführer Schimanas, eine Einheit der Waffen-SS-Division Galizien bildete. Die Männer waren alle erfahrene Fallschirmspringer und, angespornt durch die Aussicht, Marschall Stalin töten zu können, höchst kampfesdurstig. Hitler über ihre wahre Volkszugehörigkeit im Dunkeln zu lassen, beunruhigte Schellenberg nicht weiter. Er ging davon aus, dass die Russen, falls das Unternehmen misslang, nicht an die große Glocke hängen wollen würden, dass eigene Landsleute daran beteiligt gewesen waren. Und wenn es glückte, würde die Volkszugehörigkeit der Männer wohl keine Rolle mehr spielen. Also beließ es Schellenberg dabei, dass sie alle SS-Freiwillige der Division Galizien seien.

Hitler hörte zu und unterbrach den Vortrag nur selten. Als Schellenberg jedoch Roosevelt erwähnte, beugte sich der Führer in seinem Sessel vor und ballte beide Hände zu einer einzigen Faust, als erwürgte er den unsichtbaren Präsidenten.

»Roosevelt ist nichts als ein widerwärtiger Erzfreimaurer«, sagte er. »Schon aus diesem Grund sollten sich alle Kirchen in

Amerika gegen ihn erheben, denn er wird von Prinzipien geleitet, die in krassem Widerspruch stehen zu dem Glauben, zu dem er sich bekennt. Übrigens war das, was er bei seiner letzten Pressekonferenz von sich gegeben hat – diese näselnde Sprechweise –, typisch hebräisch. Haben Sie ihn prahlen hören, er habe eine Beimischung edlen jüdischen Blutes? Edles jüdisches Blut! Ha! Er tritt in seiner Rabulistik allerdings wie ein Jude auf. Meiner Meinung nach ist er ebenso geisteskrank wie körperlich krank.«

Martin Bormann und Himmler lachten und nickten zustimmend, und Hitler, der sich jetzt für sein Thema erwärmte, fuhr fort: »Roosevelt ist der lebende Beweis dafür, dass es auf der Welt keine dümmere Rasse gibt als die Amerikaner. Und seine Frau, nun ja, an ihrem negroiden Äußeren ist doch wohl deutlich abzulesen, dass diese Frau ein Halbblut ist. Falls je jemand ein warnendes Beispiel dafür benötigt, welche Gefahr Mischlinge für die zivilisierte Gesellschaft darstellen, so ist das Eleanor Roosevelt.«

Hitler sank in seinen Sessel zurück und schlang die Arme um sich wie einen Schal. Dann nickte er Schellenberg auffordernd zu. Doch ein, zwei Minuten später gab er bereits wieder seine eigenen Ansichten über Stalin und Churchill zum Besten.

»Stalin ist eine der außergewöhnlichsten Figuren der Weltgeschichte. Höchst außergewöhnlich. Haben Sie ihn je eine Rede halten hören?« Hitler schüttelte den Kopf. »Schrecklich. Rhetorik ist nicht seine Stärke, das steht fest. Und wenn man Ribbentrop glauben darf, besitzt er auch keinerlei Umgangsformen. Er ist halb Mensch, halb Tier. Er kommt nie heraus aus dem Kreml und regiert mit Hilfe eines Apparates, der auf jedes Nicken hört und auf jeden Wink. Sein Volk bedeutet ihm nichts. Gar nichts. Ja, ich glaube, er hasst das russische Volk nicht minder als ich. Wie sonst könnte er so verschwenderisch sein mit Menschenleben? Darum ist Stalin ein Mann, der uns als Oberkommandierender unbedingten Respekt

abnötigt.« Hitler lächelte. »In gewisser Weise wäre ich fast schon traurig, wenn er tot wäre, denn ich muss zugeben, er ist ein Teufelskerl. Aber Schellenberg hat Recht. Wenn ihm etwas zustieße, würde ganz Asien zusammenbrechen. Wie es erstanden ist, wird es auch wieder zerfallen.«

»Aber Churchill, das ist ein anderes Kapitel. Ich bin noch nie einem Engländer begegnet, der über ihn nicht abfällig gesprochen hätte. Der Herzog von Windsor, Lord Halifax, Sir Neville Henderson, selbst dieser Trottel mit dem Regenschirm, Neville Chamberlain – sie alle waren der Meinung, dass Churchill nicht nur übergeschnappt ist, sondern obendrein eine ausgemachte Quadratgoschen. Ohne jede Moral. Aber das ist von einem Journalisten wohl zu erwarten. Dass er alles sagt und tut, um weiterzukämpfen, wenn doch jeder Dummkopf hätte sehen können – und noch immer sehen kann –, dass England Frieden schließen sollte. Nicht nur, um England zu retten, sondern um ganz Europa zu bewahren vor dem Bolschewismus. Churchill hat sich in seiner eigenen Partei enorm geschadet, als er nach Moskau gegangen ist. Die Torys waren außer sich und behandelten ihn nach seiner Rückkehr wie einen Paria. Und wer könnte es ihnen verdenken? Mit Teheran wird es genauso sein. Ein Händedruck mit Stalin? Das wird ihnen gefallen daheim in England. Er sollte lieber Handschuhe anziehen, das ist alles, was ich dazu sagen kann.«

Schellenberg gierte inzwischen förmlich nach einer Zigarette und wollte unbedingt mit der Erläuterung seines Plans fortfahren, aber Hitler war mit Churchill noch nicht fertig. »Wenn ich ihn mir ansehe, kann ich nicht umhin, Goethe zuzustimmen, dass Rauchen dumm macht. Oh, bei irgendeinem Müllmann mag es ja angehen – ob der raucht oder nicht, spielt keine Rolle. Aber Nikotin ist eine Droge, und für Menschen wie uns, deren Gehirn ständig aufs Äußerste gefordert wird von der Verantwortung, gibt es keine Entschuldigung für diese abstoßende Gewohnheit. Was würde aus mir und Deutschland

werden, wenn ich nur halb so viel trinken und rauchen würde wie diese Kreatur Churchill?«

»Nicht auszudenken, mein Führer«, sagte Himmler.

Damit war die Tirade zu Ende. Schellenberg konnte endlich fortfahren. Doch als er zu dem Teil kam, der die Kashgai-Nomaden im Nordirak betraf, unterbrach ihn Hitler wieder, nur dass er diesmal lachte.

»Wenn man bedenkt, dass ich in der mohammedanischen Welt eine religiöse Figur bin. Wussten Sie, dass die Araber mich in ihre Gebete einschließen? Bei diesen Persern werde ich wahrscheinlich Großkhan. Ich möchte gern einmal dorthin, wenn die Welt wieder im Frieden ist. Als Erstes werde ich ein paar Wochen in einem Scheichspalast verbringen. Mit ihrem Essen müssen sie mich natürlich verschonen. Ihr Hammelfleisch werde ich nie essen. Ich werde mich stattdessen an ihre Harems halten. Aber ich hatte immer schon Sympathien für den Mohammedanismus. Ich kann verstehen, dass Leute begeistert sind von Mohammeds Paradies mit den ganzen Jungfrauen, die die Gläubigen erwarten. Nicht wie dieser fade christliche Himmel.«

Er verstummte jäh, und Schellenberg konnte endlich seine Darlegung des Unternehmens Großer Sprung zu Ende führen. Es war fast schon pervers, aber jetzt verlegte sich Hitler aufs Schweigen. Der Brusttasche seiner Feldjacke entnahm er eine billige Nickellesebrille. Er überflog die Hauptpunkte des Schellenberg'schen Schriftstücks, wobei er laut die Nase hochzog und noch mehr von seinen geliebten Pfefferminzpastillen lutschte. Dann nahm er die Brille ab, gähnte, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich die Hand vor den Mund zu halten oder sich zu entschuldigen, und sagte: »Das ist ein guter Plan, Schellenberg. Kühn, phantasievoll. Das gefällt mir. Um einen Krieg zu gewinnen, braucht es kühne, phantasievolle Männer.« Er nickte. »Sie sind doch mit den

Briefen nach Stockholm geflogen? Um diesen finnischen Verbindungsmann von Himmler zu treffen.«

»Jawohl, mein Führer.«

»Und trotzdem bringen Sie mir diesen Plan? Unternehmen Großer Sprung. Warum?«

»Es ist immer gut, einen Plan in petto zu haben, falls ein anderer scheitert. Das ist meine Aufgabe, mein Führer. Das ist das Wesen nachrichtendienstlicher Arbeit. Für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Angenommen, die Großen Drei gehen nicht auf Ihre Friedensvorschläge ein. Angenommen, sie beantworten nicht einmal Ihre Briefe? Dann ist es doch besser, meine Männer im Iran vor Ort zu haben.«

Hitler nickte. »Ich kann Ihnen nicht alles erzählen, was vor sich geht, Schellenberg. Nicht einmal Ihnen. Aber ich glaube, Sie haben Recht. Natürlich könnten wir gar nichts tun und nur hoffen, dass die Konferenz von selbst ein Desaster wird. Das könnte gut passieren, weil ja ziemlich klar ist, dass die anfängliche Sympathie zwischen den Briten und den Amerikanern nicht gerade wächst und gedeiht. Ich kann Ihnen sagen, es gibt bei den Briten beträchtliche Antipathien gegen die Amerikaner, und der Einzige dort, der Amerika bedingungslos liebt, ist selbst ein halber Amerikaner – Roosevelts Schoßhündchen Winston Churchill. Diese Konferenz in Teheran wird sich hinziehen, über Tage.« Hitler grinste. »Das heißt, wenn Ihre Männer nicht alle Beteiligten töten.« Hitler lachte und klatschte sich auf den rechten Oberschenkel. »Ja, sie wird Tage dauern. Genau wie die letzte, in Kanada, zwischen Churchill und Roosevelt. Und jetzt, wo Stalin mit an Bord ist, wird es noch länger dauern. Man kann sich doch nur zu leicht vorstellen, welch ungeheure Schwierigkeiten sich da auftun werden. Die gewaltigen Verluste der Roten Armee, das Vorhaben einer Landung in Europa, Millionen Menschenleben auf dem Spiel. Glauben Sie mir, meine Herren, es wird schon ein Wunder erfordern, die Briten, die Amerikaner, die Russen und die

Chinesen vor einen Karren zu spannen. Die Geschichte lehrt uns, dass Koalitionen selten funktionieren, weil stets der Punkt kommt, an dem sich ein Land beschwert, dass es Opfer bringen muss für ein anderes.

Die Amerikaner sind ein unberechenbarer Haufen und haben, ehrlich gesagt, nicht viel Mumm und Opferbereitschaft. Das erklärt natürlich ihr Zögern, in diesen Krieg einzutreten – und auch schon in den vorigen. Wenn es hart auf hart kommt, ist es ebenso wahrscheinlich, dass sie kneifen, wie dass sie standhalten. Die Briten sind da wesentlich couragierter. Wie die Amerikaner die Stirn haben können, gegen die Briten, nach allem, was die auf sich genommen haben, ehrabschneiderische Verleumdungen zu erheben, grenzt ans Unbegreifliche. Und die Russen – nun ja, deren Widerstandskraft ist ohne gleichen.

Es würde mich nicht überraschen, wenn diese Konferenz unter der Uneinigkeit der Verbündeten zusammenbräche. Stalin und Churchill hassen sich, das steht fest. Interessant wird sein, wie Roosevelt und Stalin miteinander auskommen. Ich vermute, wenn auch nur aufgrund seiner Reden, dass Roosevelt sich wie eine Hure an Stalin heranschmeicheln wird, dass er versucht, den alten Kerl zu verführen. Stalin wird sicher nur dasitzen und abwarten, wie weit Roosevelt zu gehen bereit ist, um ihn zu bezirzen. Und Churchill wartet solange am Rand, vor Wut schäumend wie ein gehörnter Ehemann, der mit ansehen muss, wie seine dumme Frau sich zum Gespött macht, der aber nichts sagen kann, weil er Angst hat, sie verlässt ihn.« Hitler klatschte sich wieder auf den Schenkel.

»Bei Gott, das würde ich gern sehen.«

Himmler sah Schellenberg mit zusammengekniffenen Augen an. »Sie sind genauso clever wie Heydrich«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob Sie genauso skrupellos sind, aber genauso clever sind Sie bestimmt.« Er schlug mit dem Handrücken gegen Schellenbergs Unterlagen. »Und das da ist ganz ohne Zweifel ein cleverer Plan.«

Hitler erhob sich abrupt, und alle anderen taten es ihm nach.

»Ich teile Ihnen meine Entscheidung nach dem Mittagessen mit.«

Die Versammlung verlagerte sich ins Speisezimmer, wo einige Generalstabsmitglieder dazustießen. Während des Essens wurden ihnen weitere Hitler-Monologe zuteil. Hitler aß zügig und ohne viel Aufhebens: zuerst einen Maiskolben, den er mit fast einer ganzen Tasse zerlassener Butter übergoss, keinen Hauptgang, dann einen Riesenteller heiße Pfannkuchen mit Rosinen und Sirup. Schellenberg wurde schon vom bloßen Anblick dieser Menüwahl schlecht. Er kämpfte mit dem Wiener Schnitzel, das er sich bestellt hatte.

Nach dem Essen lud Hitler Schellenberg zu einem Spaziergang ein. Zu zweit machten sie einen Rundgang durch Sperrkreis 1. Hitler zeigte ihm das Schwimmbecken, das Kino, den Friseursalon – er war sehr stolz, dass er Wollenhaupt, den Friseur des Hotels Kaiserhof, in die Wolfsschanze »gelockt« hatte, damit er dort dem Generalstab die Haare schnitt – sowie die Bunker von Göring, Speer und Martin Bormann. »Wir haben sogar einen Friedhof«, sagte Hitler. »Etwas weiter südlich, jenseits der Hauptstraße. Ja, es gibt hier so ziemlich alles, was der Mensch braucht.«

Schellenberg fragte nicht, wer auf dem Friedhof begraben war. Selbst für einen Nachrichtendienstchef gab es Dinge, die er besser nicht wusste. Endlich kam Hitler zur Sache.

»Ich finde Ihren Plan ausgezeichnet. Er könnte aus einem Karl May sein. Haben Sie je Karl May gelesen?«

»Nur als Junge.«

»Sie brauchen sich dafür nicht zu schämen, Schellenberg. Mich hat Karl May als Junge tief beeinflusst. Hören Sie, ich will, dass Sie Ihren Plan verfolgen, so wie Sie es vorgeschlagen haben. Ja, schicken Sie Ihre Männer nach Persien, aber tun Sie nichts ohne meinen oder Himmlers Befehl. Ist das klar?«

»Absolut klar, mein Führer.«

»Gut. Sie werden nichts unternehmen, bis Sie von mir grünes Licht erhalten. Einstweilen gebe ich Himmler und Göring Bescheid, dass das Unternehmen Großer Sprung oberste Priorität bekommt. Verstanden?«

»Ja, mein Führer. Danke, mein Führer.«

»Noch eins, Schellenberg. Seien Sie vorsichtig mit Himmler und Kaltenbrunner. Von Kaltenbrunner hat ein Mann mit Ihren Mitteln und Möglichkeiten vielleicht nicht viel zu befürchten. Aber Himmler – vor dem müssen Sie auf der Hut sein, das steht fest. Passen Sie auf, dass er nicht eifersüchtig auf Sie wird, so wie er eifersüchtig wurde auf Heydrich. Sie wissen ja, was dem widerfahren ist. Ein Jammer, das Ganze, aber in Anbetracht sämtlicher Umstände wohl unvermeidlich. Heydrich war zu ehrgeizig, und ich fürchte, das war der Preis dafür.«

Schellenberg versuchte, seine Verblüffung zu verbergen. Der Führer deutete offenbar an, dass Heydrich nicht einfach von tschechischen Partisanen ermordet worden war, sondern dass Himmler da irgendwie die Hand im Spiel gehabt hatte!

»Also passen Sie auf mit Himmler, ja. Aber auch mit Admiral Canaris. Er ist nicht der alte Trottel, als den ihn die Gestapo hinstellt. Von dem alten Fuchs können wir alle noch eine Menge lernen. Lassen Sie sich’s gesagt sein, die Abwehr ist immer noch imstande, uns alle zu überraschen.«

FREITAG, 19. OKTOBER 1943

ZOSSEN

ADMIRAL CANARIS spürte die Kälte. Es lag nicht daran, dass er erst am Vortag aus Madrid zurückgekehrt war und die gasdichten Bunker des Hauptquartiers des deutschen Heeres in Zossen, etwa dreißig Kilometer südlich von Berlin, feucht und unzureichend beheizt vorgefunden hatte. Nein, das war es ganz und gar nicht, denn im Unterschied zu den meisten Nazi-Größen war er ein spartanischer Mensch und nicht besonders versessen auf persönlichen Komfort. Im Amt Ausland der Abwehr am Tirpitzufer, einem direkt am Landwehrkanal gelegenen, vornehmen vierstöckigen Haus, hatte er oft auf einem Feldbett geschlafen, und es machte ihm bis heute nichts aus, auf eine Mahlzeit zu verzichten, damit seine beiden Rauhaardackel Seppel und Kasper frisches Fleisch bekamen.

Nein, die Kälte, die Canaris spürte, hatte mehr mit dem nachrichtendienstlichen Versagen seiner Organisation zu tun und mit dem Wissen, dass er deshalb die Gunst des Führers verloren hatte.

Die Abwehr war Deutschlands ältester Geheimdienst und existierte schon seit den Zeiten Friedrichs des Großen. Der Name *Abwehr* stand keineswegs nur für Spionageabwehr, sondern für den gesamten militärischen Nachrichtendienst, vor allem aber für die Auslandsabwehr, kurz AA genannt. Die AA war direkt dem Oberkommando der Wehrmacht (OKW) unterstellt und hatte es bisher geschafft, nicht von Kaltenbrunners Reichssicherheitshauptamt geschluckt zu werden, doch Canaris fragte sich, wie lange er, angesichts der Katastrophen der letzten Jahre, diese Eigenständigkeit noch wahren konnte.

Die erste Katastrophe war 1942 passiert. Im Zuge eines Unternehmens mit dem Codenamen »Pastorius« waren acht AA-Spione in die USA eingeschleust worden. Dann war alles verheerend schief gegangen, weil zwei Mitglieder der Agentengruppe die übrigen an das FBI verraten hatten. Sechs brave Männer waren im August 1942 auf dem elektrischen Stuhl gelandet. Roosevelt hatte die Todesurteile nicht nur bestätigt, sondern sich angeblich auch noch darüber amüsiert und gewitzelt, er bedaure, dass im District of Columbia die Todesstrafe nicht mehr durch Erhängen vollzogen werde. Diesem Desaster war bald das nächste gefolgt, als der Abwehr die Zusammenziehung sowjetischer Truppen bei Stalingrad entgangen war, und dann hatte sie noch ein drittes Mal krass versagt, als sie im November 1942 von der Landung der Engländer und Amerikaner in Nordafrika überrascht wurde. Unterdessen waren aufwendige und teure Bemühungen, antibritische Aufstände in Indien, Südafrika und Afghanistan zu schüren, ebenso ergebnislos verpufft wie das Anzetteln antisowjetischer Revolten im Kaukasus. Die jüngste Katastrophe war im April 1943 eingetreten, als zwei hohe Abwehr-Angehörige von der Gestapo wegen Amtsmissbrauchs, Devisenvergehen und Wehrkraftzersetzung verhaftet wurden. Nur Himmler (und hartnäckigen Gerüchten zufolge auch Hitler selbst) hatte es Canaris zu verdanken, dass er schwerwiegenderen Anschuldigungen entgangen war und immer noch die Leitung seiner fast völlig diskreditierten Organisation innehatte.

Die AA mochte zwar diskreditiert sein, aber sie verfügte immer noch über ein ausgedehntes Netz von Agenten, von denen viele in den Auslandsvertretungen des Reiches und auch in Ribbentrops Außenministerium in der Wilhelmstraße tätig waren. Daher wusste Canaris alles über den Agenten Cicero und die bevorstehende Konferenz der Großen Drei in Teheran, wenn auch nichts von Schellenbergs Unternehmen Großer Sprung.

Und er kannte auch die wichtigsten Inhalte eines Geheimgesprächs, das vor einer guten Woche in der Wolfsschanze zwischen Hitler und Himmler stattgefunden hatte. Heute Morgen hatte er in den Bunker, den er inzwischen als sein Heim betrachtete, nur solche AA- und Wehrmachtsoffiziere bestellt, die in seinen Augen über jeden Verdacht erhaben waren.

Sein Bunker-Büro war ziemlich ähnlich eingerichtet wie sein Büro am Tirpitzufer: ein kleiner Schreibtisch, ein größerer Tisch, ein paar Stühle, ein Spind und ein Tresor. Auf seinem Schreibtisch standen ein Modell des Kleinen Kreuzers *Dresden*, auf dem er im Ersten Weltkrieg gedient hatte, und eine Bronze der drei Affen. An den Wänden hingen ein japanisches Gemälde, das einen grinsenden Dämon zeigte, Conrad Hommels Bild *Der Führer im Kampfgebiet* – auf dem Hitler in den Augen des Hundefreundes Canaris wie ein kleiner Hund aussah – und ein Porträt von General Franco. Canaris war sich dessen wohl bewusst, dass die letzten beiden Bilder eine ausgefallene Zusammenstellung waren: Obwohl Franco Faschist war und vom Bürgerkrieg her in Deutschlands Schuld stand, konnten er und Hitler sich nicht ausstehen. Canaris hingegen, der vor dem Krieg viel in Spanien gewesen war, hegte nichts als Sympathie und Bewunderung für das spanische Volk und dessen Führer.

Einen seiner Dackel auf dem Arm, stand der Admiral da, während sich die Runde versammelte. Er war ein kleiner Mann, keine eins sechzig groß, mit silbernem Haar und ziemlich krummen Schultern, was ihm etwas Unmilitärisches gab. In seiner Marineuniform und von wesentlich größeren und jüngeren Offizieren umgeben, wirkte Canaris eher wie ein Dorfschullehrer, der wartet, dass die Schüler ihre Plätze einnehmen.

Er setzte den Hund ab, ließ sich auf einem Stuhl am oberen Ende des Tischs nieder und zündete sich als Erstes eine dicke Gildemann-Zigarre an. Der Letzte, der den Bunker mit dem

steilen Spitzdach (von dem jede Bombe abrutschen sollte) betrat, war »Benti« von Bentivegni, ein nicht minder winziger Offizier italienischer Abstammung, der aber mit seinem Monokel und seiner steifen Art den Preußen schlechthin verkörperte.

»Machen Sie die Tür zu, Benti«, sagte Canaris, den es störte, dass der Wind, sooft jemand den Bunker betrat, eine Hand voll Laub zur Stahltür hereinwehte. Überall auf dem Teppich lagen Blätter, die von weitem fast wie Hundehaufen aussahen, sodass Canaris andauernd glaubte, Seppel oder Kasper hätten sich danebenbenommen. »Kommen Sie her und setzen Sie sich.«

Bentivegni nahm Platz und machte sich daran, eine Zigarette in eine Bernsteinspitze zu praktizieren. Canaris drückte einen unterm Tisch befindlichen Knopf, um die Ordonnanz zu rufen. Sofort ging die Tür zu einem der Verbindungsstollen auf, und ein Obergefreiter erschien mit einem Tablett, auf dem eine Kaffeekanne und etliche Tassen und Untertassen standen.

»Nicht zu glauben«, sagte Oberst von Freytag-Loringhoven, dessen feine Nase bereits begierig bebte. Das Essen in der Zossener Offiziersmesse war schlecht, weil es hauptsächlich aus Feldrationen und Ersatzkaffee bestand. Für die meisten Offiziere am Tisch, die es eher gewohnt waren, im Adlon oder im Café Kranzler zu speisen, war das nur ein Grund mehr, Zossen und das Hauptquartier der deutschen Heeresführung, das den Codenamen Zeppelin trug, zu hassen. »Kaffee. Richtiger Bohnenkaffee.«

»Den habe ich aus Madrid mitgebracht«, sagte Canaris. »Nebst einigen anderen Lebensmitteln, die ich dem Koch übergeben habe. Ich habe ihm gesagt, er soll uns etwas Besonderes machen.«

Canaris aß gern gut und kochte auch selbst. Es hatte Zeiten gegeben, vor dem Krieg, da er sogar Heydrich und dessen Frau in seinem Haus in der Dollestraße bekocht hatte.

»Ihnen kann keiner vorwerfen, dass Sie sich nicht um Ihre Männer kümmern, Herr Admiral«, sagte Oberst Hansen, der genießerisch an seiner Kaffeetasse roch.

»Sagen Sie’s nicht weiter«, sagte Canaris. »Das hier ist wirklich streng geheim.«

»Und wie sieht es in Madrid aus?«, fragte Bentivegni. Als Chef der Abteilung III war er vor allem für die Infiltration des spanischen Geheimdiensts durch die AA zuständig.

»Die spanische Regierung wird von den Amerikanern unter Druck gesetzt, ihre Wolframexporte an uns einzustellen und alle deutschen Agenten auszuweisen.«

»Und was sagt Franco dazu?«

»Den General habe ich nicht gesehen«, gestand Canaris. »Aber Vigon habe ich getroffen.« General Juan Vigon war der spanische Generalstabschef. »Und auch den neuen Außenminister, den Grafen Jordana. Ich sah mich gezwungen, all die Situationen aufzuzählen, in denen die Abwehr und die spanische Polizei konzertiert gegen alliierte und antifrankistische Widerstandsgruppen vorgegangen sind.«

Canaris sprach weiter über die diplomatischen Aspekte seines Spanienbesuchs und erläuterte sogar die strategische Bedeutung von Wolfram als Material für die Herstellung von Bombenelektroden, bis die Ordonnanz mit dem Einschenken des Kaffees fertig war und wieder hinausging. Sobald die Tür zu war, kam Canaris zum eigentlichen Thema der Besprechung.

»In Spanien hatte ich Gelegenheit, mit Diego zu sprechen. Für unsere Kollegen von der Wehrmacht: Diego ist ein erfolgreicher argentinischer Geschäftsmann und zugleich unser Hauptagent in Südamerika.«

»Und unser Hauptherzensbrecher«, bemerkte Oberst Hansen, der als Chef der Abteilung I für den Funk- und Postkontakt mit den Abwehragenten im Ausland zuständig war. »Ich habe noch

nie einen Mann gekannt, der so einen Schlag bei den Damen hatte.«

Canaris, den Damen dieser Tage nicht sonderlich interessierten, störte sich nicht daran, dass Hansen ihn unterbrochen hatte. Ihm war alles recht, was ein wenig Heiterkeit nach Zossen brachte, wo die Stimmung immer düsterer wurde.

»Diego?«, sagte von Freytag-Loringhoven.

»Diego ist sein Deckname«, erklärte Canaris. »Seit der Pastorius-Sache benutzen wir nur noch Decknamen. Keiner von uns hat die Hinrichtung der sechs Männer damals vergessen. Wir versuchen, bei der Abwehr keine Namen zu nennen. Nicht einmal den Namen des Mannes, den wir in Teheran zu töten beabsichtigen. Von jetzt an werde ich ihn nur noch mit seinem Decknamen im Rahmen dieses Unternehmens bezeichnen. Wotan.«

Canaris hielt einen Moment inne, um seine Zigarre wieder anzuzünden, und fuhr dann fort: »Also, Diego war erst vor ein paar Tagen in Washington, wo er Harvard getroffen hat. Harvard ist der letzte wichtige Abwehrspion in Washington und ein Agent, den wir seit 1940 benutzen. Damals war er noch ein reicher Mann, Eigentümer eines ansehnlichen Chemiewerks. Nach einer Fehlinvestition seinerseits konnte die Abwehr seine Schulden übernehmen, sein Unternehmen finanziell wieder auf die Beine stellen und eine Menge Rüstungsaktien auf seinen Namen kaufen. Ich erzähle Ihnen das, damit Sie verstehen, dass seine Loyalität eher Deutschland und der Abwehr als dem Nationalsozialismus gilt.

Bei Kriegsbeginn ermunterten wir Harvard, der American Ordnance Organisation beizutreten, einer Rüstungslobby mit engen Verbindungen zum Kriegsministerium. Infolgedessen erhält er jede Menge Presseverlautbarungen des Kriegsministeriums, ist in Washington bekannt und hat Freunde im Senat

und in Roosevelts Kabinett. Seit 1942 ist er nach außen hin Eigentümer eines Hauses in Acapulco, wo er oft Senatoren zu Gast hat, die nicht ahnen, dass das ganze Haus mit Abhörmikrophonen gespickt ist. Harvards wichtigster Beitrag war es immer, Washingtoner Klatsch und Tratsch an uns weiterzugeben, aber gelegentlich ist es ihm auch gelungen, auf informeller Basis Leute zu rekrutieren, die mit unserer Sache sympathisieren.

Zu diesen von Harvard angeworbenen Leuten gehört ein Mann mit dem Decknamen Brutus, der Präsident Roosevelt auf der bevorstehenden Reise nach Kairo und zur Konferenz der Großen Drei in Teheran begleiten wird. Ich brauche Sie wohl nicht darauf hinzuweisen, dass das ein außerordentlicher Glücksfall ist. Das Schicksal wirft uns etwas in den Schoß, was sonst monate-, wenn nicht jahrelanger Vorbereitung bedurft hätte. Bedenken Sie, meine Herren. Unser Mann in Stalins höchsteigenem Konferenzraum in der russischen Botschaft in Teheran und noch dazu in legitimer Weise bewaffnet. Meiner Meinung nach ist gerade die Schlichtheit eines solchen Plans die beste Garantie. Wie Sie alle wissen, hänge ich immer schon der Auffassung an, dass ein Einzelattentäter bei einem Anschlag auf ein Staatsoberhaupt die besten Erfolgschancen hat. Bei dem ganzen NKWD-Sicherheitsapparat, den Genosse Berija zweifellos auffahren wird, ist es doch höchst unwahrscheinlich, dass Wotan einen Anschlag aus dieser Ecke erwartet.«

»Wotan soll also erschossen werden?«, fragte Hansen.

»Nein, er soll vergiftet werden«, sagte Canaris. »Mit Strychnin.«

Freitag-Loringhoven, ein Balte, der im zaristischen Russland aufgewachsen war und seine Militärlaufbahn in der lettischen Armee begonnen hatte, ehe er dann zur Wehrmacht gekommen war, schüttelte den Kopf. Da er noch vor kurzem als Aufklärungsoffizier bei einer auf deutscher Seite kämpfenden Kosakeneinheit an der Ostfront gedient hatte, war er es gewöhnt,

mit Männern zu tun zu haben, die so von Hass verzehrt waren, dass sie sich nicht scheuten, das eigene Land zu verraten und die eigenen Leute zu töten. Aber Brutus schien doch schwerer zu verstehen zu sein.

»Was hat er davon?«, fragte er unverblümt. »Woher wissen wir, dass er es wirklich tun wird?«

»Er ist Patriot«, erwiderte Canaris. »Ein in Danzig geborener Deutschamerikaner, der möchte, dass dieser Krieg so schnell wie möglich endet. Auf eine für Deutschland ehrenhafte Weise. Wenn er es nicht schafft, Wotan zu vergiften, wird er ihn erschießen.«

»Und er ist bereit, sein Leben dafür hinzugeben? Wenn die Russen ihn kriegen, werden sie ihn erschießen. Oder Schlimmeres.«

»Ich sehe keine andere Möglichkeit, dieses Vorhaben auszuführen«, sagte Canaris.

»Ich auch nicht«, schaltete sich Bentivegni ein.

»So etwas zu sagen, ist eine Sache, es wirklich zu tun, eine ganz andere«, sagte Freytag-Loringhoven.

»Gelungene Attentate wurden fast immer von einzelnen Männern verübt, die bereit waren, ihr Leben einer Sache zu opfern, an die sie glaubten. Gavrilo Princip, der Erzherzog Ferdinand tötete. John Wilkes Booth, der Lincoln erschoss. Und dieser Bursche, der 1901 den Präsidenten McKinley tötete.« Canaris hatte die Attentate auf Staatsmänner gründlich studiert. »Leon Czolgosz. Ein entschlossener Mann kann den Lauf der Geschichte ändern. So viel steht fest.«

»Dann habe ich noch eine Frage«, sagte Freytag-Loringhoven. »An uns alle. Sind wir alle überzeugt, dass dieser Mord der Abwehr und der Wehrmacht zur Ehre gereichen wird? Das möchte ich bitte wissen. Für mich ist Giftmord nicht das Mittel von Ehrenmännern. Was wird die Geschichtsschreibung über

Männer sagen, die eine Verschwörung bildeten, um Wotan zu vergiften? Das wüsste ich gern.«

»Die Frage ist nur recht und billig«, sagte Canaris. »Auf die Gefahr hin, wie Hitler zu klingen, meine Meinung ist folgende. Dass eine solche Chance vielleicht nie wiederkommt. Und dass, wenn wir es schaffen, ein solches Unternehmen nur den Ruf der Abwehr in Deutschland wiederherstellen kann. Stellen Sie sich doch mal die ganzen Gesichter vor, wenn sie alle erfahren, was passiert ist. Die Leute, die uns abgeschrieben haben. Himmler und Müller. Kaltenbrunner, der Hund. Denen werden wir zeigen, wozu die Abwehr fähig ist. Und denken Sie an das deutsche Volk. Wenn diese Konferenz zum Erfolg führt, werden es Stalin, Churchill und Roosevelt geschafft haben, diesem Land das letzte Fünkchen Ehre zu rauben.«

Freytag-Loringhoven schien immer noch nicht überzeugt. Also hob Canaris erneut an.

»Müssen wir uns noch einmal vor Augen halten, warum wir diesen Plan gefasst haben? Im Januar, in Casablanca, hat Präsident Roosevelt eine Rede gehalten, in der er die bedingungslose Kapitulation Deutschlands forderte. Eine Rede, die laut unseren Quellen innerhalb des britischen Geheimdiensts selbst mein dortiges Pendant, Sir Stewart Menzies, für katastrophal erachtet. Meine Herren, es gibt in der geschichtlichen Überlieferung nur ein Beispiel für die Forderung einer bedingungslosen Kapitulation: das Ultimatum, das die Römer im Dritten Punischen Krieg den Karthagern stellten. Die Karthager wiesen es zurück, und die Römer nahmen das als Rechtfertigung, Karthago bis auf die Grundmauern zu schleifen – was sie von vornherein vorgehabt hatten. Die Geschichtsschreibung wird sagen, wir hatten keine andere Wahl. Deutschland verlangt, dass wir es tun. Und mir ist das Legitimation genug. Das ist immer Legitimation genug. Wenn Brutus es schafft, werden die Alliierten mit Sicherheit verhandeln.«

Freytag-Loringhoven nickte. »Gut«, sagte er. »Ich bin überzeugt.«

Alle Übrigen am Tisch nickten resolut.

Canaris trank von seinem Kaffee und lehnte sich zurück. Er starrte auf die Asche seiner Zigarre und sagte: »Ich habe lange und angestrengt über einen Decknamen für dieses Unternehmen nachgedacht. Und Sie werden wohl nicht erstaunt sein, dass ich mich für ›entscheidender Schlag‹ entschlossen habe. Weil wir uns wohl alle einig sein dürften, dass Wotans Beseitigung genau das ist. Vielleicht der entscheidendste Schlag in der Geschichte des modernen Kriegswesens.«

SONNTAG, 31. OKTOBER
MONTAG, 1. NOVEMBER 1943

WASHINGTON

THORNTON COLE HATTE ETWAS gegen Homosexuelle. Er zog nicht offen gegen sie zu Felde. Er mochte sie einfach nur nicht, aus Gründen, die er für moralische hielt, und, sofern diese Homosexuellen bei der Regierung tätig waren, auch aus Sicherheitsgründen. Ihrer Erpressbarkeit wegen. Cole leitete die Deutschlandabteilung des Außenministeriums und hatte Sumner Welles als weitblickenden Internationalisten bewundert – dem phantasielosen, alten Cordell Hull um Klassen überlegen. Doch jetzt, nach dem Rücktritt des Vize-Außenministers und den Gerüchten über dessen Homosexualität, musste Cole seine Meinung über Welles revidieren, umso mehr, als er, wenn er seine eigenen Begegnungen mit diesem Mann Revue passieren ließ, zu dem Schluss kam, dass er selbst schon einmal Gegenstand eines Annäherungsversuchs gewesen war.

Genau wie Welles war auch Cole ein Grottie – ein Groton-Absolvent. Ein weiterer in besten Washingtoner Kreisen verkehrender Grottie, Willard Mayer, hatte Cole mit Welles bekannt gemacht, und danach hatten sich die beiden, auf Welles' Betreiben, ein paarmal im Metropolitan Club getroffen. Cole hatte sich durch die Beachtung, die ihm der Ältere schenkte, geschmeichelt gefühlt, und selbst das, was sich im Nachhinein als plumper Annäherungsversuch offenbarte, hatte keine Alarmglocken zum Läuten gebracht. Es war vor ein paar Jahren gewesen, ebenfalls im Metropolitan. Welles hatte zu viel getrunken und irgendwann im Laufe des Abends Coles Profil mit dem von Michelangelos David verglichen. Und dann hatte er hinzugesetzt: »Ob Ihr Körper dem Vergleich auch standhält,

kann ich natürlich nicht sagen, aber ihr Kopf ist auf jeden Fall genauso wohlgestaltet wie der des David.«

Sumner Welles war verheiratet und Familienvater, und Thornton Cole hatte die Bemerkung des Vize-Außenministers für ungeschickt, aber keinesfalls für eine sexuelle Anzüglichkeit gehalten. Im Nachhinein stellte sich das natürlich ganz anders dar. Diese Erkenntnis beunruhigte Cole ganz außerordentlich. Da er sich sagte, dass Welles wohl kaum der einzige Homosexuelle im Außenministerium war, hatte er die Namen der anderen Männer aufgelistet, die er im Verdacht hatte, verkappte Homos zu sein: Lawrence Duggins (vormals Welles' Stellvertreter), Alger Hiss, Referent von Stanley Hornbech, dem Fernost-Berater des Außenministeriums, und David Melon, der in der Deutschlandabteilung unter Cole arbeitete. Cole beschloss, sie alle unter die Lupe zu nehmen. Er konzentrierte sich zuerst auf seinen eigenen Mitarbeiter. Die Besorgnis, dass da ein ganzes Homosexuellennest im Außenministerium existieren könnte, bemächtigte sich seiner vollends, als er herausfand, dass Melon mit einem gewissen Lovell White befreundet war. Cole setzte White ebenfalls auf seine Liste, als er dahinter kam, dass Cole öfters in Whites elegantem Haus in Georgetown übernachtete. White, der sich gern auffällig kleidete und als geistreicher Mann galt, war Mitglied der American Ordnance Association, einer Rüstungslobby mit engen Kontakten zum Kriegsministerium. Er war mit etlichen Kongressabgeordneten und Senatoren befreundet, lud öfters Männer von Rang und Namen in sein Haus in Acapulco ein und schien jeden in der Regierung zu kennen. Die Frage war, wie viele von denen homosexuell waren. Thornton Cole machte es zu seiner Mission, das herauszufinden.

Normalerweise kam Cole nur am Wochenende dazu, seinem besonderen Hobby nachzugehen. Unverheiratet, aber mit einer verheirateten Frau involviert, war Cole es gewöhnt, sich in dunklen Hauseingängen herumzudrücken und anderer Leute

Haus vom parkenden Auto aus zu beobachten. Dieser Sonntagabend war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm, gar nicht wie sonst an Halloween. Cole folgte Lowell zum Hamilton Hotel, das direkt am Franklin Park lag, einem berüchtigten Homosexuellentreff.

In der Bar des Hotels hatte Cole beobachtet, wie Lovell White sich intensiv mit einem Mann unterhielt, den Cole nicht namentlich kannte, den er aber schon ein-, zweimal im Umfeld des Kriegsministers Henry Stimson gesehen hatte. Ein weiterer potenzieller Homosexueller im Kriegsministerium, das war mehr, als Cole sich erhofft hatte, und um mit sich zu Rate zu gehen, was er jetzt unternehmen sollte – Hoover vom FBI benachrichtigen? –, spazierte Thornton Cole in den Park hinein.

Lovell Whites Rendezvous war zwar heimlicher, aber nicht homoerotischer Art. Lovell White war tatsächlich homosexuell, doch sein Gegenüber in der Bar war kein möglicher Bettgefährte, sondern Brutus. Als erfahrener Agent hatte White längst gemerkt, dass er beschattet wurde, und er hatte einen Mann, der den Decknamen Diego trug, in Wahrheit aber Anastasio Pereira hieß und der Südamerika-Agent der Abwehr war, dafür abgestellt, zu beobachten, was sich hinter seinem Rücken tat. Pereira hatte gesehen, wie Thornton Cole White von dessen Haus in Georgetown hierher gefolgt war, und da ihm klar war, dass Brutus' Enttarnung drohte, folgte er Cole in den Franklin Park, sprach ihn an und bat ihn um Feuer.

Trotz seines geradezu Hoover'schen Eifers, Homosexuelle in der Regierung ausfindig zu machen, wusste Cole nichts von der Reputation des Parks und kam Pereiras Bitte arglos nach.

»Schöner Abend«, bemerkte Pereira und setzte sich an Coles Seite. »Jedenfalls wäre es einer, wenn ich nicht glauben würde, dass meine Frau gerade mit einem anderen Mann in dem Hotel da drüben ist.«

»Tut mir Leid.«

»Nicht so Leid, wie es den beiden tun wird, wenn ich sie erwische.«

Cole lächelte höflich. »Und was werden Sie dann tun?«

»Sie beide umbringen.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

Pereira zuckte die Achseln. »Was würden Sie denn tun?«

»Ich weiß nicht.«

»Da, wo ich herkomme, ist das das einzig Mögliche.« Inzwischen wusste Pereira zweierlei: dass Cole allein war und dass er kein Polizist oder FBI-Agent war. Alles an Thornton Cole wirkte maßgeschneidert, und seine langen, schmalen Hände waren auf keinen Fall die eines Polizisten, eher Musiker- oder Professorenhände vielleicht. Wer auch immer dieser Mann sein mochte, ein Profi war er mit Sicherheit nicht. »Ich komme aus Argentinien.«

Im Dunkeln fischte Pereira ein Schnappmesser aus seiner Manteltasche und ließ es aufschnappen. »Und dort erstechen wir Männer, die unsere Frauen vögeln.«

Noch während Pereira das sagte, stieß er Cole das Messer in den Oberkörper, direkt unterhalb des Brustbeins. Es war ein gekonnter Stich, geführt von einem Mann, der schon öfter mit dem Messer getötet hatte, und er drang Cole genau ins Herz. Cole war schon tot, ehe er auf dem Boden landete.

Pereira schleifte den Leichnam ins Gebüsch, wischte das Messer am Mantel des Toten ab und steckte dessen Brieftasche ein. Dann hob er die Hand, mit der zugestochen hatte, um seinen Ärmel zu inspizieren. Als er an der Hemdmanschette etwas Blut entdeckte, zog er das Jackett aus und krempelte den Hemdsärmel auf. Dann zog er die Jacke wieder an und ging zu dem noblen Neo-Renaissance-Bau des Hamilton zurück. Im Eingang begegnete ihm Brutus. Die beiden Männer sahen sich nicht einmal an. In der hellen Hotelhalle kontrollierte Pereira

noch einmal seine Kleidung auf Blutflecken, und als er keine fand, ging er in die Bar, wo ihn, wie er wusste, Lovell White erwartete.

Pereira, dunkel und gut aussehend, bildete den denkbar krassesten Gegensatz zu dem kleinen, glatzköpfigen, bebrillten Mann, der, als er den Argentinier die Bar betreten sah, einen Kellner heranwinkte und zwei trockene Martinis bestellte. Dass Pereira einen Drink gebrauchen konnte, hatte er ihm von den Augen abgelesen.

»Und?«, fragte White, als Pereira sich zu ihm setzte.

»Sie hatten Recht. Sie wurden verfolgt.«

»Hat er mich mit unserem Freund gesehen?«

»Ja, er hat Sie beide gesehen. Ganz bestimmt.«

»Mist. Jetzt sind wir geliefert.«

»Immer mit der Ruhe. Ist alles geregelt.«

»Geregelt? Was heißt das, geregelt?«

»Der Mann, der Ihnen gefolgt ist, ist jetzt tot. Das heißt es.«

»Tot? Wo? Großer Gott. Wer war der Mann?«

Pereira nahm die *Washington Post* von der Sitzbank, auf der Lovell White saß, und überflog in aller Gemütsruhe die Titelseite.

»Il Duce ist also angeblich wieder in Italien«, sagte er.

»Das ist doch jetzt egal«, flüsterte White. »Was soll das heißen, tot?«

»Nein, er ist in Italien. Hier steht es, mein Freund.«

Lovell White zog eine Grimasse und sah weg. Manchmal war Pereira ein bisschen zu gelassen, aber White wusste, es nützte nichts, den Argentinier zu drängen; er würde sich erst näher erklären, wenn er dazu bereit war. Der Kellner kam mit den Drinks, und Pereira leerte sein Glas mit zwei großen Schlucken.

»Ich brauche noch einen«, sagte er.

»Hier, nehmen Sie meinen. Ich will ihn nicht. Und Sie sehen wirklich aus, als könnten Sie ihn gebrauchen.«

Pereira nickte. »Ich bin ihm in den Park gefolgt und habe ihn erstochen. Keine Angst. Über Nacht ist er erst mal gut aufgehoben, im Gebüsch. Ich glaube nicht, dass ihn vor morgen früh jemand findet.«

»Aber wer zum Teufel war er?«

Pereira legte Thornton Coles Brieftasche auf den Tisch. »Sagen Sie's mir«, sagte er.

White schnappte sich die Brieftasche vom Tisch und klappte sie auf seinem Schoß auf. Ein Weilchen herrschte Schweigen, während er den Inhalt inspizierte. »Großer Gott, den Mann kenne ich«, sagte er schließlich.

»Kannte«, sagte Pereira und widmete sich seinem zweiten Martini.

»Er ist vom Außenministerium.«

»Für einen Polizisten habe ich ihn nicht gehalten.« Pereira zog ein goldenes Zigarettenetui heraus und zündete sich eine Fleetwood an. »Zu intellektuell.«

White rieb sich nervös das fleischige Kinn. »Wenn ich nur wüsste, ob er uns auf der Spur war. Ob er irgendjemandem etwas gesagt hat.«

»Ich glaube nicht. Er war allein.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Glauben Sie, ich säße jetzt hier, wenn er mit jemandem zusammengearbeitet hätte?«, sagte Pereira.

»Nein, wohl kaum.« White schüttelte den Kopf. »Ich kapiere das nicht. Warum sollte Thornton Cole mir gefolgt sein?«

»Vielleicht war er ja in Sie verschossen.«

»Sehr komisch.«

»Das sollte kein Witz sein.«

»Die Frage ist, was tun wir jetzt?«

»Tun?« Pereira grinste. »Ich habe doch wohl schon getan, was in so einem Fall zu tun ist, oder?«

»Oh, nein. Nein, nein, nein. Man kann nicht einfach jemanden aus dem amerikanischen Außenministerium ermorden und davon ausgehen, dass es wie ein normaler Straßenmord behandelt wird. Es wird eingehende Ermittlungen geben. Und in diesem Fall könnte es sein, dass die Polizei etwas findet, was erklärt, warum Cole mir auf den Fersen war.« Er nickte versonnen. »Andererseits gibt es vielleicht doch noch eine Möglichkeit, die Ermittlungen zum Erliegen zu bringen, ehe sie richtig angefangen haben. Eine eingehende Untersuchung von vornherein auszuschließen.«

»Ach ja?«

White erhob sich. »Trinken Sie aus und zeigen Sie mir, wo Sie die Leiche versteckt haben. Wir müssen es ein bisschen inszenieren, damit es richtig echt aussieht.«

Die beiden Männer verließen das Hotel.

»Warum kommen die Homos gerade hierher?«

»Irgendwo müssen sie ja hin«, sagte White. »Aber vielleicht hat es auch sentimentale Gründe. Frances Hodgson Burnett, die Verfasserin von *Der kleine Lord,* hat gleich um die Ecke gewohnt. Aber um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht. Wer weiß schon, wie so etwas zustande kommt?«

Pereira zeigte ihm, wo Thornton Cole lag, und einen Moment starrte White den Leichnam fast schon fasziniert an. Er hatte noch nie einen Toten gesehen, und im Dunkeln sah Cole überhaupt nicht tot aus.

»Los«, sagte Pereira. »Tun Sie, was Sie verdammt noch mal tun zu müssen meinen, und lassen Sie uns von hier verschwinden.«

»Okay.« Er nahm das Geld aus Coles Brieftasche, steckte es ein und warf dann die Brieftasche neben dem Toten auf den Boden. Anschließend entnahm er seiner eigenen Westentasche ein Streichholzheftchen und eine Eintrittskarte von Riggs Türkischem Bad, 15th Street und G Street, und steckte Cole beides in die Tasche. Das Streichholzheftchen war von einem Privatclub in Glover Park, der ebenso wie das Türkische Bad ein polizeibekannter Homosexuellentreff war.

Er beugte sich über den Toten und knöpfte dessen Hosenschlitz auf.

»Was zum Teufel machen Sie da?«, zischte Pereira.

»Halten Sie Wache und seien Sie still.« White zog den Penis des Toten hervor. »Ich weiß schon, was ich tue. So was passiert andauernd, glauben Sie mir. Und ich habe Ihnen ja erzählt, wie verrufen dieser Park ist. Wenn ich hier fertig bin, wird das ein Fall sein, den sie nur zu gern unter den Teppich kehren werden.«

White knöpfte seinen eigenen Hosenschlitz auf. Gegen den Mord an Cole, dachte er, würde sich der Skandal um Sumner Welles wie ein Sonntagsschulpicknick ausnehmen.

Er holte seinen Penis heraus und begann zu masturbieren.

Das OSS residierte in der E Street Nr. 2430, einem Komplex von vier Backsteinhäusern genau dort, wo die 23rd Street auf das Foggy-Bottom-Ufer des Potomac stieß. Als das OSS in das Gebäude in der E Street gezogen war, hatte man dort zwei Dutzend Versuchsaffen vorgefunden, die vom Bundesgesundheitsinstitut zurückgelassen worden waren. Daraufhin hatte der Reichssender Berlin verkündet, für Roosevelt arbeite eine Nachrichtendienstmannschaft, die aus fünfzig Professoren, zwanzig Affen und einem Stab jüdischer Schreiberlinge bestehe.

Damals hatte ich gedacht, dass das gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt war. Es hatte mich beeindruckt, dass sie so viel über das OSS wussten. Vor allem das mit den Affen.

Ein Stück weiter die E Street hinunter erfüllte eine Brauerei die Luft mit einem starken, herben Geruch, der mich an all die Bitterkeit in meinem Leben erinnerte. Ich war einer von Roosevelts Schreiberlingen. Das Problem war nur, dass ich mich eher wie einer der Affen fühlte. Ein Affe ohne einen Baum, um sich darin umherzuschwingen, und natürlich ohne Banane.

Ich hatte Diana ein paarmal anzurufen versucht, aber ihr Dienstmädchen Bessie sagte, sie weigere sich, meine Anrufe entgegenzunehmen. Einmal hatte ich mich sogar, um sie ans Telefon zu locken, für einen ihrer Innendekorationskunden ausgegeben, aber inzwischen erkannte Bessie meine Stimme. Auch Dianas Freunde mieden mich, als ob ich ihr etwas angetan hätte und nicht umgekehrt. Bald ging ich dazu über, zu allen möglichen Tages- und Nachtzeiten an ihrem Haus in Chevy Chase vorbeizufahren, aber Dianas Wagen stand nie da. Was alles noch schlimmer machte, war die Tatsache, dass sie mir nie eine Erklärung für ihr Verhalten gegeben hatte. Die Ungerechtigkeit dessen, was passiert war, war fast so schwer zu ertragen wie der Schmerz in meinem Herzen. Meine Situation schien hoffnungslos. Aber im Moment konnte ich wohl nichts weiter tun, und schließlich war immer noch Krieg. Ich hatte einen Job zu erledigen.

Eigentlich war es kein großartiger Job. Ich bereute, dass ich nicht mitgegangen war, als Allen Dulles die Leitung des OSS-Büros in Bern übernommen hatte. Wenn ich damals nicht gerade grippekrank gewesen wäre, hätte ich es vielleicht sogar getan. So aber war ich immer noch in Washington, zermürbt von der Erinnerung an Diana und der Aversion gegen Donovans Nummer zwei, Otto Doering.

Jetzt, da mein Bericht über das Massaker von Katyn beim Präsidenten gelandet war, hatte ich mich wieder meinen ursprünglichen Aufgaben zugewandt. Einen Teil der Zeit verbrachte ich mit dem Ersinnen eines Plans, den deutschen Spion zu finden, der die Geschichte mit den Affen

weitergegeben hatte. Ich war mir sicher, dass er in Washington saß, und hatte verschiedenen lokalen Stellen falsche Informationen zugespielt, um dann sorgsam zu beobachten, welche davon im Berliner Rundfunk oder in den Reden irgendwelcher Nazigrößen auftauchten. Bisher hatte ich die Suche immerhin auf das Kriegsministerium einengen können.

Außerdem sammelte ich persönliche Daten zu den Führungsfiguren des Dritten Reichs, etwa die Gerüchte, dass SD-Chef Walter Schellenberg die Witwe seines Ex-Chefs Reinhard Heydrich vögle, dass Heinrich Himmler vom Spiritualismus besessen war, oder auch, was genau geschehen war, als Hitler 1918 in einem Lazarett von einem Psychiater wegen einer hysterischen Erblindung behandelt worden war.

Die meiste Zeit aber arbeitete ich daran, eine von Amerika unterstützte deutsche Widerstandsbewegung aufzubauen. Leider hatte sich herausgestellt, dass mehrere Mitglieder dieser Volksfront deutsche Kommunisten waren, was sie und zu einem gewissen Grad auch mich ins Visier des FBI gerückt hatte. Daher war ich aufs Schlimmste gefasst, als sich an jenem Montagnachmittag zwei Muskelmänner in billigen, glänzenden Anzügen und mit einer kurzläufigen 38er da, wo ihr Herz hätte sein sollen, vor meinem Schreibtisch aufbauten.

»Professor Willard Mayer?«

»Hören Sie«, sagte ich, »wenn Sie hier sind, um mir noch mehr Fragen wegen Karl Frank und der Volksfront zu stellen, kann ich leider nichts mehr sagen, was die Feds nicht schon wissen.«

Einer der beiden schüttelte den Kopf und präsentierte mir irgendeine Marke in seiner ledrigen Pranke. Als ich mich hinbeugte, um sie genauer zu mustern, drangen mir ein scharfer Schweißgeruch aus seinem abgewetzten Hemd und eine Alkoholfahne in die Nase. Er war zu verlottert für das FBI, viel zu verlottert und viel zu sehr Mensch. In sein Gesicht war

Skepsis eingraviert, und sein Bauch erinnerte an den schweren Sandsack in Stillman's Gym. Ich hätte vermutlich einen ganzen Tag auf ihn eindreschen können, und er hätte immer noch den Rauch der billigen Zigarre in seinem Mundwinkel zu Ringen geblasen.

»Wir sind keine Feds«, sagte er. »Wir sind von der Metro Police, Erstes Revier an der Fourth Street. Ich bin Lieutenant Flaherty und das ist Sergeant Crooks. Wir sind hier, um Sie über Thornton Cole zu befragen.«

»Thornton Cole? Das letzte Mal, als ich etwas von ihm mitgekriegt habe, war er im Außenministerium.«

»Das letzte Mal? Wann war das?«

»Vor einem Monat. Vielleicht auch länger.«

»Was hat er dort gemacht?«, fragte Crooks. Der Sergeant war kleiner als sein Vorgesetzter, aber nicht viel. Seine grünen Augen waren fixer und allenfalls noch skeptischer, und als sie sich verengten, spürte ich ihren Schusterahleneffekt in meiner Stirn.

»Er war in der Deutschlandabteilung. Auswertung deutscher Zeitungen, Propaganda, Geheimdienstmaterialien – alles, was uns Aufschluss darüber geben kann, was in den Deutschen vorgeht. Im Grunde die gleiche Arbeit, wie ich sie hier mache.«

»Haben Sie ihn darüber näher kennen gelernt?«

»Ich würde nicht sagen, dass wir uns näher kennen. Wir schicken uns keine Weihnachtskarten, wenn Sie das meinen. Hören Sie, Lieutenant, worum geht es eigentlich?«

Flaherty presste sich die Hände in den Oberbauch, als hätte er ein Magengeschwür. Es reichte nicht, um mein Mitleid zu wecken.

»Haben Sie eine Ahnung, was Cole so in seinem Privatleben treibt?«

»Was er treibt? Nein, keine Ahnung. Nach allem, was ich weiß, könnte er eine Hängematte überm Schreibtisch haben und ein Privatleben, das sich um eine Briefmarkensammlung zentriert. Wie gesagt, wir kennen uns nur über die Arbeit. Ab und zu schicke ich ihm etwas rüber, und ab und zu schickt er mir etwas rüber. Meistens kommt es in einem hübschen, großen, braunen Umschlag mit dem Stempel ›streng geheim‹, damit ich weiß, ich darf es nicht im Bus liegen lassen. Das ist alles. Und gelegentlich mal ein ›Hallo‹ im Metropolitan Club.«

»Welche Sorte ›Etwas‹ haben Sie sich hin- und hergeschickt?«

Ich lächelte geduldig, aber ich begann mich langsam wie Flahertys Magengeschwür zu fühlen. »Meine Herren, ich bin sicher, Sie könnten es in sechzig Sekunden aus mir herausprügeln, aber Sie müssen wissen, dass seine Arbeit genau wie meine der Geheimhaltung unterliegt. Um Ihnen diese Frage zu beantworten, bräuchte ich die Genehmigung meiner Vorgesetzten. Falls es Ihnen gelingt, einen meiner Vorgesetzten aufzutreiben. Für einige von den Jungs, die diesen Laden hier leiten, ist es noch ein bisschen früh am Tag. Ich wäre Ihnen gern behilflich. Aber im Moment stellen Sie die falschen Fragen. Wenn ich wüsste, was das alles soll, könnte ich ihnen vielleicht ein paar Antworten geben, die es wert wären, dass Sie Ihre Bleistifte zücken.«

»Thornton Cole wurde heute früh tot aufgefunden«, sagte Lieutenant Flaherty. »Im Franklin Park. Ermordet. Durch einen Stich ins Herz.«

Komisch: Während ich mich nur fühlte, als hätte ich einen Stich ins Herz verpasst bekommen, war es Thornton Cole tatsächlich passiert. Der arme Kerl. Ich versuchte mir einzureden, dass ich ihn schon fast beneidete, aber es klappte nicht. Darin immerhin hatte Diana Recht gehabt. Ich liebte mich – jedenfalls genug, um nicht ihretwegen tot sein zu wollen.

»Der Fall scheint, ehrlich gesagt, klar«, sagte Crooks. »Aber wir müssen uns an die Formalitäten halten. Ich meine, der Mann ist ausgeraubt worden und –«

»Wir waren bei ihm zu Hause«, fiel Flaherty Crooks schnell ins Wort. »In der Seventeenth Street. Wir haben Ihren Namen in seinem Adressbuch gefunden.«

»Oh, klar.« Ich zündete mir eine Zigarette an. »Was haben Sie gemacht? Es einfach auf gut Glück aufgeschlagen? Was ist mit Teil A bis L?«

»Wir haben es in vier Teile aufgeteilt«, sagte Flaherty.

»Verständlich. Aber die Leute im Außenministerium hätten doch wohl eher eine Ahnung, was er so getrieben hat, als ich.«

»Das Problem ist, dass fast alle seine Vorgesetzten in Moskau sind«, sagte Crooks. »Mit Cordell Hull. Der Außenminister weilt dort bei einer Konferenz mit den Briten und den Chinesen.«

Ich zuckte die Achseln. »Ich bezweifle, dass Coles Ermordung etwas mit seiner Arbeit zu tun haben kann. Ich meine, seine Arbeit war zwar geheim, aber bestimmt nicht gefährlich. Also, das glaube ich wirklich nicht.«

Die beiden Polizeibeamten nickten. »Das haben wir uns auch schon gedacht«, sagte Crooks.

»Wir kommen gerade aus der H Street«, sagte Flaherty. »Jemand im Metropolitan Club hat gesagt, Sie hätten Cole mit Sumner Welles bekannt gemacht. Stimmt das?«

»Das ist eine ganze Weile her. Und ich sehe nicht, inwiefern das relevant sein könnte.«

Flaherty nahm den Hut ab und rieb sich den Schädel. »Wahrscheinlich ist es auch gar nicht relevant. Wir versuchen uns nur ein Bild von den Kreisen zu machen, in denen sich der Ermordete bewegt hat. Was war er denn für ein Mensch?«

Ich zuckte die Achseln. »Intelligent. Sprach gut Deutsch. Fleißig.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum er nicht verheiratet war?«

»Nein. Aber ich wüsste nicht, was das aussagt. Ich bin auch nicht verheiratet«, erwiderte ich. Und werde es wohl auch nie sein, setzte ich im Stillen hinzu.

»Können Sie sich vorstellen, was er im Franklin Park gewollt haben könnte, so gegen Mitternacht?«

»Nein, das kann ich mir wirklich nicht denken. Es war eine laue Nacht. Und es war Halloween. Vielleicht ist das ja relevant.«

»Sie wollen sagen, jemand hat ihm ›Saures‹ gegeben?« Crooks schüttelte lächelnd den Kopf. »Bisschen übertrieben, nur weil einer kein Bonbon gekriegt hat. Gleich ein Messer ins Herz.«

»Ich will gar nichts sagen. Aber letzte Nacht waren immerhin ein paar rabiate Halloweengeister unterwegs.«

»Wie meinen Sie das?«

»Haben Sie denn keine Zeitung gelesen? Der Justitia-Statue wurde die Nase abgeschlagen.«

»Tatsächlich?«

»Ich sehe zwar nicht, was das eine mit dem anderen zu tun haben könnte. Aber ich bin ja auch kein Kriminalist. Obwohl ich, wenn ich einer wäre, wahrscheinlich versuchen würde, das Ungewöhnliche miteinander in Verbindung zu setzen, die ungewöhnlichen Phänomene gewissermaßen von ihrer Isoliertheit zu befreien. Ist das nicht letztlich das Wesen kriminalistischer Arbeit? Die Suche nach Bedeutung? Nach einer verborgenen Wahrheit? Einer Wahrheit hinter der Fassade? Die Überzeugung, dass es keine Rätsel gibt?«

Flaherty sah Crooks ratlos an.

»Keine Ahnung, wovon er redet, Sir«, sagte der.

»Verzeihung«, sagte ich achselzuckend. »Es ist mein Beruf, gegen den Strich zu denken. Annahmen und Überzeugungen in Frage zu stellen, Hypothesen und Konzepte in Zweifel zu ziehen. Sie glauben, Sie suchen Antworten, aber in Wirklichkeit suchen Sie nur nach der richtigen Frage. Wie ich schon sagte.«

Flaherty zündete sich eine Zigarette an und verzog das Gesicht, als ihm Rauch in die Augen stieg.

»Wissen Sie von irgendwelchen Hobbys, die er hatte?«, fragte der Lieutenant.

»Hobbys? Keine Ahnung. Nein, warten Sie. Ich meine mich zu erinnern, dass er ein großer Fan von Sir Arthur Conan Doyle war.«

Als mich die beiden Polizeibeamten verständnislos ansahen, setzte ich hinzu: »Sherlock Holmes?«

»Oh, Sherlock Holmes, klar. Habe ich gestern Abend gehört«, bekannte Flaherty. »Auf WOL.« Er lächelte. »Für einen Sherlock Holmes ist es leicht, einen Mord aufzuklären. Aber für einen einfachen Washingtoner Cop ist es nicht so leicht.«

»Ja«, sagte ich. »Das glaube ich.«

Flaherty gab mir seine Karte.

»Falls Ihnen noch was einfällt. Denken Sie noch mal nach.«

Ich nickte und widerstand der Versuchung, ihm zu sagen, dass ich Philosoph war und ständig nachdachte. Ich wünschte nur, bei all dem Nachdenken würde mir etwas einfallen, wie ich Diana dazu bringen konnte, mir wieder gut zu sein.

MITTWOCH, 10. NOVEMBER 1943

WASHINGTON

ALS ICH AN DIESEM ABEND ins Weiße Haus kam, wurde ich zum Warten nochmals in den Red Room geschickt. Ich fühlte mich hier inzwischen schon beinahe zu Hause, obwohl der Blue Room meiner Stimmung eigentlich eher entsprochen hätte. Ich versuchte, nicht auf das Bild über dem Kamin zu schauen. Die Frau darauf erinnerte mich zu sehr an Diana.

Mrs. Tully schien voller mütterlicher Energie, was mich angesichts der doch ziemlich späten Stunde wunderte, und selbst auf dem dicken Teppich klangen ihre Absätze wie ein Trommelwirbel. In ihrem adretten, grauen Kleid und leicht nach kölnisch Wasser duftend, wirkte sie, als hätte ihr Arbeitstag gerade erst begonnen.

Ich fand Roosevelt beschäftigt mit dem Mixen von Cocktails. Er rührte gerade konzentriert mit einem langstieligen Löffel im Martinikrug.

»Darauf freue ich mich schon die ganze Zeit, Professor.«

»Ich auch, Sir.«

»Ich war heute am Flughafen, um Mr. Hull nach seiner Rückkehr aus Moskau zu begrüßen. Diese Höflichkeitsgeste ist normalerweise ausländischen Staatsoberhäuptern vorbehalten. Alle fragen sich, warum ich es getan habe. Die Antwort ist, ich wollte ihn noch einmal das Gefühl von Wichtigkeit geben, ehe ich ihm das Gefühl des exakten Gegenteils geben muss.«

Roosevelt reichte mir einen Martini und rollte dann, den Krug zwischen die Oberschenkel geklemmt, zu dem Sofa herüber, auf dem ich Platz genommen hatte. Wir tranken uns wortlos zu. Die Martini-Rezeptur des Präsidenten gefiel mir kein bisschen

besser als letztes Mal, aber sie enthielt eine Menge Alkohol, und das war das momentan einzig Wichtige.

Durch die vertrauliche Art des Präsidenten ermutigt, wagte ich zu bemerken: »Das klingt, als wollten Sie ihn feuern, Sir.«

»Feuern nicht. Nur links liegen lassen. Ihn ein wenig in seinem Stolz kränken. So in der Art. Ich nehme an, Sie haben von dem bevorstehenden Gipfel der Großen Drei gehört. Stalin und Churchill bringen natürlich ihre Außenminister mit. Aber ich nicht. Ich nehme Harry Hopkins mit. Mr. Hull wird hier bleiben und seinen eigenen Hinterhof aufräumen. Jedenfalls werde ich ihm das auftragen. Moskau war Hulls große diplomatische Chance, und er hat es versiebt. Die Vier-Mächte-Erklärung, bedingungslose Kapitulation und Kriegsverbrecherprozesse? Reine Staffage. Ich habe Hull doch nicht den weiten Weg nach Moskau geschickt, damit er das Selbstverständliche noch einmal sagt. Ich wollte ein Treffen mit Stalin in Basrah. Wissen Sie, wo das liegt?«

Ich ahnte, dass Basrah wohl eher im Nahen Osten lag als in Wyoming, aber wo genau im Nahen Osten, wusste ich nicht. Die Geographie von Sanddünen und Wadis war noch nie meine Stärke gewesen.

»Es liegt im Irak. Das Gute an Basrah ist, dass ich mit dem Schiff hätte hinkommen können. Es gibt aber eine Verfassungsbestimmung, nach der sich der Präsident nicht länger als zehn Tage fern von Washington aufhalten darf. Hulls Job war es, das Onkel Joe klar zu machen. Aber er hat’s vermasselt. Welles hätte es geschafft. Der war ein echter Diplomat. Aber Hull …« Roosevelt schüttelte den Kopf. »Der versteht etwas vom Holzgeschäft in Tennessee, aber viel mehr auch nicht. Ist in einer Blockhütte geboren, müssen Sie wissen. Was, wohlgemerkt, noch kein Manko ist. Ja, ich hatte sogar gehofft, die Tatsache, dass er so eine Art amerikanischer Bauer ist, könnte ihm helfen, Gemeinsamkeiten mit Stalin zu finden, aber das hat nicht geklappt. Stalin mag ja ein Bauer sein, aber er

ist ein verdammt schlauer Bauer. Ich hätte jemand ebenso Schlaues gebraucht, um mit ihm zurande zu kommen. Jetzt muss ich für das Treffen der Großen Drei an einen anderen Ort, und ich kann Ihnen sagen, das stinkt mir mächtig. Jetzt muss ich das Schiff *und* das Flugzeug nehmen.«

Roosevelt trank von seinem Martini und leckte sich befriedigt die Lippen.

»Sie haben vermutlich von der Sache mit diesem Cole gehört?«, fragte er.

»Dass er ermordet wurde? Ja, Sir.« Ich runzelte die Stirn, als hätte ich keine Ahnung, worauf Roosevelt hinauswollte.

»Wie ich sehe, kennen Sie nicht die ganze Geschichte.«

»Vermutlich nicht.«

»Wissen Sie, was ein Florence-Test ist?«

»Nein, Sir.«

»Das ist etwas, was die Kriminaltechniker machen, um Samenflüssigkeit nachzuweisen. Anscheinend war auf Thornton Coles Hose jede Menge Sperma.«

Plötzlich begriff ich, worauf die Frage der Polizisten, ob ich Cole im Metropolitan Club mit Sumner Welles bekannt gemacht hätte, gemünzt gewesen war. Sie verdächtigten mich wohl der Mitgliedschaft in einem Washingtoner Schwulenring. Ich hatte in meinem Leben etliche homosexuelle Männer gekannt, die meisten in Berlin und Washington, aber den einen oder anderen auch in New York. Ich hatte nichts gegen sie, solange sie mir nicht zu nahe traten. Was jemand in seinem privaten Höllenkreis tat, ging mich nichts an. Auf der anderen Seite konnte ich kaum glauben, was ich da hörte. Was ich der Polizei gesagt hatte, stimmte. Ich hatte Thornton Cole nicht besonders gut gekannt. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass er homosexuell sein könnte.

»Ich habe es mir nicht nehmen lassen, es Hull als Erster zu sagen«, sagte Roosevelt. »Im Wagen, auf dem Rückweg vom Flughafen. Sie hätten sein Gesicht sehen sollen. Unbezahlbar, einfach unbezahlbar. Das meinte ich, als ich sagte, er solle zu Hause bleiben und seinen eigenen Hinterhof aufräumen.« Roosevelt lachte gehässig. »Der Mistkerl.«

Ich versuchte, nicht allzu schockiert auszusehen, war aber dennoch etwas verblüfft ob dieses Ausbruchs präsidialer Rachsucht.

Roosevelt zündete sich eine Zigarette an und kam endlich auf den Zweck meiner Einladung. »Ich habe Ihren Bericht gelesen«, sagte er. »War erfrischend pragmatisch. Für einen Philosophen sind Sie ein ganz schöner Realpolitiker.«

»Ist das nicht der wahre Job eines Geheimdienstoffiziers? Zwischen Realpolitik und einer auf Prinzipien von Gerechtigkeit und Moral gegründeten Politik zu trennen? Und von der philosophischen Warte aus, Mr. President, kann ich daran nicht viel Verkehrtes finden.«

»Sie machen noch einen logischen Positivisten aus mir, Professor.« Roosevelt grinste. »Aber nur im stillen Kämmerlein. Mit der Realpolitik ist es wie mit der Homosexualität. Man praktiziert sie am besten hinter geschlossenen Türen.« Roosevelt trank von seinem Cocktail. »Sagen Sie, haben Sie eine Freundin?«

Ich versuchte, meine Irritation zu verbergen.

»Fragen Sie mich, ob ich homosexuell bin, Mr. President?«, sagte ich durch die zusammengebissenen Zähne. »Denn wenn ja, lautet die Antwort nein. Ich bin es nicht. Und ich habe tatsächlich keine Freundin. Aber bis vor kurzem hatte ich eine.«

»Es interessiert mich nicht, was jemand privat tut. Aber sobald dieses private Tun öffentlich wird, ist es etwas anderes. Sie sehen, inwiefern Sex zur reinsten Form von Realpolitik werden kann?«

Ich zündete mir eine Zigarette an. Ich hatte das deutliche Gefühl, dass der Präsident auf irgendetwas hinauswollte, was mit Katyn wenig zu tun hatte.

»Professor Mayer? Ich möchte, dass Sie mitkommen zum Treffen der Großen Drei. Wie ich schon sagte, nehme ich Hopkins anstelle von Hull mit. Sie wissen vermutlich, dass Harry seit 1940 hier im Weißen Haus wohnt. Es gibt in ganz Washington keinen Mann, dem ich so uneingeschränkt vertraue. Er ist seit ’32 mit mir durch dick und dünn gegangen. Aber Harry hat ein Problem. Ihm wird leicht schlecht. Ihm wurde ein Großteil des Magens entfernt, wegen Krebs, und das erschwert ihm die Verwertung von Eiweiß.

Deshalb will ich, dass Sie sich darauf vorbereiten, Harrys Rolle zu übernehmen, falls er krank werden sollte. Aber Harry soll es nicht wissen. Verstehen Sie? Es wird unser schmutziges, kleines Geheimnis sein. Die Leute werden fragen, warum Sie mit an Bord sind, und Sie werden ihnen sagen müssen, dass Sie sich verdammt nochmal um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern sollen. Das wird sie natürlich noch neugieriger machen, also werden wir uns irgendeine offizielle Funktion für Sie ausdenken müssen. Verbindungsoffizier von General Donovan oder etwas Derartiges. Was sagen Sie? Kommen Sie mit?«

Ein Ausflug irgendwohin, wo es warm war, das klang gut, vor allem jetzt, wo ich allein schlief. Und Washington zu verlassen und weit weg zu gehen, war vielleicht ein Mittel, Diana zur Vernunft zu bringen.

»Natürlich, Sir. Es wäre mir eine Ehre und ein Privileg. Wann reisen wir ab?«

»Freitag. Ich weiß, das ist kurzfristig. Sie werden ein paar Impfungen brauchen. Gelbfieber, Typhus und dergleichen. Und wir werden eine ganze Weile weg sein. Zwei Wochen mindestens. In Kairo treffen wir Donovan. Konferieren mit den

Briten und den Chinesen. Dann geht es für das Treffen mit Stalin woanders hin. Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wohin. Nur dass es leider nicht Basrah ist.«

»Ich mag es gern ein bisschen geheimnisvoll.«

»Ich weiß, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, ich hoffe, ich muss Sie unterwegs nicht in Anspruch nehmen. Aber es gibt etwas, worüber ich jetzt gern Ihre Meinung hören würde.«

»Gern, Mr. President.«

Roosevelt drückte seine Zigarette aus, schraubte eine weitere Camel in seine Zigarettenspitze und zündete sie rasch an, ehe er ein paar Papiere unter dem bronzenen Schiffssteuerrad auf seinem chaotischen Schreibtisch hervorzog.

»Ihr Boss neigt dazu, sich für geheimdienstliche Erkenntnisse jedweder Art zu begeistern«, sagte Roosevelt. »Ganz unabhängig von deren Charakter und Provenienz. Und ohne Rücksicht auf Außenwirkung und diplomatische Nettigkeitsgesten. Aber wie Sie wissen, bin ich überzeugt, dass die Russen der Schlüssel zum Sieg über Deutschland sind. Gleich bei unserem Eintritt in diesen Krieg habe ich verfügt, dass gegen die Russen nicht spioniert wird, und im Großen und Ganzen haben wir uns daran gehalten. Mehr oder minder. Dennoch hat im vergangenen Februar der militärische Geheimdienst des Kriegsministeriums, der G-2, damit begonnen, diplomatische Kabeldepeschen der Sowjets zu überwachen, mit dem Ziel der Verifizierung oder Widerlegung hartnäckiger Gerüchte, die Russen verhandelten mit den Nazis über einen Separatfrieden.«

Roosevelt füllte unsere Gläser erneut. Beim zweiten Durchgang setzte die anästhetische Wirkung des Gins ein, und der Martini des Präsidenten schmeckte gar nicht mehr so schlecht.

»Im Bemühen, dieses Gerücht aus der Welt zu schaffen, konnten wir eine eigene Quelle in der sowjetischen Botschaft etablieren. Und was sich daraufhin herausgestellt hat, ist, dass die Russen ein Netzwerk von Spionen direkt hier in Washington haben. Hier sind beispielsweise ein paar Berichte von Donovan, die sich auf derartige uns zugegangene Informationen beziehen.«

Roosevelt justierte den Kneifer auf seiner langen Nase, überflog die Papiere, die er in den Händen hielt, und reichte mir dann eines.

»In diesem ersten Bericht von Donovan ist die Rede von Informationen, die die Briten abgefangen haben. Es geht da um einen NKWD-Agenten namens ›Nick‹, der hier tätig ist, und einen weiteren namens ›Nadel‹. Offenbar haben sich die beiden erst letzte Woche in Washington getroffen.« Roosevelt gab mir einen weiteren Bericht von Donovan. »Hier geht es um jemanden namens ›Söhnchen‹, der sich mit einem Amerikaner namens ›Krösus‹ trifft. Und in diesem um einen gewissen ›Fogel‹, der Informationen an ›Bibi‹ gibt.«

Wieder verrutschte geräuschvoll ein Scheit im Kamin. Diesmal klang es, als bräche das Verhängnis über mich herein.

»Ihr Boss und der G-2 meinen, dass das meine Weisung bezüglich der Russland-Spionage in einen völlig anderen Rahmen stellt«, fuhr Roosevelt fort. »Denn wenn die gegen uns spionieren, stehen wir doch als ziemliche Einfaltspinsel da, wenn wir nicht unsererseits versuchen, mehr über die in Erfahrung zu bringen – beispielsweise anhand der abgefangenen Kabeldepeschen zwischen Moskau und Amtorg, der sowjetischen Handelsmission in New York. Wobei wir damit allerdings bisher nicht viel Glück hatten, denn die Sowjets benutzen einen zweiteiligen Code, den der G-2 für unknackbar erachtet. Oder zumindest bis jetzt erachtet hat. Vor ein, zwei Wochen sind Donovan in Kairo ein paar Duplikate sowjetischer Einmalschlüssel in die Hände gefallen. Und jetzt will er meine

Erlaubnis, daranzugehen, den ganzen Nachrichtenverkehr, den wir in letzter Zeit abgefangen haben, zu dechiffrieren. Der Deckname für dieses abgefangene Material ist *Bride*.«

»Und wozu genau wollten Sie meine Meinung hören, Sir?«

»Soll ich meine ursprüngliche Weisung aufrechterhalten, oder soll ich dem G-2 und Ihrem General Donovan da freie Hand lassen?«

»Darf ich offen sprechen, Mr. President? Und streng unter uns?«

»Gewiss.«

Ich wählte meine Worte sorgsam. »Ich frage mich nur, ob wir dieses Gespräch überhaupt führen würden, wenn es bei dem *Bride*-Material um britischen Nachrichtenverkehr ginge. Die Sowjets sind schließlich auch unsere Verbündeten. Sie könnten ein bisschen vergrätzt sein, wenn sie dahinter kämen.«

»Moment mal. Wollen Sie andeuten, die Briten spionieren auch gegen uns?«

»Ich weiß nicht, ob ich es direkt spionieren nennen würde, Sir. Aber Sie tun jedenfalls Dinge aus dem Wunsch heraus, mehr zu erfahren, als wir Ihnen sagen.«

»Ich nenne das spionieren«, sagte Roosevelt.

»Wie man’s auch nennen mag, es geschieht jedenfalls. Bei den Russen ist es genau dasselbe. Ich glaube, in Wirklichkeit sind die Sowjets genauso nervös, dass wir einen Separatfrieden mit den Deutschen schließen könnten, wie wir es umgekehrt sind. Zumal im Gefolge des Katyn-Massakers.«

»Das ist ein Argument.«

»Und noch etwas«, sagte ich, da ich allmählich an Selbstbewusstsein gewann. »Während wir hier sitzen und reden, sind Russen ganz offiziell und legal hier in Washington, um mehr über die Rüstungsgüter zu erfahren, die wir ihnen auf Grundlage des Leih- und Pachtgesetzes liefern. Was sollten sie

noch groß ausspionieren, was wir ihnen nicht selbst zu sagen bereit sind?«

Roosevelt sagte nichts, und ich begriff, dass er, wenn es da Geheimnisse *gab,* das wohl weder zugeben noch abstreiten würde.

»Außerdem, ist denn der Zweck Ihres Treffens mit Stalin nicht die Demonstration beiderseitigen guten Willens?«

»Natürlich ist er das.«

»Dann mal angenommen, die Russen fänden heraus, dass wir gegen sie spionieren? Ihren Nachrichtenverkehr analysieren? Und das im Vorfeld der Konferenz der Großen Drei. Wie sähe das denn aus?«

»Das ist ja meine Hauptsorge. Es würde alles verderben.«

»Ehrlich gesagt, Sir, ich verstehe nicht, wie Sie es auch nur in Erwägung ziehen können. Aber da ist noch ein Faktor, den Sie vielleicht noch nicht berücksichtigt haben. Es wäre mir nur nicht recht, wenn General Donovan erführe, dass ich es Ihnen gesagt habe.«

»Dieses Gespräch hat nie stattgefunden«, sagte Roosevelt.

»Die Quellen für unsere Geheimdienstarbeit sind die entschlüsselten Transkripte mit den Codenamen Magic und Ultra.«

»Auch dazu kann ich nichts sagen«, sagte Roosevelt.

»Die hütet General Strong als Chef des Militärgeheimdiensts. Strong lässt Donovan und das OSS Magic und Ultra nicht einsehen, und das wurmt Donovan. Um an dieses Material heranzukommen, muss er etwas haben, was Strong will. Ein Tauschobjekt. Und für mich klingt es, als könnten diese sowjetischen Codeschlüssel die Lösung seines Problems sein. Eine Hand wäscht die andere.

Und wie Sie wissen, Mr. President, ist Bill Donovan ungemein anglophil, aber er ist auch ungemein russophob. Unter dem

Einfluss der Briten vertritt der General die Meinung, die Herrschaft der Russen über Europa zu verhindern, sei fast so wichtig wie der Sieg über die Deutschen. Er hat darüber ein Papier verfasst, für den Vereinigten Generalstab bei der Konferenz von Quebec. Ich habe den Eindruck, dass es nur ein Lippenbekenntnis ist, wenn der General die Notwendigkeit eines guten Verhältnisses zu den Russen anerkennt. Mich würde es gar nicht überraschen, wenn er längst nach anderen Wegen suchen würde, Ihr Verbot der Spionage gegen die Russen zu umgehen.«

»Wissen Sie das sicher?«

»Sagen wir mal, ich habe da meine Vermutungen. Auf Grundlage des Leih- und Pachtgesetzes bauen wir ein paar Ölraffinerien in Russland. Ich habe den starken Verdacht, dass mehrere Beschäftigte dort, einschließlich des Chefingenieurs, auch für das OSS arbeiten.«

»Verstehe.«

»Hören Sie, Sir, ich sage nicht, der General sei nicht loyal. Ich sage auch mit keinem Wort, der OSS sei eine eigenmächtige Organisation. Das ist er nicht. Aber jeder weiß, dass Wild Bill dazu neigt, ein wenig … übereifrig zu sein.«

Roosevelt sagte lakonisch: »Wem sagen Sie das?«

Unter normalen Umständen wäre das, was ich bereits gesagt hatte, mehr als genug gewesen, aber Tatsache war, dass mich der Anblick des Geheimdienst-Papiers, das ich immer noch in der Hand hielt, und besonders der beiden darin erwähnten Decknamen, ziemlich erschüttert hatte. Nein, »erschüttert« erfasste es nicht ganz. »Erschüttert« hätte geheißen, dass die klapprige Propellerkiste meines Lebens noch Türen hatte, aber ich wusste, die waren soeben abgerissen worden – vom Gespenst meiner eigenen Vergangenheit.

Krösus war der Deckname, den mir das NKWD damals in Berlin gegeben hatte, als man ihm über meine Unterhaltungen

mit Goebbels Bericht erstattete. Das hätte ja noch Zufall sein können, aber wohl kaum in Zusammenhang mit dem anderen Namen, Söhnchen. Söhnchen war der Deckname, den Otto Deutsch, der Mann des NKWD in Wien, im Winter 1933/34 für Kim Philby benutzt hatte, als Philby und ich die österreichischen Kommunisten gegen die Heimwehr unterstützten. Ich hatte das scheußliche Gefühl, dass es sich bei dem erwähnten Treffen zwischen Krösus und Söhnchen, das – was ebenfalls kaum Zufall sein konnte – auf die Woche nach dem 4. Oktober 1943 datiert war, um das Gespräch handelte, das ich in Thomas Harris' Londoner Haus mit Kim Philby geführt hatte.

Wenn ich mehr Zeit zum Nachdenken gehabt hätte, hätte ich vermutlich den restlichen Martini direkt aus dem Krug getrunken und dann den Kopf ins Kaminfeuer gelegt. So aber redete ich einfach weiter.

»Vielleicht«, hörte ich mich vorschlagen, »wäre es eine Möglichkeit, dass Sie, Mr. President, dem General befehlen, die Codeschlüssel beim Treffen der Großen Drei den Russen zurückzugeben. Eine solche Geste würden die Russen doch wahrscheinlich für einen Beweis guten Willens halten.«

»Ja, das würden sie wohl«, räumte Roosevelt ein.

Ich atmete tief ein, um das eisige Übelkeitsgefühl zu lindern, das in meinem Magen herrschte. Wenn der Präsident nicht auf meinen Vorschlag einging, bestand die hohe Wahrscheinlichkeit, dass das *Bride-Material* dechiffriert wurde und dabei Krösus' Identität ans Licht kam. Dem FBI würde es ziemlich egal sein, dass ich längst nicht mehr für das NKWD arbeitete. Und ebenso egal würde ihnen sein, dass es die Nazis waren, die ich damals bespitzelt hatte. Die bloße Tatsache, dass ich für die Russen spioniert hatte, würde genügen, zumal in Kombination mit meiner ehemaligen Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei. Das würde ihnen reichen, um mich gefesselt in den Fluss zu werfen und abzuwarten, ob ich unterging.

Ich hatte wenig zu verlieren. Also setzte ich noch eins drauf. Ich verhalf mir zu einem weiteren Martini.

»Bei der Gelegenheit könnte man ihnen sogar noch ein paar andere Dinge zukommen lassen«, sagte ich animiert. »Miniaturkameras, Geräte zur Herstellung von Mikropunkten, ja, sogar etwas deutsches Geheimdienstmaterial über sowjetische Chiffrierungsschlüssel, das unseren Truppen in Italien in die Hände gefallen ist. Einfach nur, um sie kooperativ zu stimmen.«

»Ja. Mir gefällt Ihre Art zu denken. Aber nicht Ultra. Und auch nicht Magic, würde ich sagen. Falls die Russen je einen neuen Nichtangriffspakt mit Deutschland schließen sollten, würden wir das bereuen.« Roosevelt gluckste vergnügt. »Aber ich würde bei Gott gern Donovans Gesicht sehen, wenn er *diese* Präsidentenverfügung liest.«

Ich atmete auf und leerte mein Glas, trunken von meinem kleinen Triumph. »Dann werden Sie Donovan also anweisen, den Sowjets diese Codeschlüssel zurückzugeben?«

Der Präsident grinste und prostete mir stumm mit seinem leeren Glas zu. »Geschieht dem Kerl ganz recht, dafür, dass er versucht, sich um meine Befehle herumzumogeln.«

Wenig später verließ ich das Weiße Haus und stieg in meinen Wagen. Ich fühlte mich ziemlich betrunken, also kurbelte ich die Fenster herunter und fuhr langsam zurück nach Kalorama Heights. In meiner Einfahrt angekommen, stellte ich den Motor ab, blieb noch ein Weilchen im Wagen sitzen und starrte auf mein Haus, ohne wirklich etwas wahrzunehmen. Im Geist stand ich hinter Franklin D. Roosevelt, während er Marschall Stalin die Hand schüttelte.

DONNERSTAG, 11. NOVEMBER 1943

WASHINGTON

KAUM DASS ICH an diesem Morgen auf dem Campus angekommen war, rief mich Doering an und beorderte mich in sein Büro.

Otto Doering war all das, was Donovan nicht war: geduldig, konservativ, fleißig, ein Mensch mit Sitzfleisch, der überhaupt nicht wie jemand aussah, der mal als Pferdehirt gearbeitet hatte. Doering war auf dem Campus nicht sonderlich beliebt, aber ich hatte allen Respekt vor seinem scharfen Juristenverstand und seinen organisatorischen Fähigkeiten und war schon früh zu der Überzeugung gelangt, dass Doering ein hervorragender und gefürchteter Staatsanwalt gewesen sein musste. Mit anderen Worten: Ich verabscheute ihn von ganzem Herzen.

Als ich in sein Büro kam, hatte Doering zu meinem Erstaunen Besuch von General Strong vom G-2. Außerdem war noch ein Army-Offizier anwesend, den ich nicht kannte.

»Meine Herren, das ist Major Willard Mayer. Willard? Sie kennen, glaube ich, General Strong?«

Ich nickte und drückte die Hand eines schlanken, glattgesichtigen Mannes, auch er Jurist, genauer gesagt, Juraprofessor in West Point. Von General George Strong, wegen seines majestätischen Auftretens auch King George genannt, wurde kolportiert, dass er seine militärische Karriere im Kampf gegen die Ute-Indianer begonnen habe.

»Und das ist Colonel Carter Clarke vom Special Branch der US-Armee.«

Clarke war etwas jünger, aber massiger, mit kalten blauen Augen und dem deformierten Gesicht eines Boxers. Das

silbergraue Haar auf seinem Kopf schien vor Entsetzen über die brutalen Gedanken, die der dicke Schädel darunter barg, zu Berge zu stehen. Kein Zweifel: Wenn ihm Strong befohlen hätte, einen Kavallerieangriff auf ein aufrührerisches Indianerdorf zu führen, hätte er den Säbel gezogen und, ohne groß nachzudenken, seine Pflicht getan.

Ich nickte abermals, aber die Erleichterung, die ich am Vorabend beim Verlassen des Weißen Hauses verspürt hatte, kippte bereits wieder in Besorgnis um: Der Special Branch unterhielt den Nachrichtenüberwachungsdienst in Arlington Hall, einem nördlichen Vorort von Washington. Ich fragte mich, ob die Anwesenheit dieser beiden hartgesottenen Soldaten mit Roosevelts und meinem gestrigen Gespräch über *Bride* und Donovans russische Codeschlüssel zu tun hatte.

»Gratuliere«, sagte der General mit einem starren Lächeln. »Ich habe gehört, Sie fahren als General Donovans Verbindungsoffizier mit zum Treffen der Großen Drei.«

»Danke, Sir«, sagte ich und setzte mich.

»Ja, Glückwunsch«, sagte Doering kühl.

Ich vermutete, dass Doering keinen Schimmer hatte, warum ausgerechnet ich bei der Konferenz dabei sein sollte, aber das konnte er vor General Strong und Colonel Clarke wohl kaum zugeben. Obwohl die beiden Army-Offiziere jetzt hier in Doerings Büro waren, herrschte zwischen G-2 und OSS wahrhaftig keine gegenseitige Zuneigung.

»Wie lauten Ihre genauen Orders, Major?«, wollte der General wissen.

»Sir, ich soll mich morgen Nachmittag in Point Lookout an Bord der *USS Iowa* begeben und weitere Instruktionen von General Donovan in Kairo abwarten.«

»Wenn ich’s recht verstehe, hat Sie der Präsident persönlich angefordert«, sagte Strong. »Haben Sie eine Ahnung, warum?«

»Ich fürchte, da müssen Sie den Präsidenten fragen, General. Ich tue nur, was man mir befiehlt.«

Ich sah Strong unbehaglich auf seinem Stuhl herumrutschen und einen gequälten Blick mit Clarke wechseln. Wahrscheinlich wünschte sich Strong, er könnte mich wie einen Ute-Indianer behandeln, der sich außerhalb des Reservats befand.

»Nun, gut, Major«, sagte Clarke. »Probieren wir es mal so. Können Sie uns aufklären, warum uns der Präsident angewiesen hat, dem sowjetischen Militärgeheimdienst technische Unterstützung zukommen zu lassen? Mobile Mikrofilmsysteme, von unseren Truppen in Italien erbeutetes deutsches Geheimdienstmaterial über sowjetische Verschlüsselungscodes und dergleichen? Können Sie sich vorstellen, wie er auf diese Idee gekommen ist?«

»Ich glaube, dem Präsidenten liegt sehr daran, dass die Konferenz der Großen Drei erfolgreich verläuft, Sir. Gestern Abend habe ich ihn gesehen. Er hatte mich eingeladen, um einen Bericht über das Katyn-Massaker vorzustellen. Dabei hat er angedeutet, er erwäge eine Reihe von Initiativen, um das Vertrauen der Sowjets zu gewinnen. Er hat zwar nichts Konkretes genannt, aber ich könnte mir vorstellen, dass die technische Unterstützung, von der Sie sprachen, Teil einer solchen Initiative ist.«

»Und wie stehen Sie zu dieser Art Unterstützung für die Sowjets?«, fragte Strong.

»Fragen der Herr General nach meiner persönlichen Meinung?«

»Tut er«, sagte Strong und zündete sich eine Selbstgedrehte an, die nach barbarisch starkem Tabak roch.

Es war offensichtlich, dass Strong ganz und gar nicht dafür war, die von Donovan erbeuteten Sowjet-Codeschlüssel zurückzugeben, ehe dieser Gelegenheit gehabt hatte, sie auf das *Bride*-Material anzuwenden. Und es war ebenso offensichtlich,

dass es in meinem Interesse war, mich ein wenig zu verstellen, nur für den Fall, dass Strong und Doering irgendeinen Plan schmiedeten, die Präsidentenanweisung zu umgehen.

»Nun ja, ich habe da, offen gestanden, meine Zweifel, Sir. Mir scheint, der Sieg über die Nazis wird in Europa ein Machtvakuum hinterlassen, und wenn wir nicht aufpassen, könnte die Sowjetunion dieses Vakuum füllen. Ich glaube, die Familien der über viertausend polnischen Offiziere, die im Wald bei Katyn vom NKWD massakriert wurden, könnten mit Recht argumentieren, dass die Russen auch nicht besser sind als die Nazis. Was wir den Sowjets jetzt an geheimdienstlicher Hilfestellung geben, könnte sich am Ende leicht gegen uns kehren.«

Ich käute nur Donovans Generalstabspapier für Quebec wieder; angesichts der Feindschaft zwischen dem General und dem OSS-Chef war es höchst unwahrscheinlich, dass Strong Donovans Papier gelesen hatte. Als der General nachdenklich nickte, legte ich nach.

»Ich bin der Meinung, wir sollten, was die Intentionen und Möglichkeiten der Russen angeht, größtmögliche Wachsamkeit beibehalten. Ich sehe nur nicht, wie das gehen soll, solange der Präsident Geheimdienstoperationen gegen die Sowjetunion verbietet. Wenn der Sieg über die Nazis alles ist, was wir in Europa leisten, dann scheint es mir nicht übertrieben zu sagen, dass wir in diesem Fall den Krieg verloren hätten.«

Ich zuckte die Achseln.

»Sie haben mich nach meiner persönlichen Meinung gefragt. Wie gesagt, meine Unterredung mit dem Präsidenten drehte sich um den Bericht, den ich über das Katyn-Massaker erstellt habe.«

»Ja, natürlich«, sagte General Strong. »Schreckliche Sache. Dennoch können wir uns über die Wünsche des Präsidenten bezüglich der geheimdienstlichen Unterstützung der Sowjets nicht einfach hinwegsetzen. Und da Sie Donovan sehen werden

und Donovan beim Treffen der Großen Drei General Fitin vom NKWD treffen wird, ist es wohl das Beste, er lässt die technischen Hilfsmittel, die die Sowjets auf Wunsch des Präsidenten erhalten sollen, Fitin persönlich zukommen. Mit anderen Worten, wenn Sie morgen an Bord der *Iowa* gehen, Major, möchten wir, dass Sie ein Paket mitnehmen, um es dann Donovan in Kairo zu übergeben.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

»Natürlich«, sagte Doering in väterlichem Ton, »müssen Sie auf dieses Paket besonders gut aufpassen. Schließlich wollen wir ja nicht, dass diese Hilfsmittel in falsche Hände geraten.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Deshalb sind wir hierher gekommen«, erklärte Strong. »Um Sie eindringlich darauf hinzuweisen, wie wichtig in dieser Sache strengste Sicherheitsvorkehrungen sind.«

»Ich glaube nicht, dass es etwas Sichereres gibt als das größte Kriegsschiff aller Zeiten.«

Doering stand auf, holte hinter seinem Schreibtisch einen marineblauen genarbten Lederkoffer hervor und stellte ihn neben meinen Stuhl. Als ich hinunterschaute, sah ich unter dem Griff die Initialen WJD. Der Koffer gehörte Donovan. »Den hier werden Sie General Donovan geben«, sagte Doering. »Darin ist alles, was er für die Russen braucht.«

»Ist er abgeschlossen?«, fragte ich.

»Ja. Einen Schlüssel habe ich, den anderen hat Donovan.«

»Dann wäre das ja wohl alles. Wenn Sie nichts dagegen haben, Sir, werde ich mir den Rest des Tages frei nehmen. Ich muss selbst noch einen Koffer packen.«

Ich nahm den Koffer und beglückwünschte mich im Hinausgehen dazu, dass ich jetzt wenigstens fünf, sechs Wochen lang das kalte, humorlose Gesicht des Vizedirektors nicht zu sehen brauchte.

Unten räumte ich meinen Schreibtisch auf, verabschiedete mich von ein paar Leuten und verließ dann den Campus. Nachdem ich den Koffer in den Kofferraum meines Wagens gelegt hatte, setzte ich mich hinters Steuer und dachte erst einmal nach. Strongs Erklärung, was sich in Donovans Koffer befand, glaubte ich keine Sekunde. Dem Gewicht nach musste er weit mehr enthalten als nur ein paar Rollen Mikrofilm, ein paar Miniaturkameras und ein Mikropunktsystem. Und warum hatten sie mir keinen Schlüssel dazu gegeben? Die einzig plausible Antwort war, dass der Koffer etwas enthielt, wovon ich und damit auch der Präsident nichts wissen sollten. Es sei denn natürlich, ich stand schon unter Verdacht, und die ganze Sache mit dem Koffer war nur eine Falle.

Ich befand, dass ich unbedingt feststellen musste, was in dem Koffer war, ehe ich ihn Donovan übergab. Also blieb nur eins.

Ich ließ den Wagen an und fuhr in die Eighteenth Street in der Nähe der Millionärsvillen an der Massachusetts Avenue. Ich parkte vor Candeys Eisenwarengeschäft, einem winzigen Laden unter einer Maßschneiderei, inmitten einer Zeile von stattlichen Häusern.

Ich öffnete den Kofferraum und inspizierte die Kofferschlösser genauer. Die Qualität des Koffers und das Herstellerzeichen »LV« zeigten an, dass es sich um ein Stück von Louis Vuitton handelte, wahrscheinlich in Paris oder London erworben. Ich legte mir meine Ausrede zurecht, während ich den Koffer herausnahm, den Kofferraum zumachte und in den Laden ging.

Candeys Eisenwarengeschäft hätte ich mit verbundenen Augen erkannt, allein am Geruch. Tafelleim, Vogelfutter, Fliegendraht, Einmachgläser mit Farbe, Lackbenzin und Alkohol, der aus Zweihundert-Liter-Fässern abgefüllt wurde – das alles zusammen roch ebenso charakteristisch wie ein Schönheitssalon, der nur eine einzige Parfümmarke verkauft. Und außerdem war dies der Laden, in den jeder ging, der für die

Regierung arbeitete, um Werkzeuge zu schleifen und Schlüssel nachmachen zu lassen.

Ich hievte Donovans Koffer auf den langen hölzernen Ladentisch, direkt vor einen weißhaarigen Verkäufer, der aussah, als hätte er bereits bei der Eröffnung des Geschäfts im Jahr 1891 hinter dem Tresen gestanden.

»Ist irgendwas Besonderes damit?«, fragte er, und seine Zähne zogen ein paar tapetenkleisterartige Spuckefäden von der Ober- zur Unterlippe.

»Ich komme gerade aus London zurück«, erklärte ich. »Wo ich diesen Koffer gekauft habe. Als ich aus dem Haus wollte, kam ein Bombenangriff, und irgendwie habe ich die Schlüssel verlegt. Es ist ein ziemlich teurer Koffer, und ich würde ihn ungern aufbrechen. Können Sie ihn mir aufmachen? Ich meine, ohne die Schlösser zu beschädigen.«

Der Verkäufer musterte mich von oben bis unten. Schließlich befand er, dass ich in meinem maßgeschneiderten grauen Flanellanzug nicht gerade wie ein Dieb aussah. Er rief nach hinten in die Werkstatt: »Bill? Da ist ein Herr, der einen Koffer geöffnet haben will.«

Ein anderer Mann trat an den Ladentisch. Er trug eine Fliege, eine Schürze, Ärmelschoner und hatte sich so viel Öl ins Haar geschmiert, dass man sämtliche Heckenscheren an der Wand hinter ihm damit hätte ölen können. Er ließ mich meine Erklärung wiederholen und betrachtete mich dann ganz offenbar mit einiger Skepsis. Draußen rumpelte eine Straßenbahn an dem schmalen Fenster vorbei. Im Laden wurde es kurzzeitig finster. Als das Tageslicht wiederkehrte, inspizierte er schon die Kofferschlösser.

»Hübsches Stück. Kann verstehen, dass Sie ihn nicht aufbrechen wollen.« Er nickte und begann, mit verschiedenen Schlüsseltypen zu experimentieren.

Eine Viertelstunde später verließ ich den Laden mit einem neuen Satz Schlüssel für Donovans Koffer. Ich fuhr nach Kalorama Heights.

Sobald ich im Haus war, hievte ich den Koffer auf den Esstisch und öffnete ihn. Er war mit blauer Moiréseide gefüttert. Darin lagen mehrere Filmrollen, ein paar Kameras mit Zubehör und ein großes, in Packpapier eingeschlagenes Paket. Ich holte eine Lupe aus meinem Arbeitszimmer und untersuchte es sorgfältig, um festzustellen, ob irgendetwas an der Verpackung Donovan verraten konnte, dass es geöffnet worden war. Erst als ich mich gründlich überzeugt hatte, dass dem nicht so war, löste ich den Klebestreifen vorsichtig ab und öffnete das Packpapier.

Es waren zehn Aktenordner, alle vom Nachrichtenüberwachungsdienst in Arlington Hall. Und alle enthielten datierte, chiffrierte sowjetische Kabeltelegramme von und an Amtorg – der Name der sowjetischen Handelsmission – und Diplomaten an der sowjetischen Botschaft. Die Akten trugen allesamt die Aufschrift BRIDE: STRENG GEHEIM. Ein Brief von einem Colonel Cooke erläuterte ausführlich, was ich mir schon gedacht hatte.

ABS: LT. COLONEL EARLE F. COOKE B
BRANCH/KRYPTOANALYSE
NACHRICHTENÜBERWACHUNGSDIENST D. US-ARMEE
DIENSTSTELLE ARLINGTON HALL
4000 LEE BOULEVARD
ARLINGTON, VIRGINIA

AN: GENERAL W. J. DONOVAN
OSS, KAIRO

11. November 1943

Betr.: BRIDE

Sehr geehrter General Donovan,

von General Strong und Colonel Clarke vom G-2 erfuhr ich, dass wir nur ein kurzes Zeitfenster haben, um die in Ihrem Besitz befindlichen sowjetischen Codeschlüssel anzuwenden, ehe Sie gezwungen sind, gemäß dem Wunsch des Präsidenten besagte Einmalschlüssel General Fitin vom NKWD zurückzugeben. Um dieses Zeitfenster optimal zu nutzen, lege ich Ihnen Kopien des gesamten abgefangenen Materials bei, damit Sie sie, samt der sowjetischen Codeschlüssel, leihweise General Stawell vom britischen SOE in Kairo übergeben können, in der Hoffnung, dass seine Leute in der Lage sind, das BRIDE-Material zu dechiffrieren.

Wie Sie wissen, hat Lieutenant Hallock kürzlich aufgezeigt, dass die Sowjets oft verschiedene Texte mit dem gleichen Einmalschlüssel chiffrieren. Schon die einmalige Wiederverwendung eines solchen Schlüssels kann den sowjetischen Nachrichtenverkehr der Dechiffrierung zugänglich machen.

Bisher betrachten wir den von Amtorg benutzten Code als äußerst kompliziert und als das sicherste Verschlüsselungsverfahren, mit dem wir je zu tun hatten, und wir hoffen sehr, dass es den britischen Kryptoanalytikern selbst in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit gelingen wird, mit BRIDE gewisse Fortschritte zu erzielen. Man sollte sie davon in Kenntnis setzen, dass 1) verschiedene Varianten der sowjetischen Einmalschlüssel zu existieren scheinen und 2) die Sowjets möglicherweise ein zweistufiges Verschlüsselungsverfahren verwenden, bei dem die Botschaft zuerst nach einem separaten Schlüssel und dann noch einmal mit dem Einmalschlüssel chiffriert wird.

Es könnte sein, dass sich die Dechiffrierung des BRIDE-Materials und des sowjetischen Nachrichtenverkehrs überhaupt als Langzeitprojekt erweist; allein schon die Bearbeitung dieses Materials auf breiterer Ebene ist begrüßenswert, wenn BRIDE jemals richtig verstanden und ausgewertet werden soll. Doch bereits jeder Entschlüsselungsansatz wird dem FBI Ermittlungshinweise liefern, da die Identitäten der im BRIDE-Nachrichtenverkehr mit Decknamen genannten Personen fassbarer werden. Das FBI hier in Washington hat mir gerade mitgeteilt, man gehe dort bereits einer neuen Information nach, dass der »Söhnchen« genannte Agent eine Ehefrau namens Lizzie hat.

Ihr sehr ergebener
Earle F. Cooke,
Komm. Lt. Colonel, B Branch

Ich holte tief Luft und las dann den Brief noch einmal, etwas erstaunt, dass G-2, SIS und OSS allesamt bereit schienen, dem Geist, wenn auch vielleicht nicht den Buchstaben einer Präsidentenverfügung zuwiderzuhandeln. Ich fragte mich, was Roosevelt sagen würde, wenn er von diesem Brief wüsste, und befand es dann für eher wahrscheinlich, *dass* er davon wusste. Ich hatte bereits den Eindruck gewonnen, dass es ziemlich typisch für FDR war, das eine zu sagen und das andere zu tun. Vielleicht hatte er diese konkrete Geheimdienstinitiative gegen die Sowjetunion ja sogar selbst genehmigt.

Das machte mir Angst. Spione, gleich welcher Couleur, gingen in Amerika ein hohes Risiko ein.

Ich las den Brief noch ein drittes Mal. Sie verfügten bereits über die Erkenntnis, dass Söhnchen eine Frau namens Lizzie hatte. Mrs. Philby hieß nicht Lizzie, sondern Litzi, und da Philby kein Amerikaner war, würden die Anstrengungen des

FBI vermutlich nicht sehr weit führen. Das war gut. Und Colonel Cooke äußerte sich ziemlich skeptisch über die Chancen, BRIDE wirklich zu dechiffrieren. Auch das war gut. Trotzdem beunruhigte mich der Brief.

Ich packte die Akten sorgfältig wieder ein und dachte nach. Den Koffer einfach zu verlieren, stand nicht zur Debatte. Außerdem hätte das die Aufmerksamkeit nur auf mich gelenkt. Ja, falls es bereits einen Verdacht gegen mich gab, würde ihn das nur bestätigen.

Ich legte das Paket wieder in den Koffer, schloss ihn ab und stellte ihn neben die Haustür. Dann ging ich nach oben, um meinen eigenen Koffer zu packen. Ich sagte mir, es sei doch gut möglich, dass ich in Kairo ausgeraubt würde. Und wenn nicht das, konnte ich vielleicht darauf setzen, dass britisches Bürokratentum die ganze Sache verzögern, wenn nicht sogar vereiteln würde. Es war keine große Hoffnung. Aber im Moment war es meine einzige. Ich musste aber auch zugeben, dass es einen Teil von mir gab, dem das alles egal war.

Später am Abend trank ich viel zu viel, holte den Teil von mir, dem alles egal war, hervor und inspizierte ihn genauer. Im hellen Licht meines Wohnzimmers wirkte er schon längst nicht mehr so blasiert. Und so kam ich zu dem Schluss, dass ich Diana noch einen Brief schreiben sollte, ehe ich abermals den Atlantik überquerte. Nur für den Fall, dass mich ein deutsches U-Boot ins Jenseits zu befördern beschloss.

Als Liebesbrief war es zwar nicht Cyrano de Bergerac, aber es war nicht schlecht für jemanden, der in solchen Dingen so außer Übung war wie ich. Als ich das letzte Mal eine Feder in ein Fässchen blinde Anbetung getunkt und dann über feinstes Bütten geführt hatte, war ich etwa neunzehn und in meinem ersten Harvard-Jahr gewesen. Ich wusste nicht mehr, wie die Betreffende hieß und was aus ihr geworden war, nur, dass sie nie geantwortet hatte.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und ließ mein Herz eine Weile nackt im Zimmer umherspazieren, um seinen Zustand möglichst genau beschreiben zu können. Dann nahm ich meinen besten Füllhalter und fing an. Ich übertrieb vermutlich, was die geheime Natur und die Gefährlichkeit meiner Reise anging, aber der Teil, der sich darum drehte, wie dumm ich gewesen zu sein glaubte und wie viel mir Diana bedeutete, schien mir beim Durchlesen ganz adäquat. Ich fragte mich, warum ich nicht schon früher auf die Idee gekommen war, Diana zu schreiben. Ich benutzte vielleicht sogar ein-, zweimal das Wort »Liebe«. Sogar öfter, wenn man das alberne kleine Gedicht mitzählte, das ich zu Papier brachte und dann in den Papierkorb warf. Schließlich klebte ich ein Fünf-Cent-Bildchen des Präsidenten auf den Umschlag, nur um Diana daran zu erinnern, in welch gehobenen Kreisen ich mich derzeit bewegte.

Ich legte den Brief an Diana auf das Flurtischchen, zusammen mit einem Zettel für Michael, dass er ihn bitte gleich morgen früh einwerfen möge. Zehn Minuten später zerknüllte ich den Zettel und ließ ihn dem lausigen Versuch eines Liebesgedichts in den Papierkorb folgen. Ich hatte beschlossen, den Brief am nächsten Tag auf dem Weg nach Hampton Roads selbst einzuwerfen. Schließlich warf ich ihn auf den Beifahrersitz meines Wagens und fuhr hinauf nach Chevy Chase, in der Absicht, ihn ihr in den Briefkasten zu stecken, damit sie ihn gleich beim Frühstück lesen konnte und einsah, dass es nur recht und billig war, mir noch eine Chance zu geben.

Es regnete, als ich in Chevy Chase und bei Dianas Zwanzigerfahre-Kolonialstilhaus ankam. Inzwischen hatte ich mich davon überzeugt, dass es besser wäre, den Brief zu vergessen. Wenn ihr Auto dastand, würde ich an der Tür klingeln, mich ihr auf Gedeih und Verderb zu Füßen werfen und sie bitten, mich zu heiraten. Kirchlich, wenn sie wollte. Vor Zeugen, um festzuhalten, dass es unser beider Wille war.

Ich parkte an der Straße und ging, dem Regen trotzend, zur Veranda. Dabei versuchte ich, keinen Elefanten aus dem nicht gerade mückenhaft kleinen Nash Coupé zu machen, das hinter Dianas rubinrotem Packard in der Einfahrt stand. Durch die Plüschvorhänge ihres Wohnzimmerfensters drang schummriges Licht, und als ich mich dem Haus näherte, hörte ich Musik. Es war leichte, entspannte Musik. Die Art Musik, die man in einem Serail wählt, wenn man nichts anderem lauschen will als dem sanften Atem eines anderen Menschen am Ohr.

Ich betrat die Veranda und linste durch den Vorhangspalt. Die beiden Personen, die auf dem Teppich vor dem Kamin lagen, bemerkten mich nicht. Sie waren viel zu sehr damit beschäftigt, das zu tun, was zwei Menschen tun, wenn sie beschlossen haben, sich im Kleiderweitwurf zu messen. Das zu tun, was ich selbst vor ein paar Wochen noch auf diesem Teppich getan hatte. Und die Art, wie sie es taten, sprach dafür, dass es eine Weile dauern würde, bis Diana Zeit hätte, sich meinen Heiratsantrag anzuhören.

Plötzlich fand ich mich selbst lächerlich. Vor allem meine Idee mit dem Heiratsantrag. Es war offenkundig, dass ihr nichts ferner lag als der Gedanke, mich zu heiraten. Ich ging zu meinem Wagen zurück, saß eine ganze Weile einfach nur da und versuchte vergebens, an irgendetwas anderes zu denken als an das, was dort auf dem Teppich passierte. Ein Teil von mir hoffte, dass der Mann herauskommen würde, damit ich ihn mir genauer ansehen könnte. Ich entwarf sogar ein kleines Szenario, in dem ich sie beide zur Rede stellte, aber je länger ich darüber nachdachte, desto hässlicher erschien es mir. Und als der Morgen graute, nahm ich den Brief, legte ihn in ihren Briefkasten und fuhr leise davon.

FREITAG, 1 2. NOVEMBER
SONNTAG, 14. NOVEMBER 1943

POINT LOOKOUT

ICH HATTE DAS SCHIFF VERPASST. An die Motorhaube meines Wagens gelehnt, rauchte ich eine Zigarette. Dies war der südlichste Punkt des westlichen Chesapeake-Bay-Ufers von Maryland. Ich blickte hinaus aufs Wasser, wo die USS *Iowa* jetzt nur noch eine Rauchfahne am Horizont war. Es war nicht meine Schuld: Die Iowa hatte früher abgelegt. Jedenfalls hatte mir das der Kaimeister gesagt.

Während ich noch darüber nachdachte, was ich jetzt tun sollte, sah ich plötzlich zwei schwarze Hudson heranrollen. Vier ausgesprochen ungemütlich aussehende Männer mit nervösen Augen und schmalen Lippen entstiegen ihnen. Die Männer trugen dunkle Anzüge, Hüte und Schlipse, passend zu ihrem wenig sonnigen Gemüt.

Ich warf die Zigarette weg und richtete mich auf. So also machte es das FBI, wenn es einen verhaftete. Sie lockten einen unter einem Vorwand siebzig Meilen aus Washington heraus, und wenn man dann an einem ruhigen Plätzchen wartete, sackten sie einen still und heimlich ein. Sicher, ich hatte eine Pistole in meinem Schulterhalfter, aber dass ich sie benutzen würde, um mich der Verhaftung zu entziehen, war ungefähr so wahrscheinlich, wie dass ich das Kreuzworträtsel in der *Post* nicht gelöst bekam.

»Professor Mayer«, sagte einer der Männer mit monotoner Stimme. Er hatte ein Gesicht, das so starr, regelmäßig und pieksauber wie der Lattenzaun vor dem Sitz der Amerikanischen

Gartenbaugesellschaft aussah. Er versuchte, ein Lächeln in seine Augen zu zwingen, aber es wirkte nur sarkastisch.

»Ja«, sagte ich und machte mich auf alles gefasst. Beinahe hätte ich ihm noch die Handgelenke hingestreckt.

»Könnten Sie sich bitte ausweisen, Sir?« Er wartete und zog dabei an seinem Zeigefinger, dass der Knöchel knackte.

Ich holte meine Brieftasche heraus. Gleich würden sie Donovans Koffer inspizieren und mir mitteilen, dass da doch irgendetwas an der Verpackung gewesen war, das jetzt bewies, dass ich das Paket geöffnet hatte.

Der Mann studierte meinen Ausweis und reichte ihn dann einem seiner Kollegen. Schließlich zückte er seinerseits einen Ausweis. Zu meiner Überraschung war er gar kein FBI-Mann. Er war ein Beamter des Finanzministeriums.

»Ich bin Agent Rowley«, sagte er. »Vom Secret Service, Präsidentenschutz. Wir sind hier, um Sie an Bord zu bringen.«

Erleichtert, dass sie mich nicht verhaften wollten, deutete ich lachend zu dem verwaisten Kai hinüber. »Das möchte ich sehen, Agent Rowley. Das Schiff ist weg.«

Agent Rowley rang sich eine Art Lächeln ab. Seine Zähne waren klein und spitz und standen weit auseinander. »Tut mir Leid, Professor. Die *Iowa* musste Öl ablassen, um ihren Tiefgang zu verringern, damit sie die Chesapeake Bay heraufkam. Deshalb fährt sie jetzt schon rüber nach Hampton Roads, Öl aufnehmen. Sie waren heute Morgen leider schon so früh aus dem Haus, dass wir Sie nicht mehr informieren konnten.«

Das stimmte. Ich war schon um kurz vor acht aus dem Haus gegangen. Nach meinem romantischen Abend in Chevy Chase hatte ich den Tag früh begonnen. Was umso leichter gewesen war, als ich gar nicht erst geschlafen hatte.

»Aber das ist doch auf der anderen Seite der Bucht. Gibt es ein Schiff, das uns da hinbringt?«

»Leider nein, Sir. Wir müssen mit dem Auto fahren. Einer meiner Leute wird Ihren Wagen nach Washington zurückbringen. Wenn Sie nichts dagegen haben, Sir, behalten wir Ihren Ausweis zunächst einmal noch. Das erleichtert die Prozedur, wenn wir Passagiere an Bord gehen.«

»Sie wollen auch auf die *Iowa?*«

»Wir alle vier. Schon vor dem Präsidenten, der erst nach Mitternacht an Bord geht. Der Boss ist ein alter Navy-Mann und ein bisschen abergläubisch. Freitags in See zu stechen bringt Unglück.«

»Darauf bin ich selbst eigentlich auch nicht so scharf.«

Drei Stunden später passierten wir einen Marine-Sicherheitskontrollpunkt und wurden zu dem Kai dirigiert, wo wir die *Iowa* finden würden. Es verschlug uns allen die Sprache, als wir auf den Kai einbogen und erstmals den charakteristischen Klipperbug der *Iowa* und dahinter, über einem von Geschützbatterien starrenden Deck, die vorderen Aufbauten und den über dreißig Meter hohen Gefechtsmast erblickten. Doch in der Vertikalen wirkte die *Iowa,* im Vergleich zu ihren gewaltigen 300 Meter Länge, geradezu kompakt, was dem Schlachtschiff im Verein mit seinen 212000-PS-Motoren eine enorme Geschwindigkeit verlieh.

Vom Kai aus wurden unter den wachsamen Augen bewaffneter Matrosen letzte Proviantgüter und weitere Passagiere an Bord gebracht. Ein paar Rauch speiende Schlepper machten am Bug fest, der aussah wie eine Krokodilsschnauze. Über alldem, auf drei verschiedenen Decks, lehnten die Matrosen an den Relings und beobachteten das Treiben drunten. Als ich die Gangway unterhalb der massiven Flugabwehrbatterie hinaufging, war mir, als beträte ich eine schwimmende, verschachtelte Hüttenstadt aus Panzerstahl.

Starker Ölgeruch drang mir in die Nase. Irgendwo über der Kommandobrücke wurden Abgase lautstark in den grauen Novemberhimmel gepustet. Das Schiff pulsierte vor Leben.

Am Ende der Gangway händigte bereits einer der Secret-Service-Agenten einem wartenden Offizier mein Gepäck und meinen Ausweis aus. Der Offizier konsultierte ein Klemmbrett, hakte ein Blatt ab und winkte dann einen Matrosen herbei.

»Willkommen an Bord, Sir«, sagte der Matrose und nahm mein Gepäck. Er hatte die Sorte Brooklyn-Kid-Gesicht, die man bei Chorknaben findet, zumindest, wenn es ein Gefangenenchor aus Sing-Sing ist. »Wenn Sie mir folgen wollen, zeige ich Ihnen Ihre Kabine. Vorsicht, dass Sie nicht ausrutschen – das Deck ist ein bisschen feucht –, und passen Sie auf Ihren Kopf auf.«

Der Matrose führte mich einen Gang entlang. »Sie sind in einer Offizierskabine ein Deck unter der Flaggenbrücke. Nur damit Sie nicht vergessen, wo das ist – unter der Funkmessanlage für die Hauptartillerie und hinter dem zweiten Schornstein. Wenn Sie sich verlaufen, fragen Sie einfach nach Vier A beim zweiten Schornstein. Vier A ist das Vierzig-Millimeter-Magazin.«

»Was für ein beruhigender Gedanke.« Ich zog den Kopf ein, um ihm durch einen Türöffnung zu folgen.

»Keine Angst, Sir. Die Deckpanzerung dieses Schiffs ist fünfunddreißig Zentimeter dick. Das bedeutet, die *Iowa* ist dafür gemacht, genau dorthin zu fahren, wo’s kracht, und die ganze Bescherung wegzustecken.«

Wir duckten uns durch eine zweite Türöffnung. Irgendwo hinter uns fiel eine schwere Stahltür zu. Ich war plötzlich sehr froh, dass ich nicht an Klaustrophobie litt.

»Hier hinauf, Sir«, sagte der Matrose und führte mich eine Treppe empor. »Wasserback ist da drin. Messe ist vorn, Sir, in der Captain’s Pantry, zusammen mit den anderen Passagieren. Das ist vor dem ersten Schornstein, unter der Funkmessanlage

für die Nebenartillerie. Mahlzeiten sind um 0800, 1200 und 2000. Wenn Sie die Fische füttern müssen, Sir, würde ich Ihnen raten, tun Sie's in der Wasserback und nicht über die Reling. Auf diesem Schiff kriegt garantiert jemand anders eine Ladung ins Gesicht, wenn Sie am falschen Ort kotzen.«

Er stellte meine Koffer vor einer Tür aus poliertem Holz ab und klopfte energisch. »Sie teilen die Kabine mit einem anderen Herrn, Sir.«

»Herein«, sagte eine Stimme.

Der Matrose öffnete die Tür, salutierte aus Gewohnheit und überließ alles Weitere mir.

Ich steckte den Kopf in die Kabine und sah ein bekanntes Gesicht, einen Mann aus dem Außenministerium. Sein Name war Ted Schmidt.

»Willard Mayer, richtig?«, sagte Schmidt, erhob sich von einer schmalen Pritsche und kam herüber, um mir die Hand zu geben.

»Der Philosoph.«

»Und Sie sind von der Russlandabteilung im Außenministerium. Ted Schmidt.«

Schmidt war untersetzt, mit dunklem, lockigem Haar, einer dicken Hornbrille und ebenso dicken Augenbrauen. Ich kannte ihn flüchtig aus Harvard und hatte ihn etwas dünner in Erinnerung, aber mit viel Humor und einer Liebe zu teuren Weinen. Er lächelte, doch das Lächeln passte nicht zu der Traurigkeit in seinen zuckenden, rot geäderten Augen, den Stoppeln, die da und dort seinem Rasierer entgangen waren, und der Alkoholfahne. Es war erst zwei Uhr mittags und damit ein bisschen früh, um sich über die mitgebrachte Proviantflasche herzumachen, selbst für einen so unglücklich Liebenden wie mich. Ted trug eine Cordhose, ein dickes, kariertes Hemd und englische Brogues. In der Hand hielt er eine noch nicht angezündete Billigzigarre. Von der Kleidung abgesehen, wirkte

er von Aussehen und Diktion her wie so ziemlich jeder im Außenministerium.

»Willkommen in der zweiten Klasse. Ich vermute, es gibt bessere Kabinen als diese hier. Und ich weiß, dass es schlimmere gibt.« Schmidt ergriff Donovans blauen Lederkoffer und hievte ihn in die Kabine. »Hübscher Koffer. Haben Sie ihn geklaut?« Als er mein verdutztes Gesicht sah, zeigte er auf die Initialen WJD.

»Er gehört General Donovan. Ich bringe ihn für ihn nach Kairo.« Ich warf meinen eigenen Koffer aufs Bett und schloss die Tür.

»Es ist noch ein Mann vom Außenministerium hier, ein gewisser Weitz, John Weitz, irgendwo vor dem Schornstein. Wie's aussieht, schläft er in einer Art Wandschrank. Wir sind die Einzigen vom Außenministerium, er und ich. Wir sind dabei, um zu übersetzen, was die Russkis sagen. Wobei ich eigentlich nicht glaube, dass wir auch nur in die Nähe des Konferenztischs gelangen. Harriman kommt mit dem Flugzeug aus Moskau nach Kairo und bringt seinen eigenen Dolmetscher mit. Einen gewissen Bohlen. Also bleiben Weitz und ich wohl auf der Ersatzbank. Solange Bohlen sich nicht das Genick bricht oder den Ball verliert. Das Außenministerium hat derzeit keinen guten Stand.«

»Habe ich gehört.«

»Und Sie? Was ist Ihre Funktion auf dieser kleinen Überraschungsreise?«

»General Donovans Verbindungsoffizier zum Präsidenten.«

»Klingt schön vage. Wobei einem hier niemand viel sagt. Nicht mal die Besatzung weiß, wo es hingeht. Sie wissen nur, dass es eine wichtige Sache ist. Und dass ein paar wichtige Leute an Bord kommen.

Hat Ihnen der Matrose auch diesen Quatsch erzählt? Über unsere wunderbare Panzerung, die alles aushält?«

»Ja, hat er. Ich nehme an, der Chefsteward auf der Titanic hat seinen Passagieren den gleichen Schmus erzählt.«

»Da können Sie Gift drauf nehmen.« Schmidt lachte verächtlich und zündete seine Zigarre an. Sie verbreitete einen Gestank, als hätte er ein Streichholz an ein Stinktier gehalten. »Ich habe noch keinen Seemann getroffen, der das Prinzip der Immunitätszone dieses Kahns versteht. Einfach ausgedrückt, wird der Nutzen unserer Panzerung durch die effektive Reichweite unserer Geschütze aufgehoben. Um sie einzusetzen, müssen wir näher an das Ziel heran. Und je näher wir heranmüssen, desto wahrscheinlicher ist es, dass ein Geschoss echten Schaden anrichtet.

Und dann sind da die Torpedos. Die deutschen Torpedos meine ich, nicht unsere. Die ›Fische‹ dieser Krauts sind wesentlich potenter, als es die Konstrukteure der *Iowa* eingeplant haben. Oh, ich sage nicht, dass wir in Gefahr sind, nein. Aber ein direkter Treffer ist ein direkter Treffer, und da nützt keine Panzerung der Welt etwas. Wenn Ihnen also das nächste Mal einer dieser Burschen etwas von der Unverwundbarkeit dieses Schiffs vorfaselt, dann fragen sie ihn mal, warum die Männer auf den Geschütztürmen einen Derringer im Stiefel haben.«

»Warum haben sie denn einen Derringer im Stiefel?«, fragte ich. Doch wohl nicht, weil sie so viel Poker spielten.

»Gucken Sie mal in einen dieser Türme rein, dann kapieren Sie’s. Es dauert eine ganze Weile, bis man da rauskommt. Die Männer sagen sich vermutlich, dass es im Notfall besser ist, sich zu erschießen, als wie die Ratten zu ersaufen.«

»Das kann ich verstehen.«

»Vor dem Ertrinken habe ich wirklich Angst«, gestand Schmidt.

»Ich kann nicht mal schwimmen, und ich schäme mich nicht zu gestehen, dass ich bei dieser Reise ein ungutes Gefühl habe.

Mein Bruder war Seemann. Er ist mit der *Yorktown* untergegangen, bei der Schlacht um Midway.« Schmidt lächelte nervös. »Wahrscheinlich ist das der Grund, warum mich das Thema so beschäftigt.«

»Sie werden nicht ertrinken«, sagte ich und zeigte Schmidt eine der beiden automatischen Pistolen, die ich bei mir hatte. »Wenn's sein muss, erschieße ich Sie eigenhändig.«

»Wirklich sehr amerikanisch von Ihnen.«

»Nicht der Rede wert. Ist doch das Mindeste, was ich für einen Harvard-Mann tun kann.«

Schmidt öffnete ein kleines Schränkchen neben seinem Bett. »Ich finde, darauf müssen wir einen trinken, Sie nicht?« Er nahm eine Flasche Mount-Vernon-Roggenwhiskey heraus, goss zwei Gläser voll, reichte mir eins und sagte: »Auf eine gute Reise, ohne dass wir ertrinken oder von einem Torpedo in die Luft gejagt werden.«

Ich erhob mein Glas. »Und auf die Großen Drei.«

Vom Rest dieses Tages weiß ich nicht mehr viel, nur dass Schmidt und ich schließlich voll waren wie die Strandhaubitzen. Ich fühlte mich schon besser, was das Geschehen letzte Nacht auf Dianas Teppich anging, oder anders gesagt, ich fühlte überhaupt nicht mehr viel. Schmidt trank wahrscheinlich doppelt so viel wie ich, zum einen, weil es sich schließlich um seinen Whiskey handelte, und zum anderen, weil er offensichtlich viel besser in Übung war. Er kippte das Zeug hinunter, als käme es direkt aus einer Kuh.

Es gab keinerlei Brimborium, das die Ankunft des Präsidenten verkündet hätte. Als wir früh am Morgen aufwachten, merkten wir, dass das Schiff bereits auf See war, und da es unwahrscheinlich schien, dass die *Iowa* ohne ihn abgelegt hatte, schlossen wir daraus, dass Roosevelt irgendwann in der Nacht an Bord gekommen sein musste.

In dicke Mäntel gehüllt und verkatert, wie wir waren, stiegen wir aufs Erste Aufbautendeck hinauf, um einen besseren Blick auf die *Iowa* und ihre drei Geleitzerstörer zu haben. Es war ein empfindlich kalter Morgen, und der Wind von der rauen See her machte uns bald gehörigen Appetit. Wir gingen auf die Suche nach etwas Essbarem. In der Kapitänsmesse saßen bereits zwei Mitglieder des Vereinigten Generalstabs mit Harry Hopkins beim Frühstück, unter den wachsamen Blicken der vier Secret-Service-Agenten am Nebentisch.

Hopkins, ein ausgemergelter Mann von Anfang fünfzig und sichtlich krebskrank – nachdem ihm der Krebs bereits Ehefrau und Vater genommen hatte –, sah von seiner kaum angetasteten Portion Eiern und Schinken auf und nickte uns leutselig zu. »Guten Morgen«, sagte er freundlich, während die Generäle Marshall und Arnold ihr intensives Gespräch fortsetzten.

»Guten Morgen, Sir.«

Hopkins in Fleisch und Blut vor mir zu sehen – dem bisschen Fleisch jedenfalls, das da noch war –, machte mir jäh bewusst, wie seltsam es war, dass ein Mann ohne Uniform und ohne offizielles Amt in Roosevelts Administration bei unserer Mission eine so wichtige Rolle spielen sollte. Außer dass er aus Sioux City, Iowa, stammte und Handelsminister gewesen war, wusste ich so gut wie nichts über diesen Menschen, der seit über drei Jahren in Lincolns einstigem Arbeitszimmer im Weißen Haus wohnte. Ich hatte schon dünnere Arme und knochigere Gesichter gesehen, aber, wenn ich darüber nachdachte, eigentlich nur auf Piratenflaggen. Die Hemdmanschetten hatten seine Hände fast völlig verschluckt. Sein pfeffer-und-salzfarbenes Haar war so trocken und leblos wie der Rasen vor einer bankrotten Pächtersfarm in Oklahoma. Die umflorten, dunklen, schmerzerfüllten Augen sahen aus, als hätte ihn soeben eine Klinge direkt unterm Herzen getroffen. Ein Zyniker hatte mal behauptet, Roosevelt halte sich Hopkins in seiner Nähe, um selbst gesund genug für seine Wiederwahl zu wirken.

Da der Präsident mir die Rolle des Ersatzmannes für diesen gebrechlichen, abgezehrten Menschen zugedacht hatte, hoffte ich, während der Reise Gelegenheit zu haben, Hopkins besser kennen zu lernen. Aber er kam mir zuvor.

»Wer von Ihnen beiden ist Professor Mayer?«, fragte er. »Der Philosoph.«

»Ich, Sir.«

»Ich habe Ihr Buch gelesen«, sagte er lächelnd. Seine Zähne wirkten so regelmäßig, dass ich mich unwillkürlich fragte, ob sie wohl falsch waren. »Ich kann nicht behaupten, ich hätte es ganz verstanden. Ich war nie ein großer Intellektueller. Aber ich fand es …« Er zögerte. »Sehr kraftvoll. Und ich kann mir denken, dass es auch den anderen Philosophen gefällt, wenn ihnen einer der ihren sagt, wie wichtig sie alle sind.«

»In dieser Hinsicht zumindest«, sagte ich, »unterscheiden sich Philosophen nicht von Politikern.«

»Da haben Sie wohl Recht«, sagte er und lächelte wieder. »Setzen Sie sich, Professor.« Er wandte sein Lächeln Schmidt zu. »Sie auch, mein Sohn. Nehmen Sie sich Kaffee.«

Wir setzten uns. Der Kaffee war erstaunlich gut und kam uns sehr zupass.

»Noch mal kurz zu Ihrem Buch«, sagte Hopkins. »Ihren generellen Ansatz halte ich ja für richtig, aber im Detail, glaube ich, liegen Sie falsch. Ich bin zwar kein Philosoph, aber ich bin ein ziemlich guter Rommé-Spieler. Sehen Sie, Sie machen den Fehler, dass Sie jede Karte auf Ihrer Hand, die nicht so aussieht, als passte sie irgendwohin, für unnützen Ballast halten. Aber Ihre unnütze Karte kann für den anderen eine Folge oder einen Satz ergeben, und deshalb könnte es unklug sein, sie abzulegen. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Das kann schon sein«, sagte ich. Dann nahm ich Hopkins' Metapher auf und fuhr fort: »Aber es muss ja unnütze Karten geben, sonst könnte man gar nichts ablegen. Und wenn man

nicht ablegen kann, geht das Spiel nicht weiter. Ihre Analogie gefällt mir, Sir, aber ich glaube, sie stützt eher meine Position als Ihre.«

»Dann sollten Sie wohl einfach klopfen«, grinste Hopkins. Er trank seinen Kaffee aus. »Sie beide spielen also? Rommé?«

Ted Schmidt schüttelte den Kopf. »Nur Bridge«, sagte er.

»Ach, das ist zu kompliziert für einen einfachen Burschen vom Land wie mich.«

»Ich spiele Rommé«, sagte ich.

»Dachte ich mir. Sehr gut. Wir werden später ein Spielchen machen.«

Hopkins erhob sich, nickte höflich in die Runde und verließ die Messe. Ein, zwei Minuten später folgten ihm die beiden Generäle, begleitet von Agent Rowley, sodass Schmidt und ich mit den restlichen drei Secret-Service-Agenten zurückblieben. Kurz darauf entschuldigte sich auch Schmidt. Er sah aus, müsse er dringend die Fische füttern gehen.

Zwischen all den Uniformierten und den lässig gekleideten Akademikergestalten wie Schmidt und mir waren die drei Agenten in ihren billigen, dunklen Anzügen Fremdkörper. Unter dem *White-House*-Firnis waren sie einfach nur Cops, wenn auch mit etwas besseren Manieren und schärferen Rasierapparaten. In der Enge des Schiffs wirkten sie wie eingesperrt und kastriert. Stählern, energisch und kraftvoll, wie sie waren, sahen sie so aus, als ob für sie das Balancieren auf dem Trittbrett einer Präsidentenlimousine oder die Untersuchung verdächtiger offener Fenster ebenso lebenswichtig war wie für mich ein gutes Buch und ein Mozart-Quartett.

»Was genau macht eigentlich ein Philosoph?«, fragte einer von ihnen. »Wenn die Frage gestattet ist.« Der Mann warf ein Päckchen Kool auf den Tisch und lehnte sich zurück.

Ich nahm meine Kaffeetasse, ging an ihren Tisch hinüber und setzte mich. Einer der anderen beiden Agenten stopfte seine Pfeife mit einem biskuitfarbenen Daumen und starrte mich dummdreist an.

»Im Leben gibt es drei Sorten Fragen«, erklärte ich dem Mann. »Da gibt es erstens die Wie-funktioniert-Feuer-Sorte Fragen.« Ich nahm eine von seinen Zigaretten heraus, hielt die Flamme daran, ließ das Feuerzeug zuschnappen und schüttelte dann die restlichen Zigaretten auf den Tisch. »Dann gibt es die Wieviele-Zigaretten-sind-noch-übrig-Sorte Fragen. Zehn weniger eine macht neun, okay? Die meisten Fragen, die sich im Leben so stellen, fallen in eine dieser beiden Schubladen. Empirisch oder formallogisch.

Und die Fragen, die nicht darunter fallen, das sind die philosophischen Fragen. Wie zum Beispiel: ›Was ist Moral?‹ Philosophie fängt an, wenn man nicht weiß, wo man die Antwort suchen soll. Man fragt sich, welche Art von Frage das ist? Welche Art Antwort suche ich? Und könnte es sein, dass ich diese Frage doch noch in eine der beiden anderen Schubladen packen kann? Das, mein Freund, tun Philosophen.«

Die drei Agenten sahen sich mit skeptischen Mienen an und verkniffen sich das Grinsen. Aber für den ersten Agenten war unser kleiner sokratischer Dialog noch nicht beendet. »Und wie ist das mit der Moral?«, fragte er. »Zum Beispiel, wenn’s darum geht, im Krieg jemanden zu töten. Oder noch besser, wenn’s darum geht, Hitler zu töten. Die Moral sagt, Mord ist unrecht, stimmt’s? Aber mal angenommen, es geht um Hitler. Und mal angenommen, Sie hätten die Möglichkeit, Hitler zu töten und Tausende, ja, vielleicht Millionen Menschenleben zu retten.«

»Wenn ihr mich fragt, ist Stalin genauso schlimm wie Hitler«, sagte einer der anderen Agenten.

»Aber jetzt kommt das Problem«, fuhr der Mann fort. »Sie dürfen ihn nicht mit der Pistole erledigen. Sie müssen es mit

dem Messer tun oder vielleicht sogar mit bloßen Händen. Was machen Sie dann, hm? Ich meine, alles in Ihnen sagt doch, Sie müssen ihn umbringen, oder? Ihn töten, egal wie.«

»Man macht den Scheißkerl kalt«, sagte der dritte Mann.

»Ich versuche hier, eine philosophische Frage zu stellen«, insistierte der erste Mann.

»Ein Philosoph kann Ihnen nicht sagen, was Sie tun sollen«, erklärte ich ihm. »Er kann Ihnen nur erklären, welche Probleme und Werte da im Spiel sind. Aber letztlich müssen Sie selbst entscheiden, was richtig ist. Entscheidungsfragen wie die, die Sie da beschreiben, können schwierig sein.«

»Dann, bei allem Respekt, Sir«, sagte der Agent, »klingt es nicht gerade so, als ob die Philosophie irgendwem irgendwas nützen würde.«

»Ich kann Ihnen keine Absolution erteilen. Wenn Sie das wollen, müssen Sie zu einem Priester gehen. Aber ich kann Ihnen sagen, wenn ich derjenige wäre, der die Möglichkeit hätte, Hitler mit dem Messer oder mit bloßen Händen zu töten, Teufel noch mal, ich würde es tun.«

Ich hatte es fast geschafft, mich selbst zu überzeugen. Aber nicht sie. Und weil ich merkte, dass sie immer noch skeptisch waren, wechselte ich das Thema und fragte sie nach ihren Namen. Der, der mich gefragt hatte, was Philosophie sei, übernahm die Vorstellung. Blond, blauäugig und mit einer kleinen Narbe auf der Wange, sah er aus wie ein deutscher Ex-Korpsstudent.

»Der Mann mit der Pfeife ist Jim Qualter. Ich heiße John Pawlikowski. Und der Lange da ist Wally Rauff.«

Der letzte Name ließ mich aufhorchen. Walter Rauff war der Name des Gestapochefs in Mailand. Aber der Agent sah so nicht aus, als würde er es mir danken, wenn ich es ihm sagte.

Noch am selben Abend wurde ich in die Kapitänskabine eingeladen, zum Rommé mit Hopkins, General Arnold und dem Präsidenten. Vor der Kabine saß Agent Rauff auf einem Stuhl und las Kurt Kruegers Buch über seine Jahre als Hitlers Arzt. Bei meinem Erscheinen blickte er auf, streckte wortlos die Hand aus und öffnete die Tür.

Der Kapitän der *Iowa,* John L. McCrea, war FDRs ehemaliger Marineadjutant und ein guter Freund von ihm. Er hatte dem Präsidenten seine eigene Kabine überlassen. Für den Mann im Rollstuhl waren einige Umbauten vorgenommen worden. So gab es jetzt einen Aufzug, damit FDR problemlos von Deck zu Deck gelangen konnte. Über die Kabelstränge und andere Hindernisse an Deck waren Rampen gelegt. Man hatte das Bad neu eingerichtet und den Spiegel tiefer gehängt, damit sich der Präsident im Rollstuhl rasieren konnte.

Roosevelts Kammerdiener, Arthur Prettyman, hatte eine ganze Reihe Dinge mitgebracht, die McCreas geräumige, aber spartanische Kabine in einen Ort verwandeln sollten, wo sich der Präsident wie zu Hause fühlte. Dazu gehörten FDRs Lieblingsruhesessel und etwas Geschirr und Tafelsilber aus dem Weißen Haus. Später erzählte mir Hopkins, Prettyman habe auch die Hochsee-Angelausrüstung des Präsidenten mitgebracht und mehrere Walt-Disney-Filme, darunter *Schneewittchen und die sieben Zwerge* und *Pinocchio,* den der Präsident am liebsten sah.

Ein richtiger Spieltisch war aufgestellt worden, und der Präsident, in alten Hosen, einem dicken Anglerhemd und einer Jagdweste, in der Zigaretten und die von ihm bevorzugten langstieligen Streichhölzer steckten, war bereits mit dem Mischen beschäftigt.

»Kommen Sie rein, Professor, und nehmen Sie Platz«, sagte er.

»Arthur?« FDR drehte sich zu seinem schwarzen Diener. »Würden Sie Professor Mayer bitte einen Martini bringen?«

Prettyman nickte stumm und zog sich in den rückwärtigen Teil der Kabine zurück, um meinen Cocktail zuzubereiten. Ich hoffte nur, dass er ihn nicht nach dem Rezept des Präsidenten mixte.

»Haben Sie etwas Geld dabei, um es los zu werden?«, fragte der Präsident. »Wir spielen um zehn Cent pro Punkt. Und ich habe das Gefühl, dass heute mein Glückstag ist.«

Ich hielt es für besser, nicht zu erwähnen, dass ich in Harvard Karten zählen gelernt hatte. Ich hatte mal einen kleinen Aufsatz über die Wahrscheinlichkeitstheorie als Verallgemeinerung der aristotelischen Logik geschrieben. Ich fragte mich, wie das Protokoll für Kartenspiele mit dem Präsidenten lautete. Durfte man ihm Geld abknöpfen?

»Harry kennen Sie ja schon«, sagte FDR. »Das ist General Arnold.«

Ich nickte dem Chef der amerikanischen Luftstreitkräfte zu, einem ziemlich breiten, verschmitzt aussehenden Mann, der trotz seiner Körpermasse nicht viel gesünder wirkte als Hopkins: Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, und seine Gesichtsfarbe verhieß nichts Gutes.

»Wie ist Ihr Quartier?«, fragte Arnold höflich.

»Gut, Sir. Danke.«

»Hap hasst die See – stimmt's, Hap?«, sagte Hopkins, der jetzt am Spieltisch Platz nahm und sich ein Glas Saratoga-Springs-Wasser eingoss. »Hasst die See und hasst Schiffe. Ich gebe, wenn es recht ist, Mr. President.«

»Immer noch besser als schwimmen, schätze ich«, knurrte Arnold.

»Und wie finden Sie mein Schiff?«, fragte mich FDR.

»Sehr beeindruckend.« Ich nahm den Drink von Prettymans Silbertablett und nippte vorsichtig daran. Er war perfekt. »Tut

mir fast schon Leid, dass ich diese ganzen Geschütze nicht in Aktion sehen kann.«

»Ich wüsste nicht, warum Sie sie nicht in Aktion sehen könnten«, sagte Roosevelt. »Ja, wenn ich mir's überlege, eine Demonstration unserer Feuerkraft wäre vielleicht gut für die allgemeine Moral. Damit die Besatzung sieht, welcher Sorte Flotte dieser Idiot von Hitler den Krieg erklärt hat. Was halten Sie davon, Harry?«

»Sie sind der Marineexperte, Mr. President, nicht ich. Wenn ich noch einen Magen hätte, sähe ich wahrscheinlich genauso elend aus wie unser Hap.«

»Stimmt das, Hap? Ist Ihnen nicht gut?«

»Mir geht's bestens, Sir«, brummte Arnold.

Hopkins gab.

»Ich glaube, der Professor hat mich auf eine gute Idee gebracht«, sagte FDR, während er seine Karten aufnahm und sortierte. »Wir werden uns ansehen, wie sich die *Iowa* gegen einen Angriff aus der Luft zu wehren vermag. Soll ich anfangen?«

FDR nahm die aufgedeckte Karte und legte eine andere ab.

Im nächsten Moment erschütterte eine gewaltige Explosion das Schiff. Sekunden später flog die Tür auf. Agent Rauff stand mit gezogener Pistole im Türrahmen. »Alles in Ordnung, Mr. President?«, keuchte er.

»Alles bestens, Wally«, sagte Roosevelt gelassen.

Dann kam aus dem Lautsprecher in der Ecke der Kabine die Alarmdurchsage: »Alle Mann auf Gefechtsstation. Alle Mann auf Gefechtsstation. Dies ist keine Übung. Wiederhole. Dies ist keine Übung.«

»Was zum Teufel geht hier vor?«, fragte Arnold.

»Klingt, als würden wir angegriffen«, sagte Roosevelt, ohne auch nur von seinem Blatt aufzublicken. »Ein U-Boot vielleicht.«

»Dann würde ich sagen, wir bleiben am besten hier drinnen und stehen niemandem im Weg herum«, sagte Arnold. »Lassen McCrea seinen Job machen.« Ungerührt nahm er eine Karte vom Stapel und legte eine andere auf den Haufen.

Da ich mir sagte, dass ich mich von General Arnold wohl kaum beschämen lassen konnte, tat ich es ihm nach und stellte fest, dass ich bereits eine Herz-Viererfolge hatte.

»Gehen Sie mal nachsehen, was da los ist, Wally«, befahl FDR Agent Rauff. »Und stecken Sie um Himmels willen die verflixte Pistole weg. Das hier ist ein Schlachtschiff, nicht Dodge City.«

»Jawohl, Sir«, sagte Rauff, steckte die Waffe ins Holster und machte sich auf die Suche nach Kapitän McCrea. Der Präsident nahm die Pik-Fünf, die ich gerade abgelegt hatte, und legte ein Karo ab. »Danke, Professor«, murmelte er.

Arnold legte die Pik-Karte ab, die ich für einen Satz brauchte, was mich veranlasste, meine drei Restkarten zu zählen. Ich hätte vielleicht geklopft, nachdem ich Arnolds Karte genommen hatte, aber inzwischen ahnte ich, was der Präsident vorhatte, und so behielt ich mein Pik auf der Hand, legte ein Kreuz ab und beschloss zu warten, bis ich Rommé-Hand machen konnte. Ich war alles andere als gelassen. Irgendwo dort draußen hatte ein U-Boot vielleicht schon einen zweiten Torpedo abgefeuert, der jetzt unerbittlich auf die *Iowa* zuraste, aber Roosevelt war keinerlei Angst anzumerken. Was da an Anspannung in seinem Gesicht war, hatte allein mit der Karte zu tun, die er gerade genommen hatte. Ein Teil von mir wollte eilig eine Schwimmweste anlegen, aber stattdessen wartete ich, bis Arnold genommen und abgelegt hatte, und nahm mir dann eine Karte.

Unmittelbar darauf ging die Tür auf. Kapitän McCrea trat herein und stand stramm, obwohl seine Uniform aussah, als hätte sie das auch ganz ohne ihn gekonnt. Alles an McCrea – die Schuhe, das Lächeln, das Haar, die Augen und die Fingernägel – glänzte und blitzte und wirkte absolut fabrikneu.

»Was ist, John?«, fragte FDR. »Sind wir unter Beschuss?«

»Nein, Sir. Eine Wasserbombe ist vom Heck eines unserer Geleitzerstörer gefallen und in der rauen See detoniert.«

»Wie zum Teufel kann so etwas passieren?«

»Ist nicht so leicht, das genau festzustellen, Sir, solange wir aus Sicherheitsgründen Funkstille einhalten. Aber ich würde meinen, jemand hat sie nicht richtig gesichert.«

»Welches Schiff war das?«

»Die *Willie D. Porter* hat eben signalisiert, dass sie es war.«

»Himmelherrgott, John, ist das nicht das Schiff, das beim Zurücksetzen ein anderes Schiff gerammt hat, als die *Iowa* in Norfolk abgelegt hat?«

»Das ist richtig. Ich kann Ihnen sagen, Admiral King hat das gar nicht erfreut.«

»Das glaube ich«, sagte Arnold lachend.

»Ach, übrigens, John«, sagte Roosevelt. »Ich habe beschlossen, dass ich gern eine Demonstration der Feuerkraft dieses Schiffs sehen würde.«

»Vielleicht könnten Sie ja die *Willie D.* als Übungsziel nehmen«, sagte Arnold.

»Ernie King wäre vermutlich ganz Ihrer Meinung«, sagte Roosevelt. »Wie wär's morgen früh, John.«

»Ja, Sir«, sagte McCrea grinsend. »Ich werde Ihnen eine Vorführung bieten, die Sie nie vergessen werden.«

»Da wir also nicht angegriffen werden«, sagte Arnold, »könnten wir bitte weiterspielen?«

Doch sobald McCrea die Kabine verlassen hatte, klopfte ich und legte meine Karten auf den Tisch. »Rommé-Hand«, sagte ich.

»Ich weiß etwas Besseres«, sagte FDR. »Wir binden Willard an einen von diesen Wetterballons.«

Eine Stunde später, als ich über fünfzig Punkte vorn lag, kam Kapitän McCrea erneut herein, um den Präsidenten zu informieren, dass der Geleitzug stoppe, um einen Mann von der *Willie D.* zu suchen, der über Bord gegangen sei. Roosevelt blickte düster in das Schwarz jenseits des Bullauges und seufzte. »Armer Teufel. Der Mann von der *Willie D.*, meine ich. Scheußliche Nacht, um über Bord zu gehen.«

»Sehen Sie’s mal von der positiven Seite«, sagte Hopkins.

»Vielleicht ist es ja der Mann, der das mit der Wasserbombe verbockt hat. Erspart das Kriegsgericht.«

»Meine Herren«, sagte Roosevelt. »Ich glaube, wir sollten das Spiel lieber beenden. Irgendwie erscheint es mir nicht richtig, dass wir hier sitzen und Rommé spielen, während ein Mann dieses Geleitzugs vermisst wird und vermutlich ertrunken ist.«

Da das Spiel also beendet war, ging ich zurück in meine Kabine, wo ich Ted Schmidt auf seinem Bett fand. Er war allem Anschein nach besinnungslos, hielt aber die nunmehr leere Flasche Mount Vernon noch immer in der Hand. Ich entwand sie seinen molligen Fingern, deckte ihn zu und fragte mich, ob er immer so viel trank oder nur, wenn er es auf einem Schlachtschiff auf hoher See aushalten musste.

Am nächsten Morgen ließ ich Schmidt seinen Rausch ausschlafen und begab mich wieder auf »präsidiales Terrain«, um die Übungssalve von der Flaggenbrücke aus zu beobachten, die Roosevelt für die Dauer unserer Seereise zur Verfügung stand. Die Admiräle Leahy, King und McIntire, FDRs Arzt, waren bereits auf der Brücke. Bald kamen auch die Generäle Arnold, Marshall, Deane und George sowie ein paar Diplomaten

hinzu, die ich nicht kannte. Als Letzte erschienen die Secret-Service-Agenten Rowley, Rauff und Pawlikowski, Konteradmiral Wilson Brown, Harry Hopkins, Vize-Kriegsminister John McCloy, Arthur Prettyman und der Präsident selbst. Er trug ein Navy-Cape mit Samtkragen und Schultertressen und einen feschen, kleinen Hut mit hochgeschlagener Krempe. Er sah aus wie ein Buchmacher bei seinem ersten Opernbesuch.

»Guten Morgen, meine Herren«, sagte er munter. Er zündete sich eine Zigarette an und blickte über die Reling auf die Funkmessanlage für die Nebenartillerie und den Feuerleitstand hinab.

»Sieht aus, als hätten wir uns einen schönen Tag für unsere kleine Vorstellung ausgesucht.«

Wir befanden uns unmittelbar östlich der Bermudas, bei mäßigem Seegang und angenehmem Wetter. Ich fühlte mich nur ein winziges bisschen seekrank. Ich richtete mein Fernglas auf die Geleitzerstörer. Die *Iowa* machte momentan nur fünfundzwanzig Knoten, aber die wesentlich kleineren Zerstörer – die *Cogswell*, die *Young* und die *Willie D.* – hatten Mühe mitzuhalten. Ich hörte erst, wie Konteradmiral Brown dem Präsidenten mitteilte, dass die *Willie D.* auf einem Kessel Druck verloren habe.

»Das Schiff ist nicht gerade vom Glück verfolgt, was?«, bemerkte der Präsident.

Als ich ein lautes metallenes Geräusch hörte, blickte ich hinunter und sah, wie direkt unter mir eins der neunzehn 40-Millimeter-Geschütze der *Iowa* geladen wurde. Von mir aus etwas weiter rechts, vor dem ersten Schornstein, bezog ein Matrose bei einem der sechzig 20-Millimeter-Geschütze Posten. Die Wetterballons stiegen empor. Etwa eine Minute später, als sie hoch genug gestiegen waren, begannen die Flak-Batterien zu feuern. Ich glaube, selbst wenn ich stocktaub gewesen wäre,

hätte ich mich über den unfassbaren Krach beklagt. So aber war ich ganz damit beschäftigt, mir die Ohren zuzuhalten, bis der letzte Ballon getroffen oder außer Reichweite gedriftet war. Da bemerkte ich plötzlich an Steuerbord etwas Außergewöhnliches. Ich wandte mich Admiral King zu, einem langen, schlanken Mann, der wie eine gesündere Ausgabe von Harry Hopkins wirkte.

»Die *Willie D.* scheint ein Signal zu geben, Sir«, sagte ich, als der Geschützdonner sich schließlich gelegt hatte.

King richtete das Fernglas auf das blinkende Licht und versuchte stirnrunzelnd die Morsezeichen zu entziffern.

»Was sagen sie, Ernie?«, fragte der Präsident.

Ich hatte die Botschaft bereits entschlüsselt. Die Schulung am Catoctin Mountain war wohl doch besser gewesen, als ich gedacht hatte. »Sie sagen, wir sollen auf volle Fahrt zurück gehen.«

»Das kann nicht stimmen.«

»Sir, das signalisieren sie aber«, insistierte ich.

»Ergibt doch keinen Sinn«, brummte King. »Was für ein Spielchen hat sich dieser Idiot jetzt ausgedacht?«

Ein, zwei Sekunden später wurde es uns erschreckend klar. Auf der Unterseite der Flaggenbrücke, direkt unter unseren Füßen, blökte plötzlich eine riesige Lautsprecheranlage los: »*Torpedo von Steuerbord. Dies ist keine Übung. Dies ist keine Übung. Torpedo von Steuerbord.*«

»Gott im Himmel!«, brüllte King.

Roosevelt wandte sich an seinen schwarzen Diener, der hinter ihm stand. »Fahren Sie mich nach Steuerbord, Arthur«, sagte er mit dem Gestus eines Mannes, der um einen Spiegel bittet, um sich in einem neuen Anzug zu betrachten. »Das will ich mit eigenen Augen sehen.«

Unterdes zog Agent Rowley die Pistole und beugte sich über die Reling der Flaggenbrücke, als wollte er den Torpedo erschießen. Ich hätte wahrscheinlich gelacht, wäre die Gefahr, dass wir mittschiffs getroffen und versenkt wurden, nicht so verdammt real gewesen. Plötzlich war mir das Schicksal des armen Teufels von der *Porter,* der gestern Abend über Bord gegangen war, nur allzu präsent. Wie lange konnte man in den Wogen des Atlantiks überleben? Eine halbe Stunde? Zehn Minuten? Wahrscheinlich nicht einmal die, wenn man im Rollstuhl saß.

Die *Iowa* nahm Fahrt auf und drehte nach Backbord ab. Eine unendlich lange Minute später türmte eine gewaltige Explosion einen Wasserberg direkt hinter dem Schlachtschiff auf. Das Schiff hob und senkte sich unter unseren Füßen, als hätte sich Archimedes in seine Badewanne gesetzt und wäre dann wieder aufgestanden, weil das Telefon klingelte. Spritzwasser schlug mir ins Gesicht.

»Haben Sie das gesehen?«, rief der Präsident aus. »Haben Sie das gesehen? Er ist direkt an uns vorbeigegangen. Bestimmt nicht mehr als dreihundert Meter steuerbords. Mein Gott, war das aufregend. Ich möchte wissen, ob das *ein* U-Boot ist oder ob es mehrere sind.«

Das war eine Kaltblütigkeit, als bäte Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen um Feuer.

»Wenn es mehrere sind, sind wir geliefert«, sagte King grimmig und stürmte zur Tür, nur um auf dem Brückendeck beinah mit Kapitän McCrea zusammenzuprallen.

»Sie werden's nicht glauben, Admiral«, sagte McCrea. »Es war die *Willie D.,* die auf uns gefeuert hat.«

Noch während McCrea das sagte, schwenkten die mächtigen 40-cm-Geschütze der Iowa drohend in Richtung *Willie D.*

»Commander Walter hat die Funkstille gebrochen, um uns vor dem ›Fisch‹ zu warnen«, fuhr McCrea fort. »Ich habe Befehl

gegeben, sie ins Ziel zu nehmen, nur für den Fall, dass das irgendein Attentatsversuch ist.«

»Herrgott«, knurrte King. Er nahm die Mütze ab und rieb sich verzweifelt den kahlen Schädel. Unterdes mussten sich die Generäle Arnold und Marshall sehr bemühen, angesichts der peinlichen Lage, in die sich die Seestreitkräfte manövriert hatten, nicht zu grienen. »Dieser verfluchte Idiot.«

»Wie lauten Ihre Befehle, Sir?«

»Ich werde Ihnen sagen, wie meine gottverdammten Befehle lauten«, sagte King. »Befehlen Sie dem Kommandanten der *Porter*, mit seinem verfluchten Schiff aus der Eskorte zu verschwinden und schleunigst Bermuda anzusteuern. Dort hat er sein Schiff und seine ganze verdammte Besatzung unter strengsten Arrest zu stellen, bis zu einer eingehenden Untersuchung der heutigen Geschehnisse und einer möglichen Kriegsgerichtsverhandlung. Und Sie können Lieutenant Commander Walter von mir persönlich ausrichten, dass ich ihn für den unfähigsten Scheiß-Schiffskommandanten halte, der mir in vierzig Navy-Jahren begegnet ist.«

King wandte sich dem Präsidenten zu und setzte sich dabei die Mütze wieder auf. »Mr. President. Im Namen der Navy möchte ich mich bei Ihnen für das Geschehene entschuldigen, Sir. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich diesem Vorfall auf den Grund gehen werde.«

»Ich würde sagen, wir wären beinah *alle* auf den Grund gegangen«, sagte Marshall. »Auf den Grund des Ozeans nämlich.«

Als ich in meine Kabine zurückkehrte, saß Schmidt völlig verkatert auf der Bettkante. Er trug seine Schwimmweste und umklammerte eine neue Flasche Roggenwhiskey. »What Shall We Do with the Drunken Sailor«, fragte ich mich müde. Ihn das Tauende des Bootsmannsmaats kosten lassen, ihm den Bauch mit einem rostigen Rasiermesser rasieren oder ihn gar mit der

Kapitänstochter ins Bett stecken, waren die Antworten, die mir mit dem Lied durch den Kopf gingen.

»Was ist los?«, hickste Schmidt. »Ich habe es krachen hören. Werden wir beschossen?«

»Nur von den eigenen Leuten«, tröstete ich ihn und erklärte ihm dann, was passiert war.

»Gott sei Dank.« Schmidt fiel auf sein Bett zurück. »Wäre typisch mein Pech, auch noch von den eigenen Leuten getötet zu werden. Zu allem anderen.«

Ich nahm Schmidt die Flasche ab und goss mir einen Drink ein. Nach der Kälte oben auf der Brücke brauchte ich etwas Wärme von innen. »Möchten Sie drüber reden?«

Schmidt schüttelte selbstmitleidig den Kopf.

»Hören Sie, Ted, das muss aufhören. Sich einen hinter die Binde zu kippen, ist eine Sache. Sich besinnungslos zu saufen eine ganz andere. Die Russen mögen es Ihnen ja vielleicht verzeihen, wenn Sie bei der Konferenz der Großen Drei wie eine Schwarzdestille riechen, aber ich glaube nicht, dass der Präsident es tun wird. Was Sie jetzt brauchen, ist eine Rasur und eine Dusche, um sich die Fahne aus dem Gesicht zu schrubben. Ich schwör's Ihnen, jedes Mal, wenn Sie ausatmen, bin ich halb auf dem Mount Vernon. Und danach sehen wir zu, dass Sie eine Tasse schönen, starken Kaffee und ein bisschen frische Luft kriegen. Kommen Sie. Ich halte Ihnen auch den Waschbeutel.«

»Vielleicht haben Sie ja Recht.«

»Mit Sicherheit habe ich Recht. Wenn wir an Land wären, hielte ich es für meine Pflicht, Ihnen eine aufs Maul zu geben und Sie in Ihrem Zimmer einzusperren. Aber da wir auf See sind, werden wir einfach sagen, Sie sind seekrank. Das ist auf See etwas absolut Ehrbares. Außerdem gibt es hier Männer, nüchterne Männer, die Zerstörer befehligen und noch viel unfähiger sind als Sie, Ted.«

Als Schmidt sich gesäubert und umgezogen hatte, gingen wir nach vorn. In der Messe befand sich nur ein einziger Mann, ein schlanker, athletischer Typ mit einer Yale-Fliege, der einen Pullover mit V-Ausschnitt und einer Halbbrille trug. Seine graue Flanellhose hatte messerscharfe Bügelfalten. Sein Haar war kurz geschoren und silbergrau, und in der Hand hielt er ein Buch, so dick wie ein Autoreifen. Ich konnte den Titel erkennen: Er lautete *Der ewige Quell.* Der Typ hatte etwas Reserviertes und schien von unserem Erscheinen etwa so begeistert wie ein Chinese, der in der Verbotenen Stadt einen Hundehaufen findet. Schmidt machte uns miteinander bekannt.

»Das ist John Weitz«, sagte er.

Ich nickte und lächelte höflich. Ich konnte diesen Mann spontan nicht ausstehen. Weitz nickte ebenfalls und stieß eine kleine Rauchwolke aus, so als wollte er signalisieren, dass er uns ebenfalls nicht besonders freundlich gesinnt war.

»John ist der zweite Russlandspezialist vom Außenministerium«, setzte Schmidt hinzu.

Diese Bemerkung provozierte eine gewisse Ungehaltenheit auf Seiten John Weitz'. Nur ein erster Vorgeschmack, wie ich merken sollte.

»Können Sie sich so was vorstellen?«, sagte Weitz zu mir. »Hm? Können Sie sich so was vorstellen? Das wichtigste diplomatische Ereignis des Jahrhunderts, und nur zwei Männer vom Außenministerium sind dabei.«

Ich wusste ja bereits, was Harry Hopkins vom Außenministerium hielt. John Weitz schien mir jedoch kaum der richtige Mann zu sein, um das Ministerium in Hopkins' Augen zu rehabilitieren.

»Mir scheint«, sagte Schmidt, »der Präsident hat zwar einen Hund, will aber partout selbst mit dem Schwanz wedeln.«

Weitz nickte wütend. Die demonstrative Einigkeit der beiden Russlandspezialisten erstreckte sich jedoch offenbar nicht auf

die Frage, wie die Russen als Verbündete der Vereinigten Staaten zu behandeln seien, denn es dauerte nicht lange, bis eine hitzige Diskussion im Gang war. Ich hielt mich heraus. Nicht, weil ich etwas gegen politische Diskussionen hatte, sondern weil mir in dieser konkreten Diskussion etwas Persönliches mitzuschwingen schien. Etwas, das sich nicht ausschließlich damit erklären ließ, dass John Weitz nun einmal ein Kotzbrocken war.

»Ich kann mich nicht damit abfinden, dass der Präsident Stalin die Hand schütteln will«, gestand Weitz.

»Warum zum Teufel sollte der Präsident Stalin nicht die Hand schütteln?«, fragte Schmidt. »Die Russen sind unsere Verbündeten, Herrgott nochmal. Das tut man nun mal, wenn man ein Bündnis geschlossen hat. Man besiegelt es mit einem Handschlag.«

»Und es stört Sie gar nicht, dass Stalin das Todesurteil für zehntausend polnische Offiziere unterschrieben hat? Feiner Verbündeter.« Weitz zündete sich die Pfeife wieder an, doch ehe der immer noch verkaterte Schmidt antworten konnte, fuhr er fort: »Feiner Verbündeter, der einen Separatfrieden mit den Deutschen zu schließen versucht. Das ist doch der einzige Grund, weshalb es bisher noch keinen Gipfel der Großen Drei gegeben hat.«

»Unsinn.« Schmidt rieb sich grimmig die Augen.

»Ach ja? Die russische Botschafterin in Stockholm, Madame de Kollontay, schläft doch praktisch mit Ribbentrops Gesandtem Peter Kleist, schon seit Anfang des Jahres.«

Schmidt sah Weitz verächtlich an. »Quatsch.«

»Ich glaube, Sie verstehen die russische Mentalität überhaupt nicht«, fuhr Weitz fort. »Vergessen wir doch nicht, dass die Iwans schon zweimal einen Separatfrieden mit Deutschland geschlossen haben. Einmal 1918 und einmal 1939.«

»Das mag ja sein«, sagte Schmidt, »aber jetzt ist doch alles anders. Die Russen haben allen Grund, uns zu trauen.«

»Hey, ich sage ja nicht, dass sie *uns* nicht trauen können«, sagte Weitz lachend. »Die Frage ist doch: Können wir *ihnen* trauen?«

»Wir haben Stalin 1942 eine zweite Front versprochen und dann noch einmal 1943. Und nun schauen Sie doch, wie weit wir damit gekommen sind. Vor dem nächsten August wird es keine zweite Front geben. Wie viele Soldaten der Roten Armee werden bis dahin noch sterben? Man kann es Stalin doch nicht verübeln, wenn er den Eindruck hat, dass er diesen Krieg allein führt.«

»Ein Grund mehr für ihn, einen Separatfrieden anzustreben«, insistierte Weitz. »Ist doch schwer vorstellbar, dass irgendein Land solche Verluste hinnehmen muss und immer noch weiterkämpfen will.«

»Ich würde Ihnen ja Recht geben, wenn die Entschlossenheit der Roten Armee nachgelassen hätte. Hat sie aber nicht.«

Während die beiden noch stritten, war mir bereits ein viel besserer Grund eingefallen, warum Stalin geneigt sein könnte, Friedensverhandlungen zu führen: Was er am meisten fürchtete, waren nicht die Deutschen, sondern die Russen selbst. Er musste schreckliche Angst haben, dass seine Armee wegen der entsetzlichen Bedingungen und der hohen Opferzahlen meutern würde wie schon 1917. Stalin wusste, er saß auf einem Pulverfass. Jedoch welche Wahl blieb ihm?

Aber John Weitz konnte die Sowjetunion nur als potenziellen Aggressor sehen. »Sie werden schon sehen«, sagte er. »Stalin kommt zu dieser Konferenz mit einer Einkaufsliste, auf der all die Länder stehen, von denen er denkt, dass er sie besetzen kann, ohne dass ein Schuss fällt. Und Polen steht ganz oben auf dieser Liste. Wenn er der Meinung wäre, Hitler könnte sich auf diese Forderungen einlassen, glauben Sie mir, dann würde er

einen Deal mit ihm machen, noch während er FDR die Hand schüttelt. Wenn Sie mich fragen, sollten wir sie alle beide ausbluten lassen. Sollen die Nazis und die Kommunisten sich doch gegenseitig umbringen, und dann gehen wir hin und sammeln die Reste ein.«

Die Diskussion war inzwischen ausgesprochen grimmig geworden. Und ausgesprochen persönlich.

»Verdammt, es ist doch kein Wunder, dass die Russen uns nicht trauen, wenn da falsche Fuffziger wie Sie rumlaufen«, brüllte Schmidt.

»Lieber ein falscher Fuffziger als der Apologet eines Mörderschweins, wie es dieser Stalin ist. Wer weiß? Vielleicht sind Sie ja noch mehr als das, Ted. Sie wären nicht der erste ›Mitreisende‹ im Außenministerium.«

Schmidt erhob sich abrupt, die Fäuste geballt, das weiche, glatt rasierte Gesicht vor Wut zitternd. Ich dachte, er würde Weitz schlagen und ich und die beiden Messeordonnanzen müssten eingreifen.

»Haben Sie gehört, was er gesagt hat?«, beschwerte sich Schmidt bei mir.

»Sieht aus, als hätte ich einen Nerv getroffen«, sagte Weitz grinsend.

»Vielleicht sollten Sie den Mund halten«, schlug ich vor.

»Und vielleicht sollten Sie besser aufpassen, mit wem sie sich einlassen«, entgegnete Weitz.

»Sie haben’s gerade nötig, Sie Schwuchtel«, sagte Schmidt.

Angesichts der momentanen Situation im Außenministerium – erst Sumner Welles, dann Thornton Cole – war das eine Beleidigung, die John Weitz schlecht auf sich sitzen lassen konnte, und ehe ich oder die Messeordonnanzen ihn daran hindern konnten, hatte er Ted Schmidt auf die Nase geboxt – so fest, dass sie blutete. Er hätte weiter auf Schmidt eingeschlagen,

wären ich und einer der Messebediensteten nicht dazwischengegangen.

»Ich bringe ihn um«, brüllte Weitz.

»Das möchte ich sehen, Sie Schwuchtel«, griente Schmidt und wischte sich mit einem Taschentuch das Blut ab.

Der Tumult hatte Agent Rauff und Agent Pawlikowski herbeigerufen. Sie kamen in die Messe gestürmt, während Schmidt und Weitz sich noch gegenseitig beschimpften und bedrohten.

»Wenn Sie beide Diplomaten sein wollen«, sagte Pawlikowski, während er Weitz an die Wand stieß, nachdem dieser Schmidt erneut zu schlagen versucht hatte, »dann Gnade uns Gott.«

Rauff sah erst zu Schmidt und dann zu mir. »Ich glaube, Sie schaffen ihn besser hier raus«, sagte er. »Bevor der Präsident oder jemand vom Generalstab reinkommt.«

»Guter Rat«, sagte ich. Ich packte Schmidt fest am Arm und bugsierte ihn sachte zur Tür der Kapitänsmesse. »Kommen Sie, Ted«, sagte ich. »Er hat Recht. Wir wollen doch nicht, dass der Präsident das sieht. Kommen Sie, wir gehen wieder in unsere Kabine.«

»Er hat mich Schwuchtel genannt«, war das Letzte, was ich von Weitz hörte, als ich die Tür hinter uns zuzog.

Als wir in der Kabine waren, setzte sich Schmidt auf sein Bett und griff nach seiner Flasche.

»Meinen Sie nicht, Sie haben schon genug von dem Zeug getrunken?«, fauchte ich. »Was zum Teufel ist überhaupt mit Ihnen los? Und warum haben Sie Weitz ›Schwuchtel‹ genannt?«

Schmidt schüttelte lachend den Kopf. »Ich wollte ihm einfach eins auswischen. Diesem Faschistenschwein irgendwas anhängen. Im Außenministerium geht die Angst um, dass es so eine Art organisierte Schwulenhatz geben könnte. Möge der

Himmel verhüten, dass sie jemals einen Homo finden, der außerdem noch Kommunist ist. Den würden sie wahrscheinlich am Washington-Monument aufknüpfen.«

Ich musste zugeben, dass da etwas dran war.

Schmidt schwieg eine ganze Weile. Dann sagte er: »Sind Sie verheiratet, Willard?«

Das traf bei mir einen Nerv, weil ich sofort daran denken musste, dass mich der Präsident und wohl auch die Metro Police dasselbe gefragt hatten.

»Warum, wollen Sie mich auch ›Schwuchtel‹ nennen? Ist es das?«

Schmidt guckte betroffen. »Lieber Himmel, nein.« Er schüttelte den Kopf. »Hab nur gefragt.«

»Nein, ich bin verflixt noch mal nicht verheiratet.« Ich schüttelte bitter den Kopf. »Ich hatte ein Mädchen. Ein richtig nettes Mädchen. Ein Mädchen, das ich hätte heiraten sollen. Und jetzt – na ja, jetzt ist sie weg. Ich weiß nicht genau, wie und warum, aber ich hab's vermasselt.« Ich zuckte die Achseln. »Sie fehlt mir sehr. Mehr als ich es für möglich gehalten hätte.«

»Verstehe«, sagte Schmidt. »Dann sitzen wir im selben Boot.«

»Nicht mehr lange, wenn Sie so weitermachen wie eben. Dann wird man Sie auf der nächstbesten einsamen Insel aussetzen.«

Schmidt lächelte, das mollige Gesicht eine Mischung aus Mitleid und Ironie. Auf das Mitleid pfiff ich, aber die Ironie hatte etwas, was mich interessierte.

»Sie verstehen mich nicht«, sagte er, während er die Brille abnahm und sie grimmig zu putzen begann. »Am Tag, bevor ich auf dieses Schiff gekommen bin, hat mir Debbie, meine Frau, eröffnet, dass sie mich verlassen will.« Er schluckte und schenkte mir wieder ein zuckendes Lächeln. Es landete genau auf dem dicken Sack Selbstmitleid, den ich mit mir herumschleppte, seit ich auf der *Iowa* war.

»Tut mir Leid.« Ich setzte mich hin und goss uns etwas zu trinken ein. Wenn ich nicht gleich den Schiffsgeistlichen holen wollte, schien das das Angemessenste. »Hat sie gesagt, warum?«

»Sie hat schon eine ganze Weile ein Verhältnis. Ich glaube, wenn ich ehrlich bin, wusste ich, dass da irgendwas im Busch war. Sie war immer irgendwo. Ich wollte nicht fragen, verstehen Sie? Aus Angst, dass sich meine schlimmsten Befürchtungen bestätigen könnten. Aber das haben sie ja jetzt getan.«

Er nahm den Drink und starrte ihn an, als wüsste er, dass die Antwort nicht im Glas lag. Also zündete ich eine Zigarette an und steckte sie Schmidt zwischen die Lippen.

»Kennen Sie den anderen Mann?«

»Ich kannte ihn.« Er lächelte verlegen. »Ist ein bisschen komplizierter, als Sie vermutlich denken. Aber irgendjemandem muss ich's wohl erzählen. Können Sie das für sich behalten, Willard?«

»Klar. Mein Wort darauf.«

Schmidt kippte seinen Drink hinunter und zog dann selbstmörderisch tief an seiner Zigarette.

»Der andere Mann ist tot.« Mit einem bitteren Lächeln setzte er hinzu: »Sie verlässt mich wegen eines toten Mannes, Willard. Können Sie das überbieten?«

Ich schüttelte den Kopf. Das konnte ich wahrhaftig nicht. Ich wusste noch nicht mal, wie der Mann hieß, den ich mit Diana auf ihrem Wohnzimmerteppich gesehen hatte.

Schmidt lachte schnaubend und wischte sich dann die Tränen aus den Augen. »Nicht irgendein toter Mann, wohlgemerkt. Nein, sie musste sich den berühmt-berüchtigtsten toten Mann von ganz Washington aussuchen.«

Stirnrunzelnd versuchte ich dahinter zu kommen, wen Schmidt meinen konnte. Mir fiel nur ein einziger berühmt-berüchtigter

Toter ein, den Schmidt gekannt haben konnte. »Guter Gott, Ted, Sie meinen doch nicht Thornton Cole?«

Schmidt nickte. »Doch, ich meine Thornton Cole.«

»Aber war der nicht …?«

»Das behauptet die Metro Police. Ich habe ein paar Nachforschungen angestellt. Die Polizei geht davon aus, dass Cole im Franklin Park war, um Sex mit einem Stricher zu haben, der ihn dann ausgeraubt und ermordet hat. Aber ich kann Ihnen sagen, Thornton Cole war mit Sicherheit nicht homosexuell.«

»Wissen Sie das ganz sicher?«

»Debbie kriegt ein Kind von ihm, *das* weiß ich sicher. Wir hatten schon lange keinen Sex mehr. Cole *ist* der Vater. Steht alles in dem Brief, den sie mir geschrieben hat, einen Tag bevor ich auf diesen verdammten Kahn musste.«

»Sie sagen, Sie haben es niemandem erzählt.«

Schmidt schüttelte den Kopf. »Das weiß sonst keiner. Nur Sie.«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten es jemandem sagen? Der Polizei?«

»Oh, klar. Damit ganz Washington weiß, dass ein anderer meine Frau gevögelt hat. Ja, prima Idee, Willard. Wie gesagt, ich hab's selbst gerade erst erfahren. Und wem soll ich's denn sagen? Dem Kapitän?«

»Da haben Sie Recht. Nie ist ein Polizist da, wenn man einen braucht.« Ich zuckte die Achseln. »Wie wär's mit dem Secret Service?«

»Und dann? Wir halten Funkstille, schon vergessen?«

»Sie werden es jemandem sagen müssen. Ein Mann ist ermordet worden, Ted. Wenn die Metro Police wüsste, dass Cole ein Verhältnis mit Ihrer Frau hatte, könnten sie diesen Mord wohl kaum als eine Sache unter Homos behandeln. Da muss doch mehr dahinterstecken.«

Schmidt lachte. »Klar. Vielleicht glauben sie dann, dass es eine Sache unter Eheleuten war. Dass *ich* ihn ermordet habe. Haben Sie daran schon gedacht? Ich sage ihnen, was ich weiß, und, schwupp, bin ich verdächtig. Ich bin mir sowieso nicht sicher, ob Debbie nicht denkt, ich hätte etwas damit zu tun. Weil ich ihn nämlich tatsächlich umgebracht hätte, wenn ich die Chance dazu gehabt hätte, vom Mumm mal ganz abgesehen. Ich seh's schon vor mir. Ich sage es diesen Jungs, und sobald ich von Bord gehe, werde ich verhaftet.« Er schüttelte den Kopf. »Secret Service, FBI. Ich traue all diesen Kerlen nicht. Dass ich's Ihnen erzählt habe, liegt nur daran, dass wir uns aus Harvard kennen. Irgendwie.« Schmidt setzte das Glas an die Lippen, ehe er merkte, dass er es ja schon ausgetrunken hatte. »Ich bin kein Trinker, Willard. Normalerweise trinke ich nicht. Aber was soll man in so einer Situation sonst machen?«

»Fragen Sie mich nicht. Ich weiß es doch auch nicht.« Ich goss uns nach. Was soll's, dachte ich, wir sind schließlich Brüder im Leid.

»Außerdem gibt es noch einen Grund, warum ich nicht will, dass der Secret Service und das FBI in meinem Leben rumschnüffeln. Das, was John Weitz gesagt hat.«

»Oh, den habe ich ganz vergessen.«

»Ich habe immer mit der kommunistischen Bewegung sympathisiert, Will. Seit Harvard. Das macht mich wohl schon zu so einer Art ›Mitreisendem‹, wie er gesagt hat.«

»Sympathisieren und dazugehören sind zwei verschiedene Dinge«, erklärte ich entschieden. Er mochte mich an privatem Leiden übertroffen haben, aber in Sachen politische Radikalität würde ich mich nicht ausstechen lassen. »Sie waren doch nie in der Kommunistischen Partei, oder?«

»Nein, natürlich nicht. Dazu hatte ich nie den Mumm.«

»Dann haben Sie nichts zu befürchten. Seit Pearl sind wir doch alle ›Mitreisende‹. Ist doch die einzig anständige Position, die

man beziehen kann. Darum geht es doch schließlich bei diesem Gipfel der Großen Drei. Das muss John Weitz sich dringend klar machen. Ich glaube nicht, dass das, was er da vorhin in der Messe von sich gegeben hat, FDR gefallen würde. Und ich weiß zufällig ganz genau, dass sich Ihre Haltung zur Sowjetunion mit der des Präsidenten weitgehend deckt.«

»Danke, Willard.«

»Wissen Sie, manche von den Secret-Service-Leuten des Präsidenten sind gar nicht so übel.«

»Meinen Sie wirklich, ich soll denen sagen, was ich weiß?«

»Ja. Und ich will Ihnen erklären, warum. Thornton Cole war doch in der Deutschlandabteilung, stimmt's?«

Schmidt nickte. »Ich habe ihn nicht so gut gekannt, aber nach allem, was ich gehört habe, war er ziemlich gut in seinem Job.«

»Haben Sie schon mal dran gedacht, dass diese ganze Geschichte auch einen Sicherheitsaspekt haben könnte? Vielleicht hat er ja etwas herausgefunden, was mit seiner Deutschland-Arbeit zu tun hatte. Könnte doch sein, dass er deshalb sterben musste.«

»Sie meinen, ein deutscher Agent oder so was?«

»Warum nicht? Vor einem Jahr hat das FBI in New York acht deutsche Spione erwischt. Der Agentenring von Long Island? Aber es muss noch mehr von der Sorte geben. Das ist es doch nicht zuletzt, was Hoover den Job erhält.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Ich sage es wirklich ungern, aber in diesem Fall könnte auch Debbie in Gefahr sein. Vielleicht weiß sie ja etwas. Etwas über Thornton Cole. Etwas, was sie das Leben kosten könnte.« Ich zuckte die Achseln. »Mal unterstellt, Sie wünschen ihr nicht wirklich den Tod.«

»Ich liebe sie immer noch, Will.«

»Ja. Ich weiß, wie sich das anfühlt.«

»Und was meinen Sie, mit welchem Agenten ich reden sollte? Sie haben doch mit welchen gesprochen, oder?«

Ich dachte an mein gestriges Gespräch über das Thema »Was ist Philosophie?«.

»Ich weiß nicht. Agent Rauff scheint ziemlich intelligent«, sagte ich, als mir ein Name wieder einfiel. Und dann: »Pawlikowski ist auch gar nicht so übel.«

»Für einen Polacken«, sagte Schmidt.

»Haben Sie was gegen Polacken?«, fragte ich.

»Ich bin ebenso sehr Deutscher wie Sie«, erwiderte Schmidt.

»Und wir haben doch so ziemlich gegen jeden was.«

MONTAG, 15. NOVEMBER 1943

ATLANTIK

ALS ICH AM NÄCHSTEN MORGEN aufwachte, war Ted Schmidt zu meinem Erstaunen schon auf und davon.

Nach dem Duschen und Rasieren ging ich in die Kapitänsmesse, in der Erwartung, ihn bereits bei einer Portion Eiern und Schinken zu finden. Als ich ihn dort nicht antraf, war ich einen Moment lang beunruhigt, sagte mir dann aber, dass dies ein großes Schiff war und Schmidt wahrscheinlich irgendwo an Deck seinen Kopf auslüftete. Aus der Beunruhigung wurde Sorge, als ich nach einem ausgedehnten Frühstück und einem Deckspaziergang mit Harry Hopkins in die Kabine zurückkam und Schmidt immer noch nicht da war. Ich unternahm eine Ein-Mann-Suchexpedition vom Ruderhaus bis zum Erste-Hilfe-Raum und über das gesamte Hauptdeck. Dann machte ich mich auf die Suche nach Kapitän McCrea, um ihn zu informieren, dass Ted Schmidt verschwunden war.

McCrea, ein altgedienter Navy-Offizier aus Michigan, der schon im Ersten Weltkrieg einiges mitgemacht hatte, war zudem auch Jurist und als solcher im Besitz eines kühlen Verstandes.

»Ich sollte vielleicht dazu sagen, dass er gestern ziemlich viel getrunken hat. Es kann also sein, dass er einfach nur in irgendeinem stillen Winkel des Schiffs, von dem ich nichts weiß, seinen Rausch ausschläft.«

Der Kapitän hörte mich an wie ein Strafverteidiger, der einer besonders unglaubwürdigen Geschichte seines Mandanten lauscht, und befahl dann seinem Ersten Offizier, die sofortige Durchsuchung des Schiffs in die Wege zu leiten.

»Kann ich helfen?«, erbot ich mich.

McCrea tat sein Bestes, seine nunmehr höchst offensichtliche Abneigung gegen mich zu verbergen, und schüttelte den Kopf.

»Am besten ist es wohl, Sie warten in Ihrer Kabine, für den Fall, dass er dorthin zurückkehrt. Was er sicher tun wird. Dies ist ein großes Schiff. Da verlaufe ich mich selbst manchmal.«

Ich ging in meine Kabine, legte mich auf mein Bett und versuchte, nicht an das zu denken, was sich mir aufdrängte: dass Schmidt vielleicht Selbstmord begangen haben könnte. Auf einem Schiff, wo die Kanoniere Derringers im Stiefel trugen, um nicht wie Ratten in ihren Geschütztürmen zu ersaufen, mochten Liebe und Eifersucht ja als ziemlich altmodische und unmännliche Gründe für den Freitod erscheinen, aber ihre desaströse Wirkung auf den armen Ted Schmidt ließ sich nun mal nicht leugnen. Und während ich für mich selbst Selbstmord als Lösung verworfen hatte, kannte ich ihn doch nicht gut genug, um einschätzen zu können, ob er der Typ dafür war oder nicht. Vorausgesetzt, es gab überhaupt einen Typ dafür.

Unruhig stand ich auf und durchsuchte Schmidts Gepäck auf irgendeinen Hinweis, vielleicht einen Abschiedsbrief. Da war tatsächlich ein Brief. Aber er war nicht von Ted. In einem braunen, ledergebundenen Adressbuch fand ich den Brief von Teds Frau Debbie, in dem sie ihm ihr Verhältnis mit Thornton Cole beichtete und ihm mitteilte, sie werde ihn verlassen. Ich steckte den Brief ein, in der Absicht, ihn Kapitän McCrea zu geben, falls Schmidt nicht irgendwo an Bord gefunden wurde.

Gegen Mittag, als die Suche schon fast zwei Stunden im Gang war, klopfte es an der Kabinentür. Ein Matrose trat ein und salutierte. Er sah aus, als wäre er höchstens zwölf Jahre alt.

»Grüße vom Kapitän, Sir. Ob Sie bitte in seine Kabine kommen könnten.«

»Sofort«, sagte ich, schnappte mir meinen Mantel und folgte dem jungen Matrosen nach vorn. »Keine Spur von Mr. Schmidt, nehme ich an?«

Aber der Junge erwiderte nur achselzuckend, das wisse er nicht.

Beim Kapitän traf ich den Oberbootsmann sowie die Agenten Qualter, Rowley, Rauff und Pawlikowski. Ihre düsteren Mienen sagten das Schlimmste. McCrea räusperte sich und richtete sich auf.

»Wir haben das Schiff vom Bug bis zum Heck abgesucht, aber von Schmidt keine Spur. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er über Bord gegangen ist.«

»Und? Stoppen wir? Ich meine, wenn er über Bord gegangen ist, sollten wir doch nach ihm suchen, so wie wir nach dem Mann von der *Willie D.* gesucht haben.«

Der Kapitän und der Überbootsmann wechselten einen müden Blick.

»Wann haben Sie Mr. Schmidt zuletzt gesehen?«, fragte McCrea.

»Gestern Abend, so um zehn. Ich bin gleich nach dem Abendessen schlafen gegangen. Ich war völlig erledigt von der ganzen Seeluft. Und auch ein bisschen betrunken vermutlich. Schmidt war wohl auch ein bisschen betrunken. So um elf meinte ich zu hören, wie er die Kabine verließ. Ich nahm an, er wollte aufs Klo. Ich habe ihn nicht zurückkommen hören.«

McCrea nickte. »Das würde passen. Der Oberbootsmann hier hat etwa um 23.20 Uhr mit Mr. Schmidt gesprochen.«

»Er hat schon nach Alkohol gerochen«, sagte der Oberbootsmann. »Aber betrunken kam er mir nicht vor. Er wollte wissen, wie er zum Logis der Secret-Service-Leute kommt.«

»Nur dass er da nie angekommen ist«, sagte Rauff.

»Ihnen ist bekannt, dass auf diesem Schiff Alkohol verboten ist?«, sagte McCrea.

»Ja. Ich nehme an, dem Präsidenten ist das auch bekannt. Und mit dem habe ich vorgestern Abend auch das eine oder andere Glas getrunken.«

McCrea nickte geduldig. »Gut. Nehmen wir einfach mal hypothetisch an, er wäre so um Mitternacht über Bord gegangen. Das war vor zwölf Stunden. Seither haben wir fast dreihundert Seemeilen zurückgelegt. Selbst wenn wir umkehren würden, um ihn zu suchen, wäre das aussichtslos. Er könnte nie und nimmer vierundzwanzig Stunden im Atlantik überleben. Ich fürchte, der Mann ist tot.«

Ich seufzte. »Armer Ted. Sein Bruder war auf der *Yorktown*, wissen Sie? Er ist auch ertrunken.« Noch während ich das sagte, fiel mir ein, dass Schmidt gesagt hatte, wegen der Sache mit seinem Bruder habe er schreckliche Angst vor dem Ertrinken. Das machte es höchst unwahrscheinlich, dass Schmidt sich freiwillig ins Wasser gestürzt hatte. Wenn er Selbstmord hätte begehen wollen, wäre ihm sicher eine andere Methode eingefallen. Er hätte beispielsweise meine Pistole nehmen können. Schließlich hatte er ja gesehen, wo ich sie aufbewahrte. »Aber ich glaube nicht, dass er gesprungen ist. Er hatte ungeheure Angst vor dem Ertrinken.«

»Haben Sie eine Ahnung, worüber Schmidt mit dem Secret Service reden wollte?«, fragte McCrea.

Ich war mir plötzlich ganz sicher, dass Schmidt nicht über Bord gesprungen war. Und wenn er nicht auf dem Schiff war, gab es nur zwei andere Möglichkeiten. Dass er im Suff über Bord gefallen war. Oder dass ihn jemand gestoßen hatte, und in diesem Fall war es vermutlich das Beste, so wenig wie möglich zu sagen. Und auf keinen Fall würde ich die Sache mit Schmidts Frau und Thornton Cole erwähnen.

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Der Oberbootsmann sagt, es gab gestern in der Messe eine Auseinandersetzung. Zwischen Mr. Schmidt und Mr. Weitz vom

Außenministerium. Eine der Messeordonnanzen sagt, es sei zu Handgreiflichkeiten gekommen. Und Sie seien auch dabei gewesen.«

»Ja. Sie haben diskutiert, über unser Verhältnis zur Sowjetunion. Es wurde ein Streit daraus, wie es bei solchen Dingen manchmal passiert. Mr. Schmidt setzte sich für unsere russischen Verbündeten ein, und Mr. Weitz war gegenteiliger Meinung. Aber es ist doch nicht ungewöhnlich, dass Beamte des Außenministeriums zu diesem Thema verschiedener Ansicht sind. Zumal jetzt, wo der Präsident kurz davor ist, bei der Konferenz der Großen Drei Marschall Stalin die Hand zu schütteln.«

»Das wundert mich aber doch«, sagte McCrea. »Diese Männer waren Diplomaten. Es ist doch ungewöhnlich, dass zwei Diplomaten sich wegen so etwas gleich prügeln.«

»Unter normalen Umständen würde ich Ihnen da beistimmen, Käpt'n. Aber es ist vielleicht ein bisschen anders, wenn man auf einem Kriegsschiff mitten auf dem Atlantik schwimmt. Wir alle sind hier wie die Ölsardinen mit Leuten zusammengepfercht, deren Ansichten wir uns nicht entziehen können. Leuten, wie ich hinzufügen möchte, die keiner militärischen Disziplin unterliegen.«

McCrea nickte. »Das stimmt.«

»Mal eine ganz direkte Frage, Professor«, sagte Agent Rauff.

»Wenn nun Schmidt Mr. Weitz noch mal getroffen hätte. Letzte Nacht zum Beispiel. Halten Sie es für möglich, dass es wieder zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre?«

Offensichtlich hatte sich Rauff bereits John Weitz als Schuldigen ausgeguckt.

»Ja, das könnte sein. Aber ich halte John Weitz gewiss nicht für den Typ, der einen Mann wegen einer Meinungsverschiedenheit über Bord wirft, falls Sie darauf hinauswollen.«

Auf dem Rückweg in meine Kabine fand ich mich von zwei Agenten eskortiert.

»Ihr Argument, dass jemand, der Angst vor dem Ertrinken hat, sich wohl nicht freiwillig über Bord stürzen wird, leuchtet mir ein«, erklärte Rauff. »Also hat da vielleicht jemand anders nachgeholfen.«

»Der Gedanke ist mir auch schon gekommen«, gab ich zu.

»In dem Fall könnte es sein, dass der Präsident ebenfalls gefährdet ist. Deshalb müssen wir, fürchte ich, die persönlichen Sachen des Toten durchsehen, für den Fall, dass es da einen Abschiedsbrief oder Ähnliches gibt.«

»Bedienen Sie sich.« Ich öffnete die Tür und zeigte auf Schmidts Bett. »Das war sein Bett. Und das sind seine Sachen. Aber ich habe schon nach einem Abschiedsbrief geschaut. Da ist keiner.«

Da in der Kabine kaum noch Platz war, wartete ich während der Durchsuchungsaktion in der Tür, was mir Gelegenheit gab, die beiden Agenten etwas genauer zu beobachten.

»Sie müssen es hier drin ja ganz gemütlich gehabt haben«, bemerkte Rauff. Er hatte dunkle Haare und tiefliegende, träge Augen, ein wölfisches Grinsen und ein Gesicht, das aussah, als hätte er als Kind eine besonders schwere Form von Windpocken gehabt.

»Wir arbeiten mit drei weiteren Männern zusammen«, erklärte Pawlikowski. »Weiter vorn, oben auf dem zweiten Deck, direkt unter einem dieser Vierzig-Zentimeter-Geschütze. Da ist ein Munitionsaufzug, der den Turm mit Granaten versorgt. Und den hören wir fast ununterbrochen, weil sie ständig irgendwelche Übungen durchführen. Sogar nachts. Unglaublich, dieser Krach. Aber hier kann man sich ja selbst denken hören.« Er sah von der offenen Tasche vor ihm auf und wandte sich mir zu. »Sie haben sicher viel miteinander geredet.«

»Wenn wir nicht gelesen oder geschlafen haben.«

Pawlikowski wuchtete eine weitere Tasche auf mein Bett und begann sie zu durchsuchen. Er sah aus, als hätte er früher geboxt: Seine Kinnlade war ebenso quadratisch-kantig wie der Siegelring an seinem Finger. Ein Zwei-Dollar-Reiseschach schaute aus einer seiner Jackentaschen hervor. Er versuchte vergeblich, ein Gähnen zu unterdrücken, während er seiner Arbeit nachging.

»Sind Sie der Chef des Präsidentenschutzes?«, fragte ich Rauff.

»Nur hier an Bord. Sonst ist der Chef Mike Reilly. Aber der ist jetzt gerade in Nordafrika und wartet auf unsere Ankunft am Samstag.«

»Und wie ist es so, den Präsidenten zu bewachen?«, fragte ich Pawlikowski.

Pawlikowski zuckte die Achseln. »Ich bin da noch neu. Hab vor dem Boss jemand anderen bewacht. John McCloy vom Kriegsministerium.« Er deutete mit dem Kinn auf Rauff. »Fragen Sie ihn.«

»Ist anders als alles, was ich sonst kenne«, sagte Rauff. »Und ich mache diesen Job schon seit vor dem Krieg. Damals, 1935, haben wir FDR noch mit neun Mann bewacht. Heute sind wir über siebzig. Wissen Sie, der Boss ist besonders verwundbar, wegen des Rollstuhls und so. Er kann nicht ausweichen wie ein normaler Mensch. Einmal, in Pennsylvania, hat jemand ein Gummimesser auf ihn geworfen. Wir wussten in dem Moment natürlich nicht, dass es aus Gummi war. Jedenfalls, es hat den Boss genau an der Brust getroffen. Wenn es ein echtes Messer gewesen wäre, wäre er wahrscheinlich tot gewesen. Und keiner von uns hatte es kommen sehen. Nur der Boss. Aber er konnte nichts machen.«

»In diesem Job braucht man Augen am Hinterkopf«, sagte Pawlikowski. »So viel steht fest. Selbst auf einem Kriegsschiff

der Vereinigten Staaten. Ist doch nicht zu fassen, oder? Diese Idioten auf *der Willie D.?*«

»Ja, was war denn da eigentlich los?«, sagte ich. »Ich habe immer noch keine Erklärung dafür gehört.«

Pawlikowski lachte schnaubend. »Dieser verdammte Trottel von Kapitän hatte wohl beschlossen, die kleine Feuerwerksshow des Präsidenten zu nutzen und die *Iowa* als Ziel für ein Übungsmanöver zu nehmen. Der Torpedoabschuss hatte eigentlich nur simuliert werden sollen, aber jemand hat es geschafft, wirklich einen abzufeuern. King ist stinkwütend. Es ist anscheinend das erste Mal in der Geschichte der Navy, dass ein ganzes Schiff samt Besatzung unter Arrest gestellt werden musste.«
Pawlikowski entnahm Schmidts Tasche zwei Flaschen Mount Vernon und sagte kopfschüttelnd: »Der Bursche war ja gut gerüstet, was?«

»Vielleicht wollte er ja deshalb letzte Nacht zu mir«, sagte Rauff lachend. »Um mich auf einen Drink einzuladen.«

Pawlikowski machte sich daran, die Sachen des Toten, einschließlich der beiden Flaschen, wieder in die Tasche zu packen.

»Hier drin ist nichts Aufschlussreiches«, sagte er. Ich trat zurück, um ihn durch die Tür zu lassen, und bemerkte, dass er das Schach-Set in der Hand hielt. Als er meinen Blick sah, sagte er: »Spielen Sie?«

»Nicht wirklich«, log ich.

»Gut. Dann habe ich wenigstens den Hauch einer Chance, Sie zu schlagen.«

»In Ordnung. Aber später, okay?«

»Klar. Wann Sie wollen.«

»John Weitz«, sagte Rauff. »Wie gut kennen Sie ihn?«

»Ich kenne ihn gar nicht«, sagte ich.

»Aber Sie haben ihn doch ziemlich schnell in Schutz genommen, oder? Ich meine, wir haben doch beide gehört, wie Mr. Weitz gedroht hat, Schmidt umzubringen.«

»Das ist ihm nur im Eifer des Gefechts so herausgerutscht, meinen Sie nicht?«

»Mag sein. Aber ich wüsste trotzdem gern, warum Sie ihm sofort beigesprungen sind. Ist das so ein Elite-Universitäten-Ding?«

»Wahrscheinlich habe ich wirklich ein bisschen zu automatisch reagiert.« Ich zuckte die Achseln. »Kann schon sein, dass das ein Elite-Universitäten-Ding ist, wie Sie sagen. Tut mir Leid.«

»Er hat wahrscheinlich nichts damit zu tun«, sagte Pawlikowski.

»Aber fragen müssen wir nun mal. Wenn jemand Mr. Schmidt ermordet hat, könnte dieser Jemand noch mal zuschlagen, verstehen Sie?«

»Andererseits«, sagte Agent Rauff, »kann es natürlich einfach nur ein Unfall gewesen sein. Vielleicht ist Mr. Schmidt ja aufs Hauptdeck hinaufgegangen und von einer hohen Welle erfasst worden. Wird manchmal ganz schön rau dort oben.« Er zuckte die Achseln. »Betrunken. Droben auf dem Bug bei schwerer See. Nachts. Wer weiß, was da passiert ist?«

Ich nickte, um sie endlich loszuwerden. Ich war in Gedanken immer noch bei Ted Schmidt. Ich blieb den Rest des Tages in meiner Kabine und dachte über ihn nach. Niemand klopfte an meine Tür. Niemand kam, um mir zu sagen, dass man ihn in irgendeinem vergessenen Winkel des Schiffs gefunden hatte.

MITTWOCH, 17. NOVEMBER 1943

ATLANTIK

UNTERHALB VON TURM EINS und seiner 40-cm-Drillingsbatterie stand ich auf dem Hauptdeck und sah zu, wie der Bug der *Iowa* durch die gischtige See glitt. Ich drehte mich kurz mit dem Rücken in den auffrischenden Wind, steckte mir eine Zigarette zwischen die salzverkrusteten Lippen und zündete sie im Schutz des hochgeschlagenen Mantelkragens mit meinem Feuerzeug an.

Ohne mich zu beachten, gingen überall auf dem träge stampfenden Schiff Seeleute ihrer Arbeit nach, schrubbten die sonnengebleichten Planken, richteten Flakgeschütze, stauten Leinen, transportierten Material oder saßen einfach nur auf den Pelikanhakenstoppern, die die Ankerkette sicherten, und genossen ihre Zigarette und ihre Coca-Cola von der Erfrischungstheke in der Mannschaftsmesse. Ein, zwei Meilen entfernt zeichneten sich die Silhouetten der Geleitzerstörer ab, und hoch über mir, auf dem Kommandoturm, drehte sich die Radarantenne monoton im Kreis.

Irgendwo schrillte eine Klingel. Mehrere kleinere Geschütztürme schwenkten nach Steuerbord, tödliche Erektionen, so stahlhart wie die Kaugummi kauenden, Witze reißenden, sexuell ausgehungerten Seeleute, die sie bemannten. Das erinnerte mich daran, dass es an diesem Ort kein einziges weibliches Wesen gab. Und vor allem nicht ein bestimmtes weibliches Wesen. Einen Moment lang fragte ich mich, was Diana wohl gerade tat, doch dann fiel mir wieder ein, was ich durch ihr Wohnzimmerfenster gesehen hatte.

Da ich allmählich die Kälte in den Knochen spürte, ging ich nach vorn zum Kommandostand und stieß dort auf John Weitz,

der den Gang vor meiner Kabine entlangkam. Wieder trug er die Yale-Fliege, diesmal unter einer Marinejacke, die ihm eine Nummer zu groß zu sein schien. Er hielt ein in Packpapier gewickeltes Paket unterm Arm. Er lächelte nervös, und einen Moment dachte ich, er würde einfach wortlos an mir vorbeigehen. Doch dann blieb er stehen, trat unbehaglich von einem Bein aufs andere und versuchte, ein entschuldigendes Gesicht zu machen. Leider wirkte es nur verschlagen.

»Meine Wäsche«, sagte er und hielt linkisch das Paket hoch. »Irgendwie habe ich mich auf dem Rückweg in meine Kabine verlaufen.«

Ich nickte. »Allerdings«, sagte ich. »Die Wäscherei liegt am hinteren Ende des Schiffs. Ich glaube, Leute, die sich mit so was auskennen, sprechen vom Heck.«

»Hören Sie«, sagte Weitz. »Tut mir schrecklich Leid, was mit Ted passiert ist. Ich fühle mich scheußlich deswegen. Vor allem nach dem, was ich gesagt habe.«

»Sie meinen, dass Sie ihn umbringen wollten?«

Weitz schloss kurz die Augen und nickte dann. »Das war natürlich nicht so gemeint.«

»Natürlich nicht. Wir alle sagen manchmal Sachen, die wir nicht so meinen. Gemeine Sachen, dumme Sachen, unbedachte Sachen. Sachen zu sagen, die man nicht so meint, gehört ja zu den Dingen, die Gespräche interessant machen. Wenn dann so etwas passiert, ist das nur eine Mahnung, vorsichtiger zu sein, wenn man das nächste Mal seine große Klappe aufreißt. Das ist alles.«

Ungeachtet dessen, was ich dem Secret Service gesagt hatte, stand John Weitz auf meiner Liste der möglichen Mörder ziemlich weit oben. Wenn jemand Ted vom Schiff gestoßen hatte, dann war John Weitz als Verdächtiger nicht die schlechteste Wahl. Die ewige Fliege sprach in meinen Augen auch nicht gerade für ihn.

Weitz verzog den Mund zu einer Art Zähnefletschen. »Ja, da haben Sie wohl Recht.« Er unternahm noch einen Versuch, ein wenig Absolution zu erlangen. »Trotzdem fühle ich mich schrecklich. War nicht nötig, so was zu sagen. Das mit dem ›Mitreisenden‹.«

»Ja, das war unnötig«, sagte ich. »Grässlicher Ausdruck. Und in der gegenwärtigen Situation könnten Sie wohl ebenso gut den Präsidenten einen ›Mitreisenden‹ nennen.«

Weitz verzog wieder das Gesicht. »Mir scheint das gar nicht so weit hergeholt«, sagte er. »Ich bin Republikaner. Ich habe Roosevelt nicht gewählt.«

»Sie waren das also.«

Er ließ sich nicht in ein erneutes Streitgespräch verwickeln.

»Das Schlimmste ist, dass Kapitän McCrea mich gebeten hat, Schmidts Frau zu schreiben.« Er seufzte. »Weil ich hier auf dem Schiff sonst der Einzige vom Außenministerium bin.«

»Verstehe. Kannten Sie ihn gut?«

»Das ist es ja. Nein, ich kannte ihn nicht gut. Wir waren Kollegen, aber nicht enger befreundet.«

Auf der *Iowa* gab es kein Kino. In meiner Kabine gab es kein Radio. Und das Buch, das ich gerade las, gefiel mir nicht. Also beschloss ich, ihm ein bisschen Leine zu geben und noch ein Weilchen mit ihm zu spielen.

»Das wundert mich nicht. Seit der Sumner-Welles-Sache im Sommer empfiehlt es sich nicht, mit irgendjemandem im Außenministerium zu eng befreundet zu sein. Schon gar nicht auf einem so engen Schiff.«

»Was soll das heißen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie haben doch gesagt, Sie und Ted waren nicht intimer befreundet.«

»Er war Russland-Analyst. Und ich bin Sprachenexperte. Außer Russisch spreche ich noch Belorussisch und Georgisch.«

»Das erklärt alles.«

»Ach ja?«

»Nein. Im Gegenteil, es verblüfft mich. Wie kommt es, dass Sie diese Sprachen sprechen, obwohl Sie die Russen nicht leiden können?«

»Meine Mutter ist eine weißrussische Emigrantin«, erklärte er. »Sie verließ noch vor der Revolution St. Petersburg und ging nach Berlin, wo sie meinen Vater kennen lernte, einen Deutsch-Amerikaner.«

»Dann haben wir ja etwas gemeinsam. Ich bin auch Deutsch-Amerikaner.« Ich lächelte. »Vielleicht können wir irgendwo Lederhosen auftreiben und gelegentlich ein paar Bierchen miteinander trinken.«

Weitz lächelte. Er dachte wohl, ich scherzte.

»Einer von diesen verflixten Secret-Service-Leuten hat mich praktisch beschuldigt, ein deutscher Spion zu sein. Dieser Polacke.«

»Sie meinen bestimmt Pawlikowski.«

»Genau. Pawlikowski. Arschloch.«

»Das also heißt Pawlikowski. Hatte mich schon gefragt.« Ich schüttelte den Kopf. »Die sind alle ein bisschen nervös seit der Sache mit der *Willie D.*«

»Ach, das. Das ist doch Schnee von gestern. Ich habe gerade mit dem Mann in der Wäscherei geredet.« Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter, aber in die falsche Richtung. Ich lehnte mich an die Wand und schaute dorthin, als läge die Wäscherei tatsächlich dort, wo er hinzeigte. Was machte er hier, so weit von seiner Kabine, die weiter vorn lag, und ebenso weit von der Wäscherei, die achtern lag?

»Wie es scheint, operiert hier irgendwo ein deutsches U-Boot. Zwei von unseren Geleitzerstörern haben einen Funkspruch aufgefangen. Heute früh um 2.00 Uhr.«

»Das ist eigenartig.«

»Eigenartig? Es ist verdammt beunruhigend, das ist es. Auf der Brücke drehen sie deshalb anscheinend schon durch.«

»Nein, ich meinte eigenartig im Warum-hat-der-Hund-nicht-gebellt-Sinn.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Macht nichts. Hören Sie, ich werde Teds Frau schreiben, wenn Sie möchten.«

»Wirklich? Da wäre ich Ihnen sehr dankbar. Es ist schwer, so was der Frau von jemandem zu schreiben, den man nie richtig leiden konnte.«

»Sind Sie verheiratet?«

Seine Augen flackerten. »Nein.«

»Ich auch nicht. Wissen Sie, Ted war kein übler Bursche.«

»Nein, war er wohl nicht.«

Ich trat in meine Kabine und machte die Tür hinter mir zu. Ich blieb ganz still stehen, jedenfalls so still, wie es der Seegang zuließ. Wenn ich erst mal wieder festen Boden unter den Füßen hatte, würde ich auf die Knie fallen und ihn küssen, als ob er Ithaka und mein zweiter Vorname Odysseus wäre. Ich zog den Mantel nicht aus. Ich war viel zu beschäftigt damit herauszufinden, ob jemand hier gewesen war. Die Tür war nicht abgeschlossen. Santini, der Matrose, der mir morgens meine Tasse Kaffee brachte, konnte natürlich gekommen sein, um ein bisschen Staub zu wischen. Oder war etwa Weitz hier hineingeschlüpft und hatte meine Kabine durchsucht, während ich an Deck gewesen war? Er hätte nichts Wichtiges finden können. Donovans Koffer war nach wie vor abgeschlossen. Und Debbie Schmidts Brief, in dem sie ihrem Mann von ihrem Verhältnis mit Thornton Cole erzählte, steckte sicher in meiner Tasche. Ich legte diese Frage also zu den Akten. Was mich im

Moment zu interessieren begann, war das, was Weitz über das deutsche U-Boot gesagt hatte.

Ich verließ die Kabine wieder, ging auf die Suche nach Kapitän McCrea und fand ihn auf der Brücke, hinter Geschützturm zwei, mit seinem Telefonisten und seinem Wachoffizier. »Ich wollte fragen, ob ich Sie mal sprechen kann, Käpt'n. Unter vier Augen.«

»Im Moment ist es ein bisschen ungünstig«, sagte er. Er würdigte mich kaum eines Blicks.

»Es könnte wichtig sein«, insistierte ich.

McCrea seufzte so gouvernantenhaft gequält, als hätte ich ihm gerade erzählt, dass ich mich auf meine Hausschuhe übergeben hätte, und führte mich durch den Kommandoraum in den dahinter liegenden Gang. »Also, Professor. Was gibt's?«

»Verzeihung, Käpt'n, aber es geht um dieses U-Boot.«

Er seufzte wieder. Er sah aus, als wollte er mich ohne Abendessen ins Bett schicken, wenn ich nicht aufpasste.

»Was ist damit?«

»Soweit ich es verstanden habe, haben unsere beiden Geleitzerstörer einen deutschen Funkspruch aus unmittelbarer Nähe aufgefangen, heute Morgen um etwa 2.00 Uhr.«

McCrea zuckte sichtlich zusammen. »Das ist richtig.«

»Ich will ja nicht impertinent sein«, sagte ich und genoss meine Impertinenz, »aber ich dachte, die *Iowa* sei mit modernster Sonar- und Radartechnik ausgestattet.«

»Ist sie«, sagte er und inspizierte dabei seine Fingernägel. Wahrscheinlich musste ein junger Matrose erst diese Nägel und dann die Messingteile des Schiffs jeden Morgen aufpolieren.

»Dann wundert es mich, dass die *Iowa* diesen Funkspruch nicht auch aufgefangen hat.«

McCrea sah sich um und bugsierte mich dann in die Toilette. Als er die Tür hinter sich zumachte, spielte ich zunächst mit

dem Gedanken, ihm zu erklären, er täusche sich, ich sei keiner von diesen Homos aus dem Außenministerium, von denen ihm FDR und Harry Hopkins erzählt hatten. Aber dann hielt ich den Mund und wartete lieber ab.

»Ich will offen zu Ihnen sein, Professor«, sagte er. »Wie es scheint, hat der Funker, der zu diesem Zeitpunkt Dienst hatte, seinen Posten unerlaubt verlassen. Der Mann ist diszipliniert worden, und ich erachte die Angelegenheit für abgeschlossen. Angesichts der Sache mit der *Willie D.* bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es für eine vertrauensvolle Stimmung an Bord am besten ist, wenn der Vorfall weder dem Präsidenten noch dem Vereinigten Generalstab gegenüber erwähnt wird.«

»Da haben Sie sicher Recht, Käpt'n«, sagte ich grinsend. »Und Sie haben mein Wort, dass ich niemandem etwas davon sagen werde. Schon gar nicht Admiral King. Dennoch würde ich zu meiner eigenen Beruhigung gern ein paar Fragen klären, die sich mir in Zusammenhang mit dem Vorfall stellen.«

»Und die wären?«

»Ich möchte gern mit dem Funker sprechen, der seinen Posten verlassen hat.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Ich bin Spezialist für deutsche Spionage, Käpt'n. Es ist mein Job, zu kratzen, wo es mich juckt. Sie verstehen sicher, was ich meine. Wenn Sie also den betreffenden Mann in den Funkraum schicken könnten? Sie brauchen mich nicht hinzubringen, ich kenne den Weg.«

McCrea sah das Ass aus meinem Ärmel lugen. Und er konnte nichts machen. Das Letzte, was er wollte, war, dass Admiral King von diesem jüngsten Vorfall erfuhr. Er senkte die Stimme um mehrere Faden.

»Wie Sie meinen. Ich verlasse mich darauf, dass Sie mich über Ihre Erkenntnisse auf dem Laufenden halten.«

»Natürlich, Sir. Gern.«

McCrea nickte knapp und ging wieder auf die Brücke.

Ich ging zum Funkraum, klopfte an, trat ein und erklärte dem Funkoffizier, einem fünfundzwanzigjährigen Lieutenant namens Cubitt, was mich hergeführt hatte. Hoch aufgeschossen, mit hin- und herhuschenden Augen und hölzerner Miene, spitzer Nase, blasser Haut und den roten Lippen einer Frau sah er aus wie Pinocchios kaum schneidigerer Bruder.

Der Lieutenant wollte mich gerade hinausschicken, als das Telefon klingelte. Er nahm ab, und ich hörte, wie McCrea ihn anwies, mit »dem Arschloch« zu kooperieren und, sobald »der Kerl« wieder weg sei, zu ihm zu kommen und ihm zu berichten, was ich gewollt hätte.

Ich lächelte einen der beiden Funker an, die mit Cubitt Dienst taten. Die Männer saßen in drehbaren Schalensitzen vor jeweils einem der sechs Funkplätze, Kopfhörer auf und ein Mikrophon um den Hals. Es war genau wie in der Telefonzentrale eines Hotels. Ich sah ein Bücherregal, einen Safe, in dem vermutlich die Codeschlüssel aufbewahrt wurden, und einen großen Batterieschrank.

»Laut, was?«, sagte ich, als McCrea das Gespräch beendet hatte.

»Das Telefon, meine ich. Ich habe jedes Wort verstanden.« Ich untersuchte das Telefon genauer. Es war von Western Electric. »Wie viele von diesen Dingern gibt es auf einem Schiff dieser Größe?«

»Etwa zweitausend, Sir«, antwortete der Lieutenant und versuchte dabei, ein Stottern und einen damit einhergehenden Zwinkeranfall zu unterdrücken.

Ich pfiff leise durch die Zähne. »So viele Telefone. Und all diese Geräte.« Ich deutete auf das runde Dutzend Sender/Empfänger. »Was haben wir denn da alles? Schiff-Schiff-Funk, Schiff-Land-Funk, Funkpeilgeräte, Sender/-

Empfänger, alle auf verschiedenen Frequenzen, stimmt's?«

»Ja, Sir.«

»Gut, Lieutenant, reden wir über U-Boote. Deutsche U-Boote.«

»Sir, der Nordatlantik ist mit einem Netz von Funkpeilstationen versehen. Mit den Adcock-Antennen –«

»Ersparen Sie mir den Grundlagenvortrag. Ich spreche von deutschen U-Booten hier in unmittelbarer Nähe. Was passiert da? Was tun all diese Spielzeuge hier für unsere Sicherheit?«

»Die Funker hören bestimmte Frequenzen ab. Diese Frequenzen sind gruppenweise aufgelistet, in so genannten Serien. Die U-Boote wechseln die Frequenz im Allgemeinen nicht so oft. Wenn der Funker ein U-Boot-Signal auffängt, tritt er ein Pedal, das sein Mikrophon einschaltet. Dann brüllt er den anderen Schiffen des Konvois eine verschlüsselte Warnung rüber, damit sie ebenfalls auf die betreffende Frequenz gehen. So kriegt man die Peildaten. Das Prinzip besteht darin, das U-Boot zu orten und entsprechende Gegenmaßnahmen zu ergreifen.«

Ich nickte. Seine kurze und präzise Erklärung verdiente zumindest das. »Gegenmaßnahmen in Form von Wasserbomben und ähnlichen Feuerwerkskörpern. Verstehe. Und ist das alles letzte Nacht genau so abgelaufen?«

Lieutenant Cubitts Augen huschten wild hin und her.

»Äh … bis zu einem gewissen Punkt.«

»Erklären Sie das bitte.«

»Sir, unsere Geleitzerstörer haben Funksignale aufgefangen, per Tastfunk. Morsezeichen, Sie wissen schon. Sie haben angefangen zu peilen, aber bevor die Ortung möglich war, hat das Signal ausgesetzt. Also haben sie versucht, den Funkleitstrahl des U-Boots selbst zu kriegen, aber da war auch

nichts zu machen. Das passiert oft; der Funkleitstrahl löst sich ziemlich schnell auf.«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass, wäre dieser Funkraum besetzt gewesen, eine Dreieckspeilung möglich gewesen wäre und das U-Boot hätte geortet werden können?«

»Ja, Sir. Aber der Dienst habende Funker, Funkgefreiter Norton, hatte seinen Posten befehlswidrig verlassen.«

»Warum hat er das getan?«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»Dann frage ich anders. Wie lautete seine Erklärung?«

»Er behauptet, ich hätte ihn angerufen und unverzüglich in den Radarraum beordert.«

»Seltsam, finden Sie nicht, Lieutenant, dass er ausgerechnet in diesem Moment weggerufen wurde?«

»Also, genau gesagt war das kurz *bevor* das erste Tastersignal aufgefangen wurde.«

»Welche Peildaten wurden denn für das U-Boot erhoben, bevor das Signal aussetzte?«

Lieutenant Cubitt zeigte mir eine Karte. »Hier haben Sie die beiden Geleitzerstörer, hier die *Iowa* und da die Peilung, Sir«, sagte er.

»Diese Peilung deutet doch wohl darauf hin, dass das U-Boot in unmittelbarer Nähe der *Iowa* war.«

»Ja, Sir.«

»In dem Fall kann ich verstehen, dass der Kapitän das nicht an die große Glocke hängen wollte. Sieht ja so aus, als hätten wir gerade noch mal Glück gehabt.«

Cubitts Stottern setzte wieder ein. Und ebenso das Zwinkern und das Umherhuschen der Augen.

»Lassen Sie sich Zeit, Lieutenant«, sagte ich.

»Ein U-Boot täte nicht gut dran, drei Kriegsschiffe in enger Formation anzugreifen, Sir. Da riskiert es, zerstört zu werden. Die U-Boote sind auf leichtere Beute aus. Hauptsächlich Handelsschiffe. Die feuern nicht zurück.«

»Wäre doch wohl das Risiko wert.«

»Sir?«

»Die Gelegenheit, den Präsidenten zu töten und den Vereinigten Generalstab gleich mit. Vorausgesetzt, keiner unserer Geleitzerstörer kommt ihnen zuvor.«

Einer der Funker fand das ziemlich witzig.

Es klopfte an der Tür des Funkraums. Ein kleiner, schmaler, blasser Mann mit blondem Haar und verstörtem Blick trat ein und salutierte stramm. Er war nicht viel älter als zwanzig, aber auf seiner Stirn standen Sorgenfalten, die aussahen wie der Kühlergrill eines Chevrolet. Jemand hatte dem Jungen ordentlich zugesetzt.

»Das ist Funkgefreiter Norton, Sir«, sagte Cubitt. »Norton, das ist Major Mayer. Vom Geheimdienst. Er hat ein, zwei Fragen an Sie.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und bot Norton auch eine an. Er schüttelte den Kopf. »Nichtraucher«, sagte er.

»Letzte Nacht um 2.00 Uhr hatten Sie hier allein Dienst«, sagte ich. »Ist das üblich? Dass hier nur ein Mann Dienst tut?«

»Nein, Sir. Normalerweise wären wir während der Nachtwache zu zweit gewesen. Aber kurz bevor unser Dienst begann, wurde es Curtis schlecht. Lebensmittelvergiftung, wie's aussieht.«

»Erzählen Sie mir von dem Telefonanruf, den Sie laut Ihrer Aussage erhalten haben.«

»Der Mann am Telefon sagte, er sei Lieutenant Cubitt, Sir. Ehrlich. Das erfinde ich nicht. Vielleicht wollte mich ja einer von den Jungs veräppeln, ich weiß nicht, aber es klang genau

wie er. Mit dem Stottern und –« Norton verstummte und sah den Lieutenant an. »Entschuldigung, Sir.«

»Weiter«, sagte ich.

»Also, jedenfalls hat mir derjenige befohlen, sofort in den Radarraum zu kommen. Das habe ich getan.«

»Sie haben Ihren Posten verlassen«, sagte Cubitt. »Befehlswidrig. Ohne Sie hätten wir das U-Boot erledigen können. Aber so schwimmt es immer noch dort draußen.«

Norton zuckte gepeinigt zusammen und nickte dann.

»Funkgefreiter Norton«, sagte ich. »Ich möchte, dass Sie mich zum Radarraum bringen.«

»Wie – *jetzt,* Sir?«

»Ja, jetzt.«

Norton sah zu Cubitt hinüber, der achselzuckend nickte.

»Folgen Sie mir bitte, Sir«, sagte Norton und beeilte sich, meinen Wunsch zu erfüllen.

Wir brauchten fast sechs Minuten, um aufs Hauptdeck hinunterzukommen, achteraus bis hinter den zweiten Schornstein zu gehen und dann mehrere Treppen zum Gefechtskommandostand achtern hinaufzusteigen. Dort, unter dem Hauptartillerie-Leitstand, lag der Radarraum.

»Und jetzt, wenn's recht ist«, sagte ich, »bringen Sie mich bitte zurück zum Funkraum.«

Norton sah mich irritiert an.

»Es ist wichtig«, sagte ich.

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Als wir wieder am Funkraum angelangten, sah ich auf die Uhr. »War der Funkraum leer, als Sie hierher zurückkamen?«

»Ja, Sir. Sie glauben mir, oder?«

»Ja, ich glaube Ihnen.« Ich öffnete die Tür, ging hinein und setzte mich vor den Morsetaster, der nicht viel mehr war als ein

Stück schwarzes Bakelit, etwa von der Form und Größe eines kleinen Türknaufs, montiert auf einer Metallplatte, die am Funkplatz festgeschraubt war. »Welchen Sender benutzt der hier?«, fragte ich Cubitt.

Der Lieutenant zeigte auf das größte Gerät im Raum, einen schwarzen Kasten von etwa zwei Meter Höhe und achtzig Zentimeter Breite. An dem Gerät war ein Schildchen mit der Aufschrift BITTE NICHT BERÜHREN.

»Das da«, sagte Cubitt, »ist der TBL. Ein Niedrigfrequenz/Hochfrequenz-Sender. Er dient ausschließlich dem Schiff-Schiff-Funk.« Er runzelte die Stirn. »Das ist komisch.«

»Was?«

»Er ist an.«

»Ist das außergewöhnlich?«

»Ja. Wir halten doch Funkstille. Wenn wir im Notfall die Geleitzerstörer erreichen wollten, würden wir das per TBS machen. Das ist der Schiff-Schiff-Sprechfunk.« Er berührte den TBL. »Warm ist er auch. Er muss die ganze Nacht an gewesen sein.« Cubitt sah die übrigen drei Männer im Raum an. »Weiß jemand, warum der an ist?«

Die drei Funker, einschließlich des Funkgefreiten Norton, schüttelten die Köpfe.

Ich musterte den Westinghouse-TBL genauer. »Lieutenant, auf welchem Band ist er?«

Cubitt beugte sich über die Anzeige. Sein Haar duftete angenehm. Mal etwas anderes als immer nur Schweiß und Körpergeruch.

»Sechshundert Meter, Sir. Da sollte er auch drauf sein. Unsere gesamte Küstenverteidigung benutzt das Sechshundert-Meter-Band.«

»Wie schwierig wäre es, ihn auf ein anderes Frequenzband einzustellen?«, fragte ich in die Runde.

»Das ganze Zeug ist verflixt kompliziert einzustellen«, sagte der Funkgefreite Norton, der jetzt verstanden zu haben schien, dass ich auf seiner Seite war. »Darum hängt ja das Schild dran.«

»Schade«, sagte ich.

»Wieso?«, fragte Cubitt.

»Das macht meine Theorie etwas schwerer belegbar.«

»Und was ist das für eine Theorie, Sir?«

Ich grinste und sah mich nach einem Aschenbecher um. Norton schnappte sich rasch einen und hielt ihn mir hin. Es war eigentlich nur eine ziemlich plausible Spekulation. Wahrscheinlich hätte ich sie für mich behalten sollen, aber ich wollte dem armen Jungen helfen.

»Dass wir einen deutschen Spion an Bord haben.« Ich schüttelte das allgemeine Gelächter mit einem Achselzucken ab. Norton jedoch lachte nicht. »Verstehen Sie, die Geleitzerstörer haben gar kein Signal von einem U-Boot aufgefangen, sondern ein Signal von der *Iowa* selbst. Einen Funkspruch von derselben Person, die den Funkgefreiten Norton in den Radarraum gelockt hat. Es dauert etwa zwölf Minuten, dorthin und wieder zurück zu kommen.«

»Im Dunkeln noch länger, Sir«, steuerte Norton hilfsbereit bei.

»Nachts muss man auf diesen Treppen aufpassen, wo man hintritt. Vor allem bei so einem Seegang wie letzte Nacht.«

»Lassen wir es fünfzehn Minuten sein. Reichlich Zeit, um einen kurzen Funkspruch abzusetzen, würde ich sagen.«

»Aber an wen?«, fragte Cubitt. »An ein U-Boot?«

»Gibt nichts, was die Krauts dran hindert, auf dieses Sechshundert-Meter-Band zu gehen, Sir«, sagte einer der anderen Funker.

»Am Anfang, als wir in den Krieg eingetreten sind, haben die U-Boote das oft gemacht, bis wir dann draufgekommen sind,

dass sie’s tun, und unsere Signale verschlüsselt gesendet haben. Auf die Art haben sie damals einen Haufen Schiffe versenkt.«

»Wenn also ein deutscher Spion von hier aus ein Signal auf dem Sechshundert-Meter-Band gesendet hat«, sagte ich, »könnte dieses Signal irgendwo zwischen hier und den Vereinigten Staaten empfangen worden sein. Von einem deutschen U-Boot. Von unserer Küstenverteidigung. Vielleicht sogar von einem anderen deutschen Spion, der in Washington auf das Sechshundert-Meter-Band gegangen ist.«

»Ja, Sir«, sagte der Funker. »So in etwa sieht’s aus.«

Eine ganze Weile herrschte Schweigen, während sich die Männer der Logik meiner Argumentation stellten.

»Ein deutscher Spion also?«, seufzte Cubitt. »Der Kapitän wird begeistert sein.«

FREITAG, 19. NOVEMBER
SAMSTAG, 20. NOVEMBER 1943

ATLANTIK

ALS SICH MEINE THEORIE vom deutschen Spion an Bord der *Iowa* herumsprach, wurde die Atmosphäre um den Präsidenten – vor allem aber unter seinen Secret-Service-Leuten – zusehends nervöser.

Einmal allerdings schien die Alarmbereitschaft der Leibwächter über jedes vernünftige Maß hinauszugehen. Am Morgen des neunzehnten sichtete die *Iowa* unsere vierte Eskorte; sie bestand aus dem Leichten Kreuzer *Brooklyn* und fünf Zerstörern, zwei amerikanischen und drei britischen. Während Roosevelt die neue Eskorte von der Flaggenbrücke aus durchs Fernglas beobachtete, wurde sein Cape davongeweht. Ein junger Matrose pflückte es vom Luftsuchradar und stieg hinauf, um es dem Präsidenten zurückzubringen, was Pawlikowski und Rowley veranlasste, ihn niederzuwerfen und mit gezogener Waffe in Schach zu halten.

»Himmelherrgott«, brüllte Admiral King die beiden Agenten an, »seid ihr Kerle zu dumm, um zu sehen, dass der Junge dem Präsidenten nur das Cape wiederbringen wollte?«

Das war der Moment, als Kapitän McCrea über mich herfiel.

»Das ist alles Ihre Schuld«, zischte er. »Dafür sind nur Sie verantwortlich, mit ihrem Gefasel von deutschen Spionen.«

Welch reizende Einstellung. Ich ging in meine Kabine, goss mir ein Glas Scotch ein, stellte mich vor den Spiegel und prostete mir stumm zu. »Auf das gute Gefühl, Recht zu haben«, sagte ich mir.

Danach blieb ich in meiner Kabine, las meine mitgebrachten Bücher ein zweites Mal und trank einen Großteil von Ted Schmidts Mount-Vernon-Vorräten. Ich verfasste sogar einen Kondolenzbrief an seine Witwe, schrieb ihn dann in nüchternem Zustand noch einmal und warf alles raus, was sich darum drehte, dass seine letzten Worte ihr gegolten hätten. Aber das änderte auch nichts. Es war trotzdem höllisch deprimierend. Ich konnte nicht anders, als mir Debbie Schmidt vorzustellen, wie sie den Brief las und sich dann dafür geißelte, dass sie Ted so mies behandelt hatte. Ein Psychiater hätte mir wahrscheinlich erklärt, dass ich in Wirklichkeit wieder einen Brief an Diana geschrieben hatte.

Das Außenministerium hätte den Brief sicher an Mrs. Schmidt weitergeleitet. Aber ich dachte, ich könnte seine Reise beschleunigen, indem ich Mrs. Schmidts Adresse auf den Umschlag schrieb. Also suchte ich in Teds Reisetasche nach dem Adressbuch. Es war verschwunden! Einen naiven Moment lang erwog ich, den Diebstahl dem Kapitän zu melden, verwarf es dann aber. McCrea würde mich kaum mehr schätzen, wenn ich ihm erzählte, auf seinem kostbaren Schiff habe noch ein weiterer krimineller Akt stattgefunden.

Es war typisch für mein Pech, dass derjenige, der Ted Schmidts Adressbuch gestohlen hatte, Donovans Louis-Vuitton-Koffer mit dem ganzen *Bride*-Material hatte stehen lassen.

Aber wer hatte das Adressbuch geklaut? Was konnte man schon mitten auf dem Atlantik mit dem Adressbuch eines Außenministeriumsbeamten anfangen? Und jetzt, da wir in Kürze in Nordafrika landen würden, schien das Ding doch nur noch nutzloser zu sein.

Um 18.00 Uhr erreichte der Konvoi einen Punkt etwa zwanzig Meilen westlich von Kap Spartel, nicht weit von Tanger. Alle Schiffe machten gefechtsklar, denn wir waren jetzt in Reichweite feindlicher Luftangriffe. Unsere Seereise war fast vorbei.

Die *Iowa* und ihre Eskorte sollten nachts unter völliger Verdunkelung die Straße von Gibraltar passieren. So war es gedacht gewesen, aber starke spanische Suchscheinwerfer hatten es geschafft, unser Schiff zu erfassen, sodass es sich für eventuelle deutsche U-Boote als Ziel förmlich anbot. Ich hatte noch nie viel von Mittelmeerkreuzfahrten gehalten. Aber wir hatten Glück.

Das Schiff ging schließlich in Oran vor Anker. Mike Reilly, der Chef des Secret-Service-Präsidentenschutzes, kam an Bord, um die Ausschiffung des Präsidenten zu überwachen. Nachdem die gesamte Besatzung an Deck angetreten war, wurde FDR in ein motorisiertes Rettungsboot auf der Backbordseite des Schiffs gehievt und zu Wasser gelassen, worauf das Boot zur Fallreepstreppe herumfuhr. Harry Hopkins und der Secret Service stiegen zu dem strahlenden Präsiden ins Boot.

Ich hatte ja gedacht, dass ich den festen Boden küssen wollen würde, sobald ich ihn betrat. Doch stattdessen schlug ich beinah der Länge nach hin. Es fühlte sich merkwürdig an, wieder an Land zu sein. Meine Beine hatten sich so sehr daran gewöhnt, die Bewegungen des Decks zu kompensieren. Aber vielleicht wankte ich auch nur, weil ich einfach ein bisschen betrunken war.

Ich hatte kaum Zeit für das Panorama der zweitgrößten Stadt Algeriens und ihres geschäftigen Hafens, wo die Briten unrühmlicherweise große Teile der französischen Flotte zerstört hatten. Ein amerikanischer Army-Sergeant mit Ohren wie Wiener Schnitzeln und einer Nase, die Ähnlichkeit mit einem Fahrradsattel hatte, fragte mich nach meinem Namen. Dann gab er mir einen Zettel mit zwei Nummern und dirigierte John Weitz und mich zu dem Wagen, der uns als Teil des Präsidentenkonvois zum fünfzig Meilen entfernten Army-Flugplatz von La Senia bringen sollte.

Es war neun Uhr morgens und schon so heiß wie in einem Ofen. Ich zog die Jacke aus und fächelte mir mit meinem Hut

Luft zu. Die Luft am Kai war schwer von den öligen Abgasen der Polizeimotorräder, die im Stand aufdrehten, weil sie es nicht erwarten konnten, den Präsidentenkonvoi durch die Straßen der eintausend Jahre alten Stadt zu eskortieren. Oran war der Inbegriff eines alten Seehafens, mit einer Festung und einer Kirche. Die Stadt erinnerte mich an ein südfranzösisches Küstenstädtchen, ganz nach dem Geschmack der Franzosen. Deren einziges Problem war die Dreiviertelmillion algerischer Araber, die hier lebten. Alles wirkte zwar ganz friedlich, aber wir waren ja auch keine Franzosen.

John Weitz und ich fanden unseren Wagen. Der Fahrer, ein amerikanischer MP, salutierte und reichte uns ein paar amerikanische Zeitungen, einen Brief für Weitz und ein Telegramm für mich. Mein Herz machte einen wilden Satz. Der Fahrer war von der eifrigen Sorte und konnte es kaum erwarten, uns zu zeigen, wie gut er eine leere Wüstenstraße entlangfahren konnte. Er war rothaarig, rotgesichtig und rotäugig und sah aus, als hätte er getrunken, obwohl er stocknüchtern war. Das kam vom Wind und vom Sand. In Algerien gab es unendlich viel von beidem. Rotauge schaute an uns vorbei und erklärte, sobald Mr. Schmidt da sei, könne es losgehen.

»Der kommt nicht«, sagte ich. »Ich fürchte, er ist tot.«

»So ein Pech«, sagte Rotauge. »Was soll ich dann damit machen, Sir?« Der MP zeigte mir ein an Ted Schmidt adressiertes Telegramm.

»Das können Sie mir geben«, erklärte ich. »Und ich habe hier einen Brief an seine Witwe, den Sie bitte aufgeben könnten.«

Ich setzte mich hinten ins Auto, neben Weitz.

»Danke noch mal, dass Sie das gemacht haben«, sagte Weitz. »Das mit dem Brief an seine Witwe. Wirklich sehr nett von Ihnen.«

»Nichts zu danken«, sagte ich.

Ich wartete, bis der Konvoi gestartet war, ehe ich mein eigenes Telegramm öffnete. Der Optimist in mir hatte gehofft, es wäre vielleicht von Diana. Aber es war von Donovan, der mir mitteilte, ich solle mich mit einem Major Poole, dem Mann des OSS in Tunis, treffen, noch am selben Nachmittag, im Café M'Rabet.

Schmidts Telegramm war vom Außenministerium. Es war vom Vortag, Freitag, dem 19. November, und ich las es mehrmals. Ted Schmidts Witwe war am Donnerstagnachmittag bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.

Die Straßen von Oran waren von amerikanischen Soldaten gesäumt, die strammstanden, als der Konvoi vorbeifuhr. Die Algerier hinter ihnen schienen dem mächtigsten Mann der Welt und seiner Eskorte gastfreundlich zuzuwinken. Ich bemerkte es kaum. Die Nachricht, dass nun auch die zweite Person, die Licht in die Mordsache Thornton Cole hätte bringen können, tot war, beschäftigte mich sehr.

»Schlechte Nachrichten?«, fragte Weitz.

»Anscheinend war Teds Witwe vorgestern in einen Verkehrsunfall verwickelt.«

»O Gott. Ist ihr was passiert?«

»Sie ist tot.«

»Das ist ja entsetzlich. Was für eine schreckliche Tragödie.«

Weitz schüttelte den Kopf. »Hatten sie Kinder?«

»Nein.«

»Na ja, wenigstens etwas.«

Ich beugte mich vor, um mit Rotauge zu sprechen. »Sie brauchen den Brief doch nicht aufzugeben«, erklärte ich. »Den an Mr. Schmidts Witwe. Sie hatte offenbar einen tödlichen Autounfall.«

»Das ist aber ein tragischer Zufall«, bemerkte Rotauge.

»Ja, ist es«, sagte ich nachdenklich.

Ein Zufall? Vielleicht war Debbie Schmidts Unfall ja kein Unfall gewesen. Es konnte doch sein, dass auch sie umgebracht worden war, damit sichergestellt würde, dass Coles wahre sexuelle Präferenz nicht ans Licht kam. Was wiederum heißen konnte, dass ich jetzt sehr wahrscheinlich der einzige Mensch war, der wusste, dass Thornton Cole sein Leben keineswegs unter so skandalösen Umständen gelassen hatte, wie die Metro Police glaubte.

Auf dem Flughafen La Senia standen ein halbes Dutzend amerikanische C-54 bereit, um uns die 653 Meilen nach Tunis zu fliegen. Und da erst, als ich alle auf dem Flugfeld versammelt sah, wurde mir klar, wie groß die amerikanische Delegation war, denn seit unserer Ankunft in Oran waren noch eine Menge Leute dazugekommen. Der Vereinigte Generalstab samt seiner Verbindungsoffiziere, Militärattachés, Secret-Service-Leute – alles stand Schlange, um an Bord der Maschinen zu gehen. Die Delegation würde sogar noch größer werden, wenn in Tunis und Kairo weitere Diplomaten dazustießen.

Zu meiner Überraschung fand ich mich der ersten Maschine zugewiesen, zusammen mit dem Präsidenten, seinem persönlichen Leibwächter Mike Reilly und Harry Hopkins, neben den ich mich setzte.

Reilly war ein glattgesichtiger, dunkelhaariger Mann mit Schlupflidern und dem harten Blick eines ehemaligen Schnapsschmugglers. Er kam aus Montana, hätte aber ebenso gut aus Connemara sein können, mit einem Hauch spanischer Armada im Blut. Er trug einen gut geschnittenen Flanell-Zweireiher und wich nie weit von Roosevelts rechtem Ohr, in das er gelegentlich etwas Wichtiges hineinflüsterte. Er hatte sein Jurastudium an der George-Washington-Universität abgebrochen, um für die Aufsichtsbehörde für Landwirtschaftskredite zu arbeiten und gegen betrügerische Kreditinstitute zu ermitteln. 1935 war er zum Secret Service gegangen und seither immer beim Präsidentenschutz im Weißen Haus gewesen. Das erzählte

mir Harry Hopkins, während wir im Flugzeug darauf warteten, dass Reilly und ein anderer Agent Roosevelt die Treppe heraufrugen.

Sobald der Präsident an Bord war, schlossen sich die Türen, und die C-54 rollte zur Startbahn.

»Wussten Sie, dass es in Iowa auch ein Oran gibt?«, fragte mich Hopkins, während die vier Pratt & Whitney-Motoren aufdrehten.

»Iowa ist nämlich mein Heimatstaat. Waren Sie schon mal in Sioux City, Professor? Ich rate Ihnen, gehen Sie nie hin. Da ist absolut nichts los. Mein Vater war aus Bangor, Maine, und ging in den Westen, Gold suchen. Hat aber nie welches gefunden. Wurde stattdessen Sattler. Verstehen Sie was von Pferden?«

Ich schüttelte wieder den Kopf.

»Belassen Sie's dabei. Unberechenbare Viecher. Dad kam in Chicago unter ein durchgegangenes Gespann und zog sich einen Beinbruch zu. War das Beste, was ihm passieren konnte. Er verklagte die Besitzer des Transportunternehmens, bekam zehntausend Dollar zugesprochen und kaufte sich davon eine Sattlerei in einem Nest namens Grinnell, Iowa. Fragen Sie mich nicht, warum er dorthin ging. Er hasste diesen Ort. Aber wir haben ihn trotzdem dort begraben.«

Ich lächelte und begriff zum ersten Mal, warum FDR Hopkins gern um sich hatte. Außer dem trockenen Humor, den er offenbar mit dem Präsidenten teilte, hatte Harry Hopkins etwas ausgesprochen Bodenständiges.

Dreieinhalb Stunden nach dem Abflug von La Senia erreichten wir den Militärflughafen El Aounia, etwa zwölf Meilen nordöstlich von Tunis. Es war noch keine acht Monate her, dass alliierte Truppen hier in der Gegend Rommel eine entscheidende Niederlage beigebracht hatten, und noch immer war das Flugfeld rechts und links der Rollbahn mit Flugzeugwracks übersät. Kein sonderlich beruhigender Anblick durchs Fenster

eines Flugzeugs, das erst noch sicher landen musste, selbst wenn es deutsche Flugzeugwracks waren.

Die C-54 des Präsidenten wurde bereits von dessen beiden Söhnen, Elliott und Franklin Junior, erwartet. Franklin Roosevelt Juniors Schiff, die *USS Myrant,* hatte in Palermo Bombenschäden davongetragen und wurde derzeit in Gibraltar repariert. Jedenfalls war das die offizielle Version. Elliott Roosevelt befehligte eine Fotoaufklärungsstaffel, die in der Nähe stationiert war.

Wir fuhren durch die Ruinen des alten Karthago, das die Römer 146 v. Chr. zerstört hatten, nach Tunis, wo FDR und sein engster Stab in der Casa Bianca logierten, gleich neben der Zitouna, der größten Moschee der Stadt. Die Casa Bianca, einst Sitz der tunesischen Regierung, war derzeit General Eisenhowers Hauptquartier. Eisenhower hatte sie für die Dauer des Präsidentenbesuchs geräumt und war jetzt, wie auch Hopkins und wir übrigen, in La Marsa untergebracht, etwa zwanzig Minuten vom Stadtzentrum entfernt. Wir wohnten in einer direkt am Meer gelegenen französischen Kolonialvilla, einem riesigen, hochzeitstortenartigen Bau mit mächtigen, kunstvoll verzierten blauen Türen.

Tunis war größer, als ich gedacht hatte, und in meinen Augen weder besonders arabisch noch besonders afrikanisch. Und auch nicht besonders französisch. Nach einem kurzen Schläfchen sah ich mir kurz den berühmten Suk, das Basarviertel der Stadt, und die Moschee an und machte mich dann auf die Suche nach dem Café M'Rabet, wo ich den Mann vom OSS in Tunis treffen sollte.

Ridgeway Poole hatte in Princeton seinen Doktor in klassischer Archäologie gemacht und, nachdem er bereits ein Buch über Hannibal und die Punischen Kriege geschrieben hatte, die Chance beim Schopf ergriffen, nur wenige Meilen von Karthago für das OSS zu arbeiten. Er war erst seit drei Monaten in Tunis, offiziell als Vizekonsul, kannte die Gegend aber gut,

da er vor dem Krieg an den Ausgrabungen der Antoniusthermen teilgenommen hatte. Er sprach fließend Arabisch und Französisch und schien sich in dem wohltuend kühlen Café ganz und gar zu Hause zu fühlen, so wie er ohne Schuhe auf einem kleinen Podest saß, eine süßlich duftende Wasserpfeife rauchte und arabischen Tee schlürfte.

»Setzen Sie sich«, sagte er. »Ziehen Sie die Schuhe aus und trinken Sie einen Tee.« Poole winkte einen jungen Mann herbei und bestellte, ohne meine Einwilligung abzuwarten. »Schade, dass Sie nicht länger hier bleiben«, sagte er.

»Ja, schade«, sagte ich und versuchte, meine mangelnde Begeisterung für die zweite nordafrikanische Großstadt, die ich an diesem Tag zu sehen bekam, zu verbergen.

»Donovan hat Ihnen ein Zimmer im Shepheard in Kairo gebucht, wo er sie, wenn alles klappt, morgen zum Mittagessen treffen wird. Sie Glückspilz. Ich hätte auch nichts gegen ein Wochenende im Shepheard.«

»Haben Sie eine Ahnung, wie lange wir dort bleiben werden?«

»Donovan sprach von mindestens vier, fünf Tagen.«

»Ich habe eine alte Freundin in Kairo. Ich dachte, ich könnte ihr vielleicht von hier aus ein Telegramm schicken.«

»Kein Problem. Das kann ich für Sie regeln.«

»Und ich würde auch gern eine Nachricht nach Washington schicken.«

»In jedem Hafen eine, was?«

»Dabei ginge es um eine Nachricht an den Campus. Ich hoffe, dass mir dort vielleicht jemand helfen kann, die näheren Umstände eines Todesfalls zu ergründen.« Ich erzählte Ridgeway Poole von Ted Schmidts merkwürdigem Verschwinden und dem angeblichen Unfalltod seiner Frau.

»Verstehe. Ich werde sehen, was ich tun kann. Alles im Service inbegriffen. Also, was haben Sie vor? Lust, sich einen

schönen Abend zu machen? Ich würde mich freuen, Ihnen die Ruinen zeigen zu dürfen. Und ein paar Clubs, die ich kenne.«

»Das würde ich wirklich gern tun. Aber heute Abend ist ein Dinner in La Marsa. Harry Hopkins' Sohn, die beiden Roosevelt-Söhne und die Väter. Wie es scheint, bin ich eingeladen.«

»Dieser Gockel Elliott redet seit Tagen von nichts anderem mehr. ›*Idiot* Roosevelt‹ nennen wir ihn. Er treibt es mit einer britischen Armeehelferin, seit sein Geschwader hier stationiert ist. So was ist ja okay, wenn man ein Niemand ist, so wie ich, und ich habe hier weiß Gott auch schon meine Momente gehabt. Aber das kann man sich nicht leisten, wenn man der Sohn des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist und zu Hause eine Frau und drei Kinder hat.«

»Tja, Söhne berühmter Väter. Hören Sie, Sie könnten mir noch einen Gefallen tun. Ich bin ein bisschen hintendran, was sich in Deutschland so tut. Ich dachte, Sie wüssten vielleicht, ob es irgendwo einen Kurzwellenempfänger gibt, in den ich mal reinhorchen kann. Ungestört. Am liebsten über Kopfhörer – damit mich nicht noch jemand für einen deutschen Spion hält.«

»Ich weiß was Besseres«, sagte Poole. »Wenn's Ihnen nichts ausmacht, zehn Meilen in die Wüste zu fahren.«

In Ridgeway Pooles staubigem Peugeot 202 fuhren wir also nordwärts aus der Stadt hinaus, Richtung Bizerte, über Militärfriedhöfe und Gelände, auf dem sich Munitionshalden und der Schrott von allerlei Kriegsgerät türmten. Über uns brummten die Bomber der 8th Air Force auf dem Weg zu ihren Zielen in Italien wie rostige Libellen durch die Luft.

Als wir uns unserem Ziel Protville näherten, erklärte Poole, er habe viele Freunde bei der Ersten Amerikanischen Anti-U-Boot-Staffel, die in einem ehemals von der Luftwaffe okkupierten Gebäude stationiert war. »Die haben einen deutschen Funkempfänger«, sagte er. »Der ist absolut funktionstüchtig. Ein

richtiges Prachtstück. Der Funkoffizier ist ein Kumpel von mir, von vor dem Krieg. Er hat bestimmt nichts dagegen, dass Sie das Ding benutzen. Und da sind wir auch schon!«

Poole zeigte auf vier Bristol Beaufighters der RAF und etwa zehn B-24 der USAR Aufgabe der B-24, die innerhalb der Nordwestafrikanischen Küsten-Luftstreitkräfte operierten, war es, zwischen Sizilien und Neapel sowie westlich von Sardinien feindliche U-Boote auszumachen und zu zerstören, aber auch als Lufteskorte für alliierte Schiffskonvois zu dienen. Wir fanden die Staffel in Jubelstimmung. Eine der B-24 hatte eine Focke-Wulf-200-Langstreckenmaschine abgeschossen. Gerade suchte eine Navy-Patrouille im Golf von Hammamet nach den Deutschen.

»Eine 200«, bemerkte ich, als Poole mich vorgestellt hatte. »Merkwürdig, dass so ein Flugzeug so weit südlich operiert.«

»Da haben Sie Recht«, sagte Lieutenant Spitz. »Eigentlich operieren sie als Seepatrouillenflugzeuge über Salerno, aber diese hier muss vom Kurs abgekommen sein. Wie auch immer, wir sind jedenfalls ganz aus dem Häuschen, wo doch der Präsident heute Nachmittag hierher kommt.«

»Der Präsident kommt hierher? Das wusste ich nicht.«

»FDRs Sohn Elliott – seine Aufklärungsstaffel ist hier stationiert. Als Sie hier ankamen, dachten wir, Sie seien die Vorhut, sozusagen.«

Noch während Spitz das sagte, kam ein Lkw mit über einem Dutzend MPs in Sicht, dann noch ein zweiter.

»Das scheinen sie zu sein«, sagte Poole.

»Ich werde dafür sorgen, dass die Sie nicht stören«, sagte Spitz. Er führte uns in ein kleines weißes Gebäude, in dem der Funkraum lag, und ließ uns dann mit Sergeant Miller, dem Funker, allein.

»Wir haben einen Tornisterempfänger ›b‹«, sagte Miller stolz. »Und *den* deutschen Empfänger, den E52b Köln. Die Bandbreite wählt man mit dem länglichen Knopf links von der Anzeige.«

Miller stöpselte einen Kopfhörer ein und schaltete den E52 an. »Aber er ist schon auf den Reichssender Berlin eingestellt. Sie brauchen also nur zuzuhören, weiter nichts.« Er reichte mir den Kopfhörer.

Ich dankte ihm, setzte mich hin und setzte die Kopfhörer auf. Poole und Miller gingen hinaus, um zuzuschauen, wie die MPs das Flughafengelände sicherten.

Während der Atlantiküberfahrt der *Iowa* hatte der *Washington Times-Herald* geschrieben, es gebe Gerüchte, dass in Kairo demnächst eine wichtige Konferenz stattfinden werde, und ich wollte feststellen, ob das auch im deutschen Rundfunk verbreitet wurde. Es erstaunte mich nicht sonderlich, dass es in der Tat kam, und zwar sehr detailliert. Der Reichssender Berlin meldete nicht nur, dass sich Churchill und Roosevelt in Kairo mit General Tschiang Kaischek treffen wollten, sondern auch, dass unmittelbar danach eine Konferenz der Großen Drei an einem anderen Ort im Nahen Osten stattfinden würde, »um weitreichende militärische Pläne gegen das Deutsche Reich zu beschließen«. Nach dem, was ich hörte, konnte ich mir kaum vorstellen, dass die Kairoer Konferenz einfach wie geplant über die Bühne gehen würde. Und die Konferenz der Großen Drei war offenbar etwa so geheim wie eine Hollywood-Scheidung. Ebenso gut hätte Mike Reilly eine Presseerklärung an die Klatschkolumnistin Hedda Hopper schicken können.

Ich hörte weiter zu, in der Hoffnung, noch mehr zu erfahren, und drehte, als das Signal des Reichssenders Berlin kurzzeitig schwächer wurde, die Lautstärke auf. Jedenfalls war das meine Absicht. Aber irgendwie schaffte ich es, die Deutsch sprechende Stimme genau auf den Hauptlautsprecher zu legen. Bei fast

voller Lautstärke klang es wie eine Rede auf dem Nürnberger Reichsparteitag.

Als ich merkte, was ich getan hatte, riss ich mir in einem Anfall von Panik den Kopfhörer herunter und versuchte, den Schalter zu finden, der den Lautsprecher wieder abstellte. Doch es gelang mir nur, einen anderen deutschen Sender hereinzubekommen. Ich sprang auf und machte das Fenster zu, ehe ich noch einmal versuchte, den Empfänger abzustellen. Ich war noch damit beschäftigt, den Telefunken-Apparat zu untersuchen, als die Tür aufflog und zwei amerikanische MPs in den Funkraum stürmten, die Karabiner auf meinen Kopf gerichtet.

»Abstellen!«, brüllte einer der MPs, ein Sergeant mit einem Gesicht, das aussah wie verwitterter brauner Backstein.

»Ich weiß nicht, wie.«

Der Militärpolizist lud seinen Karabiner durch. »Mister, Sie haben fünf Sekunden, um das abzustellen, sonst sind Sie ein toter Mann.«

»Ich bin amerikanischer Geheimdienstoffizier«, brüllte ich zurück. »Es ist mein verdammter Job, deutsche Radiosender abzuhören.«

»Und mein Job ist es, den Arsch des Präsidenten vor deutschen Attentätern zu schützen«, sagte der Sergeant. »Also stellen Sie das verdammte Radio ab.«

Ich drehte mich zum Gerät. Mir wurde plötzlich klar, in welch höchst realer Gefahr ich schwebte. »Freundliches Feuer« nannten sie es, wenn einen die eigene Seite tötete. Was die Sache vermutlich kein bisschen angenehmer machte. Ich wollte gerade einen anderen Schalter an dem deutschen Gerät ausprobieren, als der MP blaffte: »Und versuchen Sie ja nicht, irgendjemandem ein Signal zu geben.«

Ich schüttelte den Kopf und trat, ohne zu überlegen, von dem Empfänger zurück, die Hände noch immer erhoben. Ich habe für

dieses feige Verhalten keine Erklärung, außer, dass es mich eben manchmal ein bisschen nervös macht, wenn ein tumber, schießwütiger Hinterwäldler ein geladenes Gewehr auf mich richtet. Ich hatte direkt in das metallene Loch am vorderen Ende des Gewehrs gesehen. Es sah aus wie der Washington-Street-Autotunnel.

»Stellen *Sie's* doch ab«, rief ich. »Das ist nicht mein Empfänger, und ich weiß nicht, wie das geht.«

Der MP-Sergeant spuckte auf den festgestampften Lehmboden, trat einen Schritt vor und feuerte zweimal auf den Empfänger. Die deutschen Stimmen erstarben für immer.

»Warum bin ich da nicht draufgekommen?«, sagte ich. »Das Radio zu erschießen! Warten Sie, ich besorge Ihnen eine deutsche Zeitung, dann können sie die auch erschießen.«

»Sie stehen unter Arrest, Mister«, sagte der MP, packte mein Handgelenk und legte mir höchst unsanft Handschellen an.

»Bringen Sie euch Jungs eigentlich bei, im Stehen zu denken?«, fragte ich.

Die beiden MPs schleppten mich aus der Funkhütte und zu einer Gruppe von Jeeps, die jetzt in der Mitte des Stützpunkts parkte. In der Ferne inspizierte der von weiteren MPs umringte Präsident, der offenbar nichts von dem Geschehen mitbekommen hatte, gerade Roosevelts Aufklärungsstaffel. Als wir jedoch bei den ersten Jeeps anlangten, sah ich die Agenten Rauff und Pawlikowski ihre Zigaretten wegwerfen und auf uns zukommen.

»Sagen Sie den beiden Clowns hier, sie sollen mich von den Handschellen befreien«, forderte ich sie auf.

»Wir haben diesen Mann dabei erwischt, wie er ein deutsches Funkgerät benutzte«, sagte der MP, der die beiden Schüsse abgegeben hatte.

»Er stellt es so hin, als hätte ich Hitler die Telefonnummer des Präsidenten gegeben.«

»Vielleicht haben Sie das ja«, höhnte der Sergeant.

»Ich habe eine deutsche Nachrichtensendung abgehört. Auf einem Kurzwellenempfänger. Ich habe nichts gesendet. Das ist der Job eines OSS-Offiziers.«

»Zeigen Sie's uns«, sagte Rauff zu dem MP-Sergeant. Noch immer in Handschellen, wurde ich wieder in die Funkhütte bugsiert.

»Das *ist* ein deutsches Gerät«, sagte Rauff, als er die Geräte inspizierte. »Kinderspiel, damit eine Botschaft nach Berlin zu funken.«

»Jetzt nicht mehr«, sagte ich. »Nicht, seit unser Davy Crockett hier dem Ding ein paar Kugeln verpasst hat. Hören Sie, Rauff, hier ist irgendwo ein Funker namens Miller. Und ein Lieutenant namens Spitz. Ich nehme an, sie sind auf der anderen Seite des Flugfelds, um einen Blick auf den Präsidenten zu werfen. Die werden Ihnen sagen, dass die Deutschen diese Geräte hier zurückgelassen haben, als sie abgezogen sind. Und wie ich diesen beiden Herrn eben schon zu erklären versucht habe, besteht eine meiner Aufgaben darin, deutsche Radiosender abzuhören. Das gehört nun mal zur Geheimdienstarbeit, das dürfte doch selbst dem Secret Service bekannt sein.«

»Oh, ja«, sagte Rauff. »Wir sind ja nicht dumm. Und weil wir nicht dumm sind, finde ich es schon einen seltsamen Zufall, dass gerade Sie derjenige waren, der behauptet hat, von der *Iowa* würde ein deutscher Spion Funkbotschaften senden.«

»Hey, das stimmt«, sagte Pawlikowski und zündete sich eine Kool an. »Das war *er*. Vielleicht war das ja ein raffinierter Versuch zu vertuschen, dass er selbst dieser deutsche Spion ist. So eine Art doppelter Bluff.«

Rauff, dem diese Theorie offenbar ungeheuer gefiel, sagte: »Und vergessen wir nicht diesen Schmidt. Der war doch auf der

Iowa mit Ihnen in der Kabine, oder? Vielleicht ist er ja dahinter gekommen, dass Sie ein deutscher Spion sind, und wollte es uns gerade sagen. Nur dass Sie ihn vorher umgebracht haben.«

»Hören Sie zu«, sagte ich. »Laut den deutschen Nachrichten, die ich gerade gehört habe, wissen die Deutschen alles über diese Kairoer Konferenz. Und in meinen Ohren klang es so, als wüssten sie auch ziemlich viel über die Konferenz, die als Nächste ansteht. Also, wenn ich Luftwaffenkommandeur in Norditalien wäre und fünfzig Junkers 88 zur Verfügung hätte, würde ich jetzt bereits einen Luftangriff auf das Mena House in Kairo planen. Ja, ganz recht. Das Mena House. Die Deutschen wissen sogar, dass die Konferenz dort stattfinden soll. Unter diesen Umständen will ich doch meinen, dass selbst das elementarste Maß an Vorsicht die Wahl einer anderen Örtlichkeit verlangt. Wollen Sie nicht zu Hopkins gehen und ihm das mitteilen? Dann werden wir ja sehen, was er dazu sagt.«

Rauff durchsuchte mich und fand meine Automatik. »Sieh mal an, der Professor versteckt hier ein Schießeisen.«

»Das ist Standard für OSS-Offiziere. Das müssten Sie doch wohl wissen.«

»Ich würde sagen, Sie haben uns einiges zu erklären, Professor«, sagte Rauff. »Und ich meine nicht den Sinn des Lebens.«

»Den Sinn des Lebens? Tss, tss, Agent Rauff. Sie haben schon wieder ein Buch gelesen.«

SAMSTAG, 20. NOVEMBER
SONNTAG, 21. NOVEMBER 1943

TUNIS – KAIRO

SCHLIESSLICH WAR ES MIKE REILLY, der Chef des Präsidentenschutzes, der befand, dass ich die Wahrheit sagte. Es kostete ihn allerdings reichlich Stirnrunzeln und ein paar Fingernägel, zu dem Schluss zu gelangen, dass ich, wenn ich wirklich ein deutscher Agent wäre, an Bord der *Iowa* und in Roosevelts Arbeitszimmer im Weißen Haus bereits ungezählte Gelegenheiten gehabt hätte, den Präsidenten zu erschießen. Allmählich begriff ich, warum das amerikanische Wirtschaftsministerium wollte, dass dieser Dienst geheim blieb. Es wäre fatal gewesen, wenn die Deutschen gewusst hätten, dass die Sicherheit des Präsidenten von Hohlköpfen wie Rauff und Pawlikowski abhing.

»Tut mir Leid, Prof«, sagte Reilly, als seine beiden Männer gegangen waren. »Aber sie werden dafür bezahlt, übereifrig zu sein.«

»Verstehe. Ich auch.«

Es war Samstagabend, und wir hatten uns im prächtigen Speisezimmer in La Marsa getroffen. Sobald Rauff und Pawlikowski gegangen waren, rief Reilly den Vereinigten Generalstab hinzu und berichtete den Generälen, was ich auf dem Reichssender Berlin gehört hatte.

»Gibt es dafür eine Bestätigung?«, fragte Admiral Leahy, der Roosevelts persönlicher Vertreter im Generalstab war.

»Ja, Sir«, sagte Reilly. »Ich war so frei, Funkkontakt mit der amerikanischen Gesandtschaft in Kairo aufzunehmen. Dort sagte man mir, sie wüssten zwar nicht, was im deutschen

Rundfunk gemeldet werde, aber die bevorstehende Ankunft des Präsidenten in Kairo sei ein offenes Geheimnis. Es würde sie sehr wundern, wenn die Deutschen nichts davon wüssten.«

»Und was sagen die Briten?«, fragte General Marshall. »Das ist doch hier ihre so genannte Einflusssphäre.«

»Sie sagen, dass sie zum Schutz des Präsidenten und Mr. Churchills in Kairo acht Jägerstaffeln zusammengezogen haben«, erklärte Reilly. »Und dass dort am Boden über hundert Flugabwehrgeschütze stehen, von den drei Infanteriebataillonen ganz abgesehen.«

»Und Churchill? Was sagt der?«, fragte Admiral King.

»Mr. Churchill befindet sich noch auf der Anreise von Malta, an Bord der HMS *Renown*«, sagte Reilly. »Er wird nicht vor morgen in Alexandria eintreffen.«

»Und Eisenhower?«

»General Eisenhower ist bewusst, dass die Sicherheitsvorkehrungen in Kairo nicht die besten waren, Sir.«

»Das ist erheblich untertrieben«, sagte General Arnold.

»Bedenken Sie, dass Ike derjenige war, der vorgeschlagen hat, die Konferenz nach Malta zu verlegen.«

»Nein, Mike, Malta ist nichts«, antwortete Arnold, »in Malta gibt es keine anständigen Hotels.«

Das war die Art Diplomatie, die mir einleuchtete. Ohne gute Hotels keine gute Außenpolitik.

»Und auch kein anständiges Essen und nicht viel Wasser«, ergänzte Leahy.

Meine Meinung stand fest. Ich wollte ebenso wenig nach Malta wie Arnold.

»Vielleicht nehmen wir das Ganze ja zu ernst«, sagte Arnold.

»Okay, das Geheimnis ist keins mehr. Das war uns ja schon auf der *Iowa* klar. Verändert hat sich doch nur, dass wir jetzt

sicher wissen, dass die Krauts das Geheimnis auch kennen. Wenn sie einen Überraschungsluftangriff planen würden, dann würden sie doch wohl kaum über den Reichssender Berlin in die ganze Welt hinausposaunen, dass sie alles über die Konferenz wissen. Das hat doch nur zur Folge, dass wir auf der Hut sind. Nein, dann würden sie gar nichts davon sagen.«

»Was meinen Sie, Prof?«, fragte Reilly.

»Ich finde General Arnolds Argument ziemlich stichhaltig. Aber zumindest sollten wir noch wachsamer sein. Ein paar Nachtjägerstaffeln nördlich von Kairo postieren. Mehr Panzerfahrzeuge heranschaffen. Mehr Männer.«

»Klingt überzeugend«, sagte Leahy. »Was noch?«

»Da die Hauptgefährdeten der Präsident und Mr. Churchill sind, sollten wir ihnen vielleicht die letzte Entscheidung überlassen. Möglicherweise wäre es gut, den Abflug nach Kairo etwas zu verschieben, damit sie noch Telegramme wechseln können.«

»Mike? Was denken Sie?«

»Könnte nichts schaden, noch einen Tag hier zu bleiben«, stimmte mir Reilly zu. »Und vielleicht wäre es besser, der Präsident würde nachts fliegen.«

»Stimmt«, sagte Arnold. »Nachts wäre keine Jägereskorte nötig.«

»Wie wäre denn Folgendes?«, fragte ich. »Der gesamte Vereinigte Generalstab fliegt wie geplant um sechs Uhr morgens ab. Aber der Präsident fliegt erst am späten Sonntagabend, was hieße, er wäre nicht vor Montagmorgen in Kairo. Mit anderen Worten, wir gaukeln der Welt vor, der Präsident käme Sonntagmittag in Kairo an, während er in Wirklichkeit erst zwanzig Stunden später eintrifft. Falls die Deutschen tatsächlich einen Angriff starten sollten, wäre der Präsident auf jeden Fall in Sicherheit.«

»Moment mal«, sagte General Marshall. »Sie schlagen vor, dass der Vereinigte Generalstab den Lockvogel machen soll?« Seine Worte hallten im riesigen Speisezimmer von La Marsa wider.

»Ja, Sir, ganz recht.«

»Ich finde das gut«, sagte Reilly.

»Kann ich mir denken«, knurrte King.

»Mein Vorschlag hätte noch einen Vorteil«, sagte ich.

»Was sollen wir jetzt schon wieder tun?«, fragte Arnold. »Ein paar Rauchmarkierungen legen für die deutschen Bomber?«

»Nein, Sir. Ich dachte, wenn Sie alle schon in Kairo sind, könnten Sie sich doch persönlich ein Bild von der Sicherheitslage für den Präsidenten machen. Wenn Sie ankommen und befinden, dass die Situation eine Verlegung ratsam macht, könnten Sie den Präsidenten an einen anderen Ort umleiten. Nach Alexandria zum Beispiel. Schließlich wird Churchill ja morgen früh dort ankommen. Und ich habe gehört, dass es in Alexandria hervorragende Hotels gibt.«

»Alexandria behagt mir gar nicht«, sagte General Marshall.

»Das liegt hundert Meilen näher bei Kreta, und meinen letzten Informationen zufolge befinden sich auf Kreta dreißigtausend deutsche Fallschirmjäger. Von der Luftwaffe ganz zu schweigen.«

»Ja, Sir, aber die Luftwaffe hat auf Kreta fast nur Jäger, keine Bomber«, sagte ich. Das war der Vorteil, Geheimdienstspezialist für Deutschland zu sein. Ich wusste wenigstens, wovon ich sprach.

»Und sie haben kaum Flugbenzin. Natürlich könnten wir uns immer noch für Khartum entscheiden. Aber alle Beteiligten von Kairo aus tausend Meilen nach Süden zu transportieren, wäre vielleicht logistisch sehr kompliziert.«

»Und ob es das wäre«, knurrte King.

»In Khartum gibt es jedenfalls keine guten Hotels. Ich bin mir nicht mal sicher, ob es schlechte gibt.«

Allmählich wurde mir Arnold richtig sympathisch.

»Meine Herren«, sagte Marshall. »Ich denke, wir müssen einfach darauf hoffen, dass die britischen Schutzvorkehrungen ausnahmsweise mal wirklich so gut sind, wie die Briten immer behaupten.«

Ich fuhr nach La Marsa zurück, duschte und sah nach meiner Post. Aber da war keine. Poole wollte mir einige lokale Sehenswürdigkeiten zeigen. Zwei davon hießen Leila und Amel, die anderen beiden Muna und Widad. Aber ich hatte für diesen Tag genug erlebt. Außerdem, sagte ich mir, könnte ich kaum in meinen Rasierspiegel schauen und mir sagen, dass ich Diana liebte, wenn die Lippenstiftspuren irgendeiner Tunesierin an meinem Hemdkragen zu sehen waren. Also nahm ich ein miserables Essen zu mir und ging früh ins Bett, wenn auch, wie sich herausstellen sollte, nicht ganz allein.

Am frühen Morgen des Sonntag, 21. November, erwachte ich mit mehreren Flohstichen. Das war kein guter Start. Und als ich in meinen Rasierspiegel schaute, hatte ich nicht das Gefühl, dass es mir großen Gewinn gebracht hatte, Ridgeway Pooles gastliches Angebot auszuschlagen. Mit ein paar Tunesierinnen aufzuwachen, war sicher immer noch besser, als mit ein paar Flöhen aufzuwachen. Morgens sah eben immer alles ganz anders aus.

Um sechs Uhr saß ich mit dem Vereinigten Generalstab in einer der C-54, die von El Aounia starteten. Vor uns lag ein fünfeinhalbstündiger Flug nach Kairo. Zu meiner Freude stellte ich fest, dass keiner der Männer vom Präsidentenschutz in unserer Maschine war. Das Letzte, was ich wollte, war wieder von Agent Rauff und Agent Pawlikowski unter die Lupe genommen zu werden.

Als wir uns Kairo von Westen her näherten, hatten wir einen spektakulären Blick auf die Pyramiden, ehe wir auf einem RAF-Flugplatz in der Wüste nahe der Stadt landeten. Minuten später fuhren RAF-Fahrzeuge den Vereinigten Generalstab und dessen Verbindungsoffiziere ins Hotel Mena House nahe den Pyramiden von Gizeh. Ich wurde ins Hotel Shepheard im Zentrum von Kairo gebracht.

»*Imshi*«, rief mein Fahrer im Wechsel mit »Verpiss dich«, während er den kleinen Austin Seven zwischen uralt aussehenden Thorneycroft-Bussen, nervösen Schafherden, tierquälerisch bepackten Eseln und anderen ungeduldigen Pkw hindurchsteuerte.

»Aus Amerika, Sir?«, fragte der Fahrer. Er war ein blauäugiger, adlernasiger Mann, so dünn wie ein Gartenschlauch und, wie es aussah, auch genauso nass. Schweiß rann aus seinem kurzen, welligen schwarzen Haar seinen schmalen weißen Nacken hinunter und unter seinen Khakihemdkragen, um in einen großen, feuchten Fleck zwischen seinen Schulterblättern zu münden.

»Ja, und Sie?«

»Manchester, England, Sir. Ich habe immer davon geträumt, irgendwo zu sein, wo es heiß ist, Sir. Und dann kam ich hierher. Haben Sie schon mal so ein Gewimmel gesehen? Ein einziges verflixtes Chaos, das ist es.«

»Viel vom Krieg mitgekriegt?«

»Gar nichts, seit ich hier bin. Jedenfalls nicht von den verflixten Deutschen. Nachts sieht man die Flakscheinwerfer, aber dass irgendwelche Bomber so weit nach Süden runterkommen, ist nicht sehr wahrscheinlich. Nicht seit dem Sommer. Übrigens, Sir, Coogan mein Name. Corporal Frank Coogan, Sir, und ich bin Ihnen als Fahrer zugeteilt, solange Sie hier in Kairo sind.«

»Freut mich, Frank.«

Schließlich bog Coogan in eine Nebenstraße ein, und ich erblickte erstmals das berühmte Shepheard, ein wenig attraktives Gebäude, auf dessen riesiger Frontterrasse Dutzende britischer und amerikanischer Offiziere saßen. Coogan hielt, winkte einen Araber mit einem knallroten Tarbusch heran, nahm dann dem Gepäckträger meine Koffer ab und führte mich hinein.

Als ich mich durch einen Pulk Offiziere aller Dienstgrade und Rassen, eine Menge wohlhabender levantinischer Geschäftsleute und etlicher zweifelhaft aussehender Frauen gekämpft hatte und mich an der Rezeption anmeldete, hatte ich Gelegenheit, die im maurischen Stil gehaltene Halle mit ihren dicken, lotosförmigen Säulen und die große Treppe zu mustern, die sich, von zwei Ebenholzkaryatiden flankiert, im eleganten Bogen emporschwang. Es war wie die Kulisse für einen Film von Cecil B. DeMille.

Drei Botschaften erwarteten mich: eine von Donovan, der mich um fünfzehn Uhr in der Long Bar des Hotels auf einen Drink treffen wollte, eine Einladung von meiner alten Freundin, Prinzessin Elena Pontiatowska, zum Dinner am nächsten Abend in ihrem Haus in Garden City, und ein Brief von Diana.

Ich entließ Coogan. Um noch einen letzten Versuch zu unternehmen, Donovans Koffer zu verlieren, übertrug ich dessen Transport auf mein Zimmer dem Hotelmanager. Doch eine Viertelstunde später saß ich sicher in meiner Suite, mit all meinen Gepäckstücken, einschließlich Donovans Koffer. Ich öffnete Läden und Fenster, trat auf den Balkon hinaus und blickte über die Dächer und auf die Straße hinab. Kein Zweifel, Donovan hatte sich Mühe gegeben. Ich selbst hätte keine bessere Wahl treffen können.

Ich schob Dianas Brief so lange wie möglich vor mir her, wie man es eben macht, wenn man fürchtet, mit der Wahrheit

konfrontiert zu werden. Ich rauchte sogar noch eine Zigarette, während ich ihn aus sicherer Entfernung betrachtete. Dann las ich ihn. Mehrmals. Und da war eine Passage, die ich besonders aufmerksam studierte.

Du sagst, dass es ungerecht von mir war, einfach zu gehen und dir während dieser letzten Tage auszuweichen. Ich fürchte, ich war und bin immer noch sehr wütend auf dich, Willard. Die Person, mit der ich den Abend, an dem ich angeblich im Kino war, verbracht hatte, war eine alte Freundin von mir, Barbara Charisse. Du kennst sie nicht, glaube ich, aber sie kennt dich vom Hörensagen und war kurz zuvor in London gewesen. Sie ist auch eine alte Freundin von Lord Victor Rothschild, den du ja wohl ebenfalls kennst. Offenbar war sie dort auf einer Party und hatte von irgendeinem Schwulen erfahren, dass du in London mit einer gewissen Rosamond Lehmann zu schlafen pflegtest. Normalerweise würde mich das ja nicht stören, aber es hat mich geärgert, weil du mich wegen des Films so verhört und mir suggeriert hast, dass du der Edle von uns beiden seist, weil du nicht weiter nachfragst. Und da dachte ich, scher dich doch zum Teufel, Mister. Scher dich zum Teufel, wenn du mir das Gefühl geben willst, ich hätte dich betrogen. Und da du danach fragst, muss ich sagen, dass ich meine Meinung seither nicht wirklich geändert habe. Und ich muss auch sagen, es ist unwahrscheinlich, dass ich sie jemals ändern werde. Scher dich zum Teufel, Willard.

Ich faltete Dianas Brief zusammen und steckte ihn in meine Brusttasche, direkt über das schmerzende Loch, wo mein Herz gewesen war. Um kurz vor drei ging ich in die Lobby hinunter. Draußen auf der Hotelterrasse spielte jemand miserabel Klavier, und die Lobby schwirrte von Gesprächen, die meisten auf Englisch. Ich ging in die Long Bar, zu der Frauen keinen Zutritt hatten, und sah mich um, während eine Gruppe angetrunkener

britischer Offiziere laut in die Hände klatschte und arabische Wörter brüllte, in der irrigen Annahme, damit einen Kellner herbeibeordern zu können.

Ich entdeckte Donovan sofort. Er saß mit dem Rücken zu einer Säule und schwitzte in dem weißen Tropenanzug, der eine Nummer zu klein für seine Ex-Footballspielerstatur war.

Während ich auf die silberhaarige Gestalt zuging, ließ ich noch einmal sämtliche Vorurteile Revue passieren, die ich gegen diesen sechzigjährigen Hoover-Republikaner, millionenschweren Anwalt und irisch-katholischen, hoch dekorierten Kriegshelden hegte. Sicher wusste ich nur, dass er Washington im Juli verlassen und sich seither im Ausland aufgehalten hatte, zuerst auf Besuch bei seinem Sohn – einem Lieutenant, der als Adjutant von Admiral Hall in Algier eingesetzt war –, dann in Sizilien, dann in Quebec und jetzt, seit Oktober, überwiegend in Kairo, von wo aus er einen Anti-Nazi-Aufstand in Ungarn und auf dem Balkan zu initiieren versuchte.

»Guten Tag, General.« Noch während ich Donovans kräftige Hand schüttelte und mich setzte, hatte er bereits Kontakt mit dem Kellner aufgenommen, seine Zigarette ausgedrückt und auf seine goldene Taschenuhr geblickt.

»Ich mag pünktliche Menschen«, sagte Donovan. »Die trifft man in diesem Land weiß Gott selten. Wie war die Reise? Und wie geht es dem Präsidenten?«

Ich erzählte ihm von dem Vorfall mit der *Willie D.* und von meinem Argwohn, was Ted Schmidts plötzliches Verschwinden und den Tod seiner Frau in Washington betraf. »Ich bin der Meinung, dass da ein deutscher Spion an Bord der *Iowa* war«, sagte ich.

»Und dass er, nachdem er Schmidt umgebracht hatte, über Funk jemanden in Washington beauftragt hat, Schmidts Frau ebenfalls zu töten. Ich glaube, jemand wollte sicherstellen, dass die Ermittlungen im Mordfall Cole so schnell wie möglich

eingestellt werden, und der Welles-Skandal hat das erleichtert. Meiner Meinung nach war Cole einem deutschen Spion auf der Spur. Vielleicht ja dem deutschen Spion, der an Bord der *Iowa* war.«

»Klingt nicht abwegig.«

»Ich habe Ridgeway Poole gebeten, dem Campus über Funk zu sagen, sie sollen Näheres über Mrs. Schmidts Unfall in Erfahrung bringen.«

Donovan zuckte zusammen. Zu spät fiel mir wieder ein, dass er den Washingtoner Spitznamen des OSS-Hauptquartiers fast so sehr verabscheute wie seinen eigenen. »Wild Bill« bezog sich auf den Donovan, der 1918 das *Distinguished Service Cross* für herausragende Tapferkeit im Kampf erhalten hatte. Dieser Tage pflegte der General ein nüchterneres, verantwortungsvolleres Image als das des tollkühnen Kriegshelden. Ich persönlich hatte für Helden ohnehin nicht viel übrig. Schon gar nicht, wenn sie Offiziere waren. Und sooft ich Donovan ansah, fragte ich mich, wie viele Männer seines Zuges sein Heldentum wohl das Leben gekostet hatte.

»Ich an Ihrer Stelle würde mir nicht zu viele Gedanken wegen irgendwelcher deutschen Agenten machen«, sagte Donovan. Endlich kam der Kellner an unseren Tisch. Donovan bestellte sich eine Limonade.

Mir fiel die Kinnlade herunter. Einen Moment war ich zu verblüfft, um irgendetwas zu bestellen. Ich bat schließlich um ein Bier.

»Wir stehen im Krieg mit den Deutschen«, sagte ich. »Deutsche Nachrichtendienste sind mein geheimdienstliches Spezialgebiet. Ich bin hier der Verbindungsoffizier zwischen Ihnen und dem Präsidenten. Warum sollte ich mir keine Gedanken wegen deutscher Agenten machen? Zumal, wenn einer von ihnen womöglich in so unmittelbarer Nähe des Präsidenten ist und vielleicht schon einmal gemordet hat.«

»Weil ich zufällig weiß, dass die Deutschen momentan gar kein Interesse daran haben, Roosevelt umzubringen«, antwortete Donovan. »Seit ein paar Wochen führt mein Mann in Ankara Gespräche mit Franz von Papen, dem deutschen Botschafter dort. Von Papen steht in Verbindung mit führenden Männern in der deutschen Regierung und im deutschen Militär und soll einen Separatfrieden zwischen den Deutschen und den Westalliierten aushandeln.«

»Weiß das der Präsident?«

»Natürlich weiß er das. Herrgott, Sie denken doch nicht etwa, ich würde so etwas auf eigene Faust machen? FDR hat 1944 einen Wahlkampf, und ich würde doch sagen, das Letzte, was er will, ist, eine Million amerikanische Jungs in den Kampf zu schicken, wenn es nicht unbedingt sein muss.«

»Und die ›bedingungslose Kapitulation‹?«

Donovan sagte achselzuckend: »Ein Druckmittel, um Hitler zur Vernunft zu bringen.«

»Und die Russen? Was ist mit denen?«

»Unsere geheimdienstlichen Erkenntnisse besagen, dass sie selbst ihre Friedensfühler ausstrecken, in Stockholm.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber wozu dann diese ganze Geschichte von den Großen Drei?«

Donovan streckte das schmerzende rechte Bein. »Friedensverhandlungen brauchen Zeit«, sagte er. »Vor allem, wenn sie im Geheimen stattfinden. Außerdem können sie leicht scheitern. Vor allem aber sind wir der Meinung, dass Sextant Eins und Sextant Zwei dazu beitragen werden, die Deutschen bei der Stange zu halten.«

Sextant Eins war das offizielle Codewort für die Kairoer Konferenz. Vermutlich bezeichnete Sextant Zwei also die Konferenz der Großen Drei.

»Das erklärt wohl vieles«, sagte ich, obwohl ich mir in Wirklichkeit nicht so sicher war, was es erklärte. Es erklärte, warum der Vereinigte Generalstab nicht mehr Bedenken gehabt hatte, nach Kairo zu kommen. Aber es erklärte noch lange nicht, warum die Schmidts jetzt tot waren. Es sei denn, Ted Schmidt hatte sich wirklich über Bord gestürzt und Debbie hatte einen echten Verkehrsunfall gehabt.

Andererseits: Selbst wenn mit einer deutschen Fraktion Verhandlungen über einen Separatfrieden geführt wurden, gab es wahrscheinlich andere, fanatischere Deutsche, die immer noch um jeden Preis den Krieg gewinnen wollten.

Eins aber war auf jeden Fall klar. Kim Philby hatte Recht gehabt mit seinen Befürchtungen, dass Amerika in Ankara Schritte zu einem Friedensschluss unternehmen könnte. Donovan hatte mir gerade von höchster Ebene bestätigt, was Philby argwöhnte: Dass die Amerikaner tatsächlich zum Verrat an den Russen bereit waren. Aber wem sollte ich das sagen? Einem Russen bei Sextant Zwei, egal wem? Das schien mir kaum praktikabel. Und die Russen selbst? Konnte es wirklich sein, dass sie, wie Donovan sagte, selbst in Stockholm einen Separatfrieden auszuhandeln versuchten?

Unsere Drinks kamen. Ich wünschte mir plötzlich, ich hätte einen doppelten Cognac bestellt, ganz egal, was Donovan dann von mir dachte. Ich zündete mir eine Zigarette an. Sie schmeckte nach Asche. Ich hatte das sichere Gefühl, dass da irgendetwas war, was Donovan mir nicht sagte. Aber was? Konnte es sein, dass die geheimen Friedensverhandlungen mit den Deutschen schon weiter gediehen waren, als Donovan durchblicken ließ?

»Wo findet Sextant Zwei denn nun statt?« Als ich Donovans Zögern bemerkte, setzte ich hinzu: »Oder muss ich Reichssender Berlin hören, um das zu erfahren?«

»Ich habe von der Sache gehört.« Donovan lächelte. »Einer dieser Idioten vom Secret Service hat sich über Funk an mich gewandt, um ihre Aussagen zu überprüfen. Ein gewisser Pawlikowski. Als ob einer von meinen Leuten ein Spion sein könnte.«

Ich lächelte höflich und fragte mich, was Donovan wohl sagen würde, wenn er je erführe, dass ich einst für das NKWD spioniert hatte.

»Dann macht es Ihnen doch sicher nichts aus, mir zu sagen, wo Sextant Zwei stattfinden wird.«

»Der Generalstab ist ein bisschen nervös wegen der Sicherheitslage hier in Kairo«, sagte Donovan. »Alle Welt weiß, dass der Präsident und Churchill hier sind. Es ist unabdingbar, dass nicht zu viele Leute unser nächstes Reiseziel kennen.«

»Aber *mir* werden Sie es doch verraten, oder?«

Donovan nickte. »Es ist Teheran.«

Ich zog eine verdutzte Grimasse. »Das kann nicht wahr sein.«

»Natürlich ist es wahr. Warum? Wie meinen Sie das?«

»Wer ist denn auf diese geniale Idee gekommen? Der Iran ist das deutschenfreundlichste Land im ganzen Nahen Osten, das meine ich. Der Vereinigte Generalstab muss verrückt sein.«

»Ich wusste gar nicht, dass Ihre Kenntnisse in Sachen Deutschland so weit nach Osten reichen«, bemerkte Donovan.

»Hören Sie, Sir, die Briten sind in den Iran – oder Persien damals noch – einmarschiert, um Russlands Hintertür zu sichern. Sie haben den vorigen Schah abgesetzt und seinen Sohn zum Nachfolger gemacht. Die Iraner hassen die Briten und sie hassen die Russen. Ich könnte mir keinen schlechteren Ort für die Konferenz der Großen Drei vorstellen.« Ich lachte ungläubig. »Teheran ist voll von Naziagenten.«

Donovan sagte achselzuckend: »Ich glaube, es war Stalins Wahl.«

»Es gibt da eine paniranische neonazistische Bewegung, und laut unseren Quellen waren zwei Brüder des Ex-Schahs vor einiger Zeit in Deutschland, um Hitler dazu zu bringen, ihnen gegen die Briten zu helfen.«

Donovan schien immer noch ungerührt. »Im Iran stehen dreißigtausend Amerikaner und weiß Gott wie viele Briten und Russen. Ich meine doch, das ist mehr als genug, um die Sicherheit der Großen Drei zu gewährleisten.«

»Und in Teheran leben eine Dreiviertelmillion Iraner. Von denen nur sehr wenige in diesem Krieg auf unserer Seite stehen. Und die Stammesgruppen im Norden des Landes sympathisieren allesamt mit den Nazis. Wenn das Stalins Vorstellung von Sicherheit ist, hat der Mann eine Schraube locker.«

»Soweit ich gehört habe, ist das durchaus der Fall. Aber machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Alle führenden Nazi-Sympathisanten sind verhaftet worden.«

»Hoffentlich haben Sie Recht, Sir.«

»Teheran ist so sicher wie das Shepheard hier«, insistierte Donovan.

Ich sah mich in der Long Bar um. Es stimmte, da waren so viele britische und amerikanische Uniformen, dass man sich fast schon in London wähnte.

»Also entspannen Sie sich«, sagte Donovan. »Schauen Sie sich die Sehenswürdigkeiten an. Vergnügen Sie sich. Im Mena House wird man Sie nicht groß benötigen. Es sei denn, Sie sprechen Chinesisch. Außerdem habe ich eine Aufgabe für Sie, während Sie hier sind. Sie haben doch diesen Koffer von General Strong mitgebracht?«

Mir rutschte das Herz in die Hose. »Ja, Sir. Er ist oben in meinem Zimmer.«

»Gut. Morgen fahren wir zu den Rostom Buildings. Dort ist das Kairoer Hauptquartier der Direktion für spezielle

Operationen und des britischen Geheimdienstes. Je eher wir mit diesem *Bride*-Material anfangen, desto besser.«

MONTAG, 22. NOVEMBER 1943

WINNIZA, UKRAINE

DIE WEHRMACHT HATTE GEHOFFT, der Rückzug ans Westufer des Dnjepr würde den Truppen eine Atempause verschaffen, aber Stalin hatte andere Vorstellungen. Kaum dass der Rückzug unter enormen Verlusten vollzogen war, befahl er seinen Soldaten den Angriff. Am 6. November bereits war Hoths Vierte Panzerarmee aus Kiew vertrieben. Ebenso erging es den Panzertruppen, die die Deutschen für einen Gegenangriff im achtzig Kilometer westlich von Kiew gelegenen Schitomir zusammengezogen hatten. Die deutschen Soldaten hatten keine große Lust zu einer neuen Offensive. Es fehlte nicht an Tapferkeit, aber nur die wenigen Verstärkungstruppen, die frisch aus Deutschland kamen und noch keinerlei Erfahrung mit dem russischen Winter hatten, waren fanatisch genug zu glauben, dass der Krieg in Russland noch zu gewinnen war. Zutiefst demoralisiert, schlecht ausgerüstet und unzureichend versorgt, standen die deutschen Soldaten fern der Heimat, in einem riesigen, unwirtlichen Land und ohne strategischen Gesamtplan einer Armee gegenüber, die jeden Tag stärker wurde und deren Zurückweichen jetzt ausgeschlossen schien.

Von allen Problemen, mit denen es Mansteins Armee zu tun hatte, war das größte Hitlers schwankender Oberbefehl: Als gerade alles zum Gegenangriff auf Kiew bereit schien, beorderte Hitler seine Panzertruppen nach Süden, zur Verteidigung der Krim, was zur Folge hatte, dass Schitomir von der Roten Armee eingenommen wurde. Es wurde zwar am 17. November vom 58. Panzerkorps zurückerobert, aber da war die Kommandozentrale des Unternehmens Großer Sprung bereits fünfundsiebzig Kilometer nach Süden verlegt worden, in das Dorf Strischawka.

Strischawka, wo sich das Führerhauptquartier Werwolf befand, lag in der Nähe von Winniza, einer mittelgroßen ukrainischen Stadt mit mehreren Kathedralen – eine kleinere, provinziellere Ausgabe von Kiew. Die Stadt war Zentrum einer dem Reichskommissariat Ukraine unterstehenden judenfreien Zone, der Oblast Winniza. Etwa 200000 Juden aus Winniza und Umgebung – bis hin zu so weit entfernten Gebieten wie Bessarabien und der nördlichen Bukowina – waren in der örtlichen Ziegelei und im Wald bei Pjatnitschani ermordet worden. Alle 227 Juden von Strischawka hatte man vor dem Bau des Führerhauptquartiers Werwolf »evakuiert«. Der Tod, sagten die Einheimischen, gehörte in der Oblast Winniza zum täglichen Leben.

Als Schellenberg vom Flughafen zu dem Landhaus am Ufer des Juschny Bug gefahren wurde, wo das Sonderkommando jetzt stationiert war, fand auf dem zentralen Platz von Winniza gerade eine Hinrichtung durch Erhängen an einem dort aufgestellten Galgen statt. Sechs Trostjarez-Partisanen saßen, die Schlinge um den Hals, hinten auf einem Lastwagen. Sie saßen deshalb, weil sie so brutal gefoltert worden waren, dass keiner von ihnen mehr aufrecht stehen konnte.

»Möchten Sie zuschauen, Herr General?«, fragte der SS-Oberscharführer am Steuer des überraschend luxuriösen Horch, der Schellenberg am Flughafen abgeholt hatte.

»Großer Gott, nein.«

»Ich frage nur, weil das die Schweine sind, die ein paar Kameraden von mir ermordet und ihre Leichen verstümmelt haben. Gefunden haben wir nur die Köpfe. Vier Stück. Sie lagen in einem Karton mit dem Wort ›Scheiße‹ darauf.«

Schellenberg seufzte. »Steigen Sie aus und schauen Sie zu, wenn es sein muss«, sagte er unwirsch.

Der Oberscharführer ließ Schellenberg allein im Fond des Wagens zurück. Schellenberg zündete sich eine Zigarette an und

legte seine Pistole neben sich auf den Sitz, nur für den Fall, dass die Partisanen Freunde hatten, die nicht vor einem Vergeltungsakt oder einem Raubüberfall zurückschreckten – im Kofferraum des Wagens stand eine Kiste mit Gold, die er aus Berlin mitgebracht hatte, um die Kaschgai im Nordiran zu entlohnen. Er nahm sogar die Mütze ab, damit sein Rang nicht so offensichtlich war, und klappte fröstelnd den Kragen seines Ledermantels hoch. Draußen lag die Temperatur knapp über dem Gefrierpunkt. Über der Stadt hing eine feuchtkalte Nebelschicht, die ihm in die Knochen kroch und offenbar auch in den Zündverteiler des Exekutionslastwagens, der nicht anspringen wollte. Schellenberg lachte verächtlich und schüttelte den Kopf. Geschieht unseren Leuten hier recht, wenn sie schon ein Spektakel daraus machen wollen, dachte er. Lieber einen Mann erschießen und fertig als so ein Theater. Himmler wäre da natürlich ganz entgegengesetzter Meinung gewesen. Himmler war immer dafür, an den Opfern der Reichsjustiz gleich noch ein Exempel zu statuieren. Was vermutlich auch erklärte, warum Himmler nach Hitler der bestgehasste Mann in Europa war. Wobei er den Hass auf seine Person offenbar gar nicht zu registrieren schien, nicht einmal in Deutschland. Ihm, Schellenberg, erschien es absolut lächerlich, dass der Reichsführer-SS je hatte glauben können, die Alliierten würden lieber mit ihm Frieden schließen wollen als mit Hitler. Für Schellenberg stand außer Zweifel: Irgendwann würde Himmler gestürzt werden müssen.

Doch was Schellenberg wirklich aufstieß, war nicht nur Himmlers mangelnder Realitätssinn oder seine unerschütterliche, blinde Führertreue. Es war ebenso das offenkundige Zaudern des Reichsführers-SS. Auch jetzt noch wollte Himmler das Unternehmen Großer Sprung nur bis zum Absetzen des Sonderkommandos über dem Iran anlaufen lassen. Der endgültige Befehl zur Tötung der Großen Drei sollte, sehr zu Schellenbergs Ärger, wenn überhaupt, erst in letzter Minute

erteilt werden. Am Tag vor seinem Abflug hatten er und Himmler noch darüber gestritten.

»Das ist ganz schön viel verlangt«, hatte er Himmler erklärt. »Diese Männer über dem Iran abzusetzen und dann womöglich keine Verbindung mit ihnen halten zu können.«

»Trotzdem, das ist mein Befehl, Schellenberg. Solange sie keine eindeutige Order von mir oder dem Führer erhalten, ist die Mission nicht weiterzuführen. Ist das klar?«

»Es ist ein guter Plan«, insistierte Schellenberg. »Vielleicht der beste, den wir momentan haben.«

»Das ist Ihre Meinung. Wenn der Führer und ich Ihren Plan bis hierher gebilligt haben, dann nur, um uns alle Optionen offen zu halten.«

»Es ist eine ziemliche Zumutung für die Männer, unter Einsatz ihres Lebens so weit vorzudringen, nur für ein Unternehmen, das dann womöglich im letzten Moment abgeblasen wird.«

»Es sind SS-Leute. Sie haben mir und dem Führer Gehorsam geschworen. Sie werden also verdammt noch mal tun, was man ihnen befiehlt, und Sie auch.« Himmlers Augen verengten sich argwöhnisch. »Ich hoffe doch, es sind SS-Leute, Schellenberg. Vierzehnte Waffen-SS-Grenadiere, Division Galizien, sagten Sie doch wohl. Ich sähe schwarz für Sie und Ihr gesamtes Unternehmen, wenn ich je herausfände, dass Ihr Kommando hauptsächlich aus Zeppelin-Freiwilligen bestünde, ukrainisch-nationalistischen Kadern. Ich vertraue darauf, dass Sie meine Posener Rede nicht vergessen haben.«

»Nein, Herr Reichsführer, natürlich nicht.«

Das war noch ein Grund, warum Himmler beseitigt werden musste, dachte Schellenberg: Diese ganzen ukrainischen Freiwilligen, die jetzt, abgesehen von einem Dutzend deutscher Offiziere und Unteroffiziere, das Sonderkommando bildeten. Wenn das Unternehmen Großer Sprung erfolgreich verlief, würde kein Hahn mehr danach krähen, dass das Kommando in

Wirklichkeit nicht aus Deutschen bestanden hatte – kein Hahn in Deutschland jedenfalls. Wenn das Unternehmen allerdings scheiterte und Himmler jemals herausfand, woher diese Männer wirklich kamen, konnte das für ihn, Schellenberg, fatal sein.

Lina Heydrich war ganz seiner Meinung. Sie hasste Himmler noch mehr als ihren verstorbenen Gatten, zumal jetzt, da Schellenberg ihr erzählt hatte, dass er den Reichsführer im Verdacht hatte, bei der Ermordung ihres Mannes die Hand im Spiel gehabt zu haben. Es hatte Linas Hass nicht gerade gemildert, dass ihr zehnjähriger Sohn Klaus am 24. Oktober bei einem Verkehrsunfall in Prag ums Leben gekommen war. Der Junge war in der Toreinfahrt von Schloss Jungfern-Breschan von einem Lastwagen überrollt worden.

»Ich hatte Himmler geschrieben und ihn gebeten, Klaus von der Hitlerjugend zu befreien«, hatte sie gesagt, »wie wir damals besprochen haben, weißt du noch? Aber Himmler hat mir geantwortet, Klaus' Vater hätte nicht gewollt, dass der Junge aus der Hitlerjugend austräte, also solle er drin bleiben. Deshalb war Klaus in Prag. Auf einer Fahrt mit der Hitlerjugend. Ich konnte Prag nie leiden, als Reinhard stellvertretender Reichsprotektor von Böhmen und Mähren war. Und Klaus hätte nie dorthin zurückkehren dürfen. Nicht nach dem, was seinem Vater in Prag zugestoßen ist. Ach, übrigens, ich habe ein paar Nachforschungen wegen Reinhards Tod angestellt. Du hattest Recht, Walter. Es war Himmlers Arzt, der Reinhard nach dem Attentat in Prag behandelt hat. Die Medikamente, die er ihm gegeben hat, waren noch in der Erprobung und hätten nicht verabreicht werden dürfen.«

Lina hasste Himmler so sehr, dass sie Schellenberg sogar einen Rat gegeben hatte, wie er ihn zu Fall bringen konnte.

»Du musst nach Rastenburg und mit Martin Bormann sprechen«, sagte sie. »Du musst ihm von Himmlers Geheimverhandlungen mit den Russen erzählen. Bormann wird schon wissen, wie man es dem Führer beweisen kann.«

Die Wärme, die Lina ihm gab, schien unendlich weit weg, jetzt, da er hier in der Kälte darauf wartete, dass es mit der Hinrichtung auf dem zentralen Platz von Winniza voranging. Endlich sprang der Lkw an. Als er langsam anrollte, baumelten die sechs Partisanen am Galgen. Schellenberg sah angewidert weg und konzentrierte seine Gedanken auf das Unternehmen Großer Sprung. Wenn es glückte und die Großen Drei tot waren, würden die Alliierten mit Sicherheit Frieden schließen. Doch bis dahin würde er darauf hinwirken müssen, Himmler aus dem Weg zu schaffen, so wie Lina es gesagt hatte. Er nahm sich vor, von Winniza nach Rastenburg zu fliegen und, unter dem Vorwand, dem Führer melden zu wollen, dass das Unternehmen Großer Sprung abrufbereit war, mit Bormann zu reden.

Aber Lina hatte ihm noch einen Rat gegeben. »Diese Ukrainer in deinem Sonderverband«, hatte sie erklärt, »die Zeppelin-Freiwilligen, falls es tatsächlich einigen von ihnen gelingt, aus Persien zurückzukehren, solltest du dafür sorgen, dass sie niemals reden können.«

Sie hatte natürlich Recht. Je länger er über ihren Rat nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass, ganz gleich, was in Teheran geschah, diese Ukrainer allesamt verschwinden mussten. Nicht nur Himmler konnte ihm aus dem Unternehmen Großer Sprung einen Strick drehen. Auch die Alliierten konnten das. Er hielt es jetzt für das Beste, wenn es möglichst wenig Zeugen gab, die jemals über das reden konnten, was er in Gang gesetzt hatte.

Endlich kam sein Fahrer wieder zurück. »Danke, Herr Brigadeführer«, sagte er, als er den Wagen anließ. »Hat gut getan zu sehen, wie diese Iwans gekriegt haben, was sie verdienen. Die Köpfe in dem Karton, Sie wissen ja, meine Kameraden. Die Iwans haben ihnen Nase, Ohren und Lippen abgeschnitten, bevor sie sie geköpft haben. Stellen Sie sich das mal vor.«

»Lieber nicht, Oberscharführer«, sagte Schellenberg. »Und jetzt fahren Sie endlich weiter, mir ist eiskalt.«

Sie fuhren in nördlicher Richtung, auf einer Straße, auf der jede Menge deutsche Fahrzeuge unterwegs waren: Leichte Schützenpanzerwagen, Pumas, 37-Millimeter-PAKs, SdKfz-Mannschaftstransporter und, was Schellenberg, der es nicht gewöhnt war, so nah an der Front zu sein, am meisten beruhigte, auch eine Kolonne Panther. Mit seiner ausgezeichneten Panzerung und seinem 88-Millimeter-Rohr war der Panther wohl der beste Panzer der Welt. Wenn sie nur mehr davon hätten. Wenn sie nur nicht so viel Kraftstoff fressen würden. Wenn nur …

Das Landhaus, in dem Schellenbergs Sonderkommando stationiert war, sah aus wie aus einem Tschechow-Stück. Inmitten von Kirschbäumen und dichtem Gesträuch stand ein geräumiges, hübsches, weiß getünchtes Holzhaus mit einer großen Veranda und einem Mansardendach. Sobald Schellenberg drinnen am lodernden Kaminfeuer saß und eine Tasse schönen, heißen Kaffee trank, bat von Holten-Pflug Hauptsturmführer Oster, seine Männer im Ballsaal zu versammeln. Schellenberg postierte sich unter einem prächtigen Kronleuchter in der Mitte des Saals und hielt eine Ansprache an die Männer. Es waren achtzig Ukrainer, zwölf deutsche SS-Offiziere und -Unteroffiziere sowie vierundzwanzig Luftwaffenoffiziere, die Transport- und Bombeneinsätze fliegen sollten. Die Männer, mit Ausnahme von Holten-Pflugs und Osters, erfuhren jetzt erstmals ihr Einsatzziel.

»Meine Herren«, sagte Schellenberg. »In den letzten Wochen haben Sie sich alle auf Unternehmen Franz vorbereitet. Ich muss Ihnen jetzt sagen, dass Unternehmen Franz abgesagt wurde.«

Im Saal erhob sich Stöhnen und Murren. Schellenberg musste lauter sprechen, um sich Gehör zu verschaffen.

»Die Wahrheit ist, dass Unternehmen Franz von vornherein fiktiv war. Was wirklich vor Ihnen liegt, ist Unternehmen Großer Sprung. Sie *werden* über dem Irak abspringen. Aber Ihr Ziel war nie eine Bahnlinie. Ihr Einsatzziel ist ein anderes, ein Ziel von ungeheurer historischer Bedeutung. Vielleicht das bedeutendste in der Geschichte überhaupt. Wenn Sie erfolgreich sind, werden Sie den Krieg gewinnen. Und glauben Sie mir, das ist keine Übertreibung.

Heute Morgen habe ich über unsere Funkzentrale in Ankara eine Botschaft aus Wannsee erhalten. Sie kommt ursprünglich von einem unserer Agenten in Kairo. Diese Botschaft bestätigt, dass heute, am 22. November 1943, um neun Uhr fünfunddreißig Ortszeit, Franklin Roosevelt in Ägypten gelandet ist. Er wird die ganze Woche dort bleiben, um Gespräche mit Winston Churchill und General Tschiang Kaischek zu führen. Wir wissen aus verlässlicher Quelle, dass Roosevelt und Churchill am Sonntag, 28. November, zu Gesprächen mit Stalin von Kairo nach Teheran fliegen werden. Am Montag, dem dreißigsten, hat der britische Premierminister Geburtstag, und wir gehen davon aus, dass die Briten diesen mit einer Feier in ihrer Teheraner Botschaft begehen werden. Wir gedenken dafür zu sorgen, dass auch Deutschland Mr. Churchill ein Geburtstagsgeschenk schickt. Ein Geschenk, an dem auch Marschall Stalin und Präsident Roosevelt teilhaben werden.«

Lebhafte Zustimmung im Saal.

»Sie werden heute zu fünfundneunzig Mann in zwei Junkers 290 von hier starten. Nach einer Zwischenlandung auf der Krim werden Sie in den Iran weiterfliegen. Die Hälfte von Ihnen wird über Qazwin abgesetzt werden und die Bezeichnung Gruppe Nord tragen. Die andere Hälfte wird in der Nähe der heiligen Stadt Qom abspringen und Gruppe Süd sein. Beide Gruppen werden von freundlich gesinnten Kaschgai mit Lkw abgeholt und zu ihren jeweiligen Zielorten gebracht. Sie alle werden russische Uniformen tragen. Gruppe Süd wird zum russischen

Militärflughafen Gale Morghe westlich von Teheran fahren und dort am selben Abend um neunzehn Uhr die feindliche Radarstation zerstören. Sobald das getan ist, werden Sie Funkkontakt mit Gruppe Nord aufnehmen, die sich in einem konspirativen Quartier im Teheraner Basarviertel aufhalten wird, etwa einen Kilometer von der britischen Botschaft entfernt. Gruppe Nord wird der Luftwaffe bestätigen, dass sich die Zielpersonen in der Botschaft aufhalten, und daraufhin wird eine Staffel von vier Focke-Wulf 200, mit je zwei funkgelenkten Gleitbomben bestückt, die Botschaft angreifen. Diese Flugzeuge sind anfällig für Jägerangriffe, Sie sehen also, wie wichtig es ist, das Radar auszuschalten. Der Feind wird Jäger aufsteigen lassen, aber im Dunkeln wird das für ihn wie die berühmte Suche nach der Nadel im Heuhaufen sein. Sobald der Gleitbombenabwurf erfolgt und die Botschaft zerstört ist, wird Gruppe Nord am Boden angreifen und eventuelle Überlebende töten. Nach Beendigung des Unternehmens werden beide Gruppen von der iranischen Untergrundbewegung eingesammelt und über die Grenze in die neutrale Türkei gebracht.

Ich weiß, dass viele von Ihnen die Möglichkeit, Stalin zu töten, freudig wahrnehmen werden. Doch indem Sie auch Roosevelt und Churchill töten, werden Sie das Ende dieses Krieges beschleunigen. Natürlich wird es längst nicht so leicht sein, wie es aus meinem Munde klingt. Vielleicht fragen sich einige von Ihnen, welcher Narr auf einen solchen Plan verfallen ist. Nun, meine Herren, dieser Narr bin ich. Und da die meisten von Ihnen Ukrainer sind, möchte ich Sie an ein altes ukrainisches Sprichwort erinnern: *Ne taki ja durny jak ty mudry!*« Schellenberg wartete kurz, bis das Gelächter der Zeppelin-Freiwilligen etwas abgeflaut war, und lieferte dann die deutsche Übersetzung nach: »Ich bin nicht so dumm, wie ihr schlau seid. Und weil Sie schlau sind«, setzte er hinzu, »werden Sie siegen. Weil Sie schlau sind, werden Sie heimkehren.«

Es war Zeit, sich zum Flughafen zu begeben, um die beiden Fallschirmkommandos zu verabschieden. Schellenberg fuhr in einem Wagen mit von Holten-Pflug, der Gruppe Süd befehligen sollte, Hauptsturmführer Oster, dem Kommandeur von Gruppe Nord, und einem ehemaligen NKWD-Offizier namens Wladimir Schkwarzew, dem die Ukrainer unterstanden. Schkwarzew war ein bulliger, brutal aussehender Mann mit einer Augenklappe und mehreren Goldzähnen – die meisten eigenen Zähne hatte ihm die Gestapo ausgeschlagen. Aber Schellenberg zweifelte nicht an Schkwarzews Loyalität. Der Ukrainer wusste, was ihn erwartete, wenn er je wieder dem NKWD in die Hände fiel. Die Gestapo war in solchen Dingen clever. Sie hatte Schkwarzew gezwungen, einige seiner eigenen Kameraden mit einem Fleischermesser zu Tode zu foltern, ehe sie andere Gefangene frei gelassen hatte, damit sie zu den eigenen Leuten zurückkehrten und Schkwarzew beim NKWD als Handlanger der Gestapo denunzierten. Und als Schellenberg ihm und seinen Ukrainern am Flughafen viel Glück wünschte, lächelte der Ex-NKWD-Mann sarkastisch.

»Es gibt noch ein ukrainisches Sprichwort, das Sie sich vielleicht merken sollten, Herr General«, sagte Schkwarzew. »*Schtschastja wissit na tonenki nysi, a bida na prussim motussi.* Grob übersetzt heißt das, das Glück hängt an einem dünnen Faden, das Pech aber hängt an einem Seil.« Schkwarzew machte eine Geste, als umklammerte er eine um seinen Hals liegende Schlinge, und stieg, noch immer grimmig lächelnd, aus dem Wagen, um auf eines der Flugzeuge zuzugehen.

»Keine Sorge wegen Schkwarzew«, sagte Oster. »Er ist ein verdammt guter Kämpfer. Das sind sie alle. Sie waren bei Tscherkassy dabei und davor bei Belgorod. Ich habe sie in Aktion gesehen. Ich kann Ihnen sagen, sie sind ein Furcht erregender Haufe.«

»Ich habe gehört, dort war es ziemlich schlimm«, sagte Schellenberg und bot jedem der beiden deutschen

Gruppenkommandeure eine Hannover aus dem Vorrat an, den er aus Berlin mitgebracht hatte.

Oster lachte bitter. »Schlimm ist es überall«, sagte er. »Aber ich fürchte, das Schlimmste kommt noch. Nicht zuletzt die Kälte. Letzte Nacht hatte es zehn Grad unter null. Einer unserer Unteroffiziere, ein Bursche, der erst vor ein, zwei Monaten aus Italien zurückversetzt wurde, hat sich darüber beschwert. Wir haben alle nur gelacht. Im Januar wird das Thermometer auf minus fünfzig Grad fallen.«

»In Persien ist es wärmer«, sagte Schellenberg. »Das kann ich Ihnen versprechen.«

»Hoffentlich wird es nicht zu heiß«, sagte Oster.

»Wenn wir doch nur wüssten, dass das alles nicht nur elende Zeitverschwendung ist«, sagte von Holten-Pflug und zündete sich die Zigarette an. »Ich habe keine Lust, bei diesen Kaschgai herumzusitzen und darauf zu warten, dass irgendeine miese Ratte den Mut zusammenkratzt, uns an die Alliierten zu verraten. Ich hoffe, in der Kiste, die Sie aus Berlin mitgebracht haben, ist jede Menge Gold. Ich bin mir nämlich sicher, dass wir es brauchen werden.«

»In diesem Punkt war Himmler leider unerbittlich«, sagte Schellenberg. »Sie müssen warten, bis Sie den Namen des alten Schahs in den Nachrichten des Reichssenders Berlin hören, ehe Sie das Unternehmen fortführen.«

Schellenberg blickte den startenden Flugzeugen nach und fragte sich, ob er von Holten-Pflug und Oster je wieder sehen würde. Er bezweifelte es. Selbst wenn es ihnen gelang, die Großen Drei zu töten, würden die Alliierten ganz Persien auf den Kopf stellen, um die Attentäter zu finden. Wobei es vielleicht nicht ganz so schlimm war, wenn die Briten oder die Amerikaner sie erwischten. Aber es war gar nicht gut, wenn sie den Russen in die Hände fielen.

Am Nachmittag, im Flugzeug nach Rastenburg, schlief Schellenberg so gut wie schon lange nicht mehr. In dreitausend Meter Höhe gab es keine Fliegersirenen, nur das dumpfe, monotone Dröhnen der vier BMW-Motoren der Focke-Wulf Condor. Hoffmanns Versuch, ihn auf dem Flug nach Stockholm zu töten, war für ihn inzwischen nur noch eine ferne Erinnerung. In einen dicken Lammfellfliegeranzug und, der großen Höhe und der Novemberkälte wegen, zusätzlich in Wolldecken eingemummelt, schlief Schellenberg durch, bis sie nach dem dreistündigen Eintausend-Kilometer-Flug in Weischnuren gelandet waren. Er war erfrischt und hungrig und freute sich ausnahmsweise richtig auf das Treffen mit dem Führer. Vom Abendessen ganz zu schweigen.

Doch zuerst stand noch die Unterredung mit Martin Bormann an.

Schellenberg traf den Sekretär des Führers in dessen Quartier, keine hundert Meter vom Führerbunker. Es war schwer zu sagen, wo Bormann eigentlich so plötzlich hergekommen war. Acht Jahre, von 1933 bis 1941, war er so gut wie unsichtbar gewesen. Als rechte Hand von Rudolf Hess, aber erst nach der gescheiterten Englandmission des Führerstellvertreters im Mai 1941 hatte Bormann begonnen, sich bei Hitler unentbehrlich zu machen – zunächst als Leiter der Reichskanzlei, dann als Parteisekretär und schließlich als Hitlers Privatsekretär. Und doch waren er und Hitler alte Freunde, denn sie kannten sich schon seit 1926. Hitler war Bormanns Trauzeuge gewesen und hatte auch die Patenschaft für dessen ältesten Sohn übernommen.

Schellenberg kannte Bormann vor allem aus einer Geheimakte, die in seinem Safe lag, persönlich kannte er ihn kaum. Wobei außer dem Führer kaum jemand Bormann besonders gut kannte. Schellenberg aber wusste um den Dreck, den Bormann am Stecken am hatte: Er hatte zum Beispiel 1923 seinen ehemaligen Volksschullehrer umgebracht, einen

gewissen Walther Kadow. Bormann, damals im Freikorps (einer Art Vorläuferorganisation der SA), war wegen Mordes verhaftet, aber nur zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden, weil er zu seiner Verteidigung geltend gemacht hatte, Kadow habe den Nazimärtyrer Leo Schlageter an die französische Besatzungsmacht im Ruhrgebiet verraten. Nur Schellenberg und Bormann selbst kannten die Wahrheit: Bormann und Kadow waren Rivalen um die Gunst einer Frau gewesen, noch dazu einer Jüdin.

Und Schellenberg wusste auch, auf welche Weise Bormann reich geworden war. Dass er als Verwalter der Adolf-Hitler-Spenden der deutschen Wirtschaft Millionensummen unterschlagen hatte. Schellenberg besaß sogar Beweise dafür, dass Bormann Geld aus den Tantiemen für das meistverkaufte Buch Deutschlands, *Mein Kampf*, abgezweigt hatte. Und nicht einmal Göring hatte es geschafft, so viele Kunstschätze aus besetzten osteuropäischen Ländern an sich zu bringen wie Bormann. In seinem Bürosafe in Berlin hatte Schellenberg einen Brief von Rahn & Bodmer, der ältesten Züricher Privatbank, aus dem der wahre Umfang des Bormann'schen Privatvermögens hervorging. Für Schellenberg war dies wie eine Versicherungspolice. Die paar Mal, die er mit Bormann zu tun gehabt hatte, war es ein angenehmes Gefühl gewesen, dass ihm Bormann, bei all seinem Einfluss, nicht viel anhaben konnte. Schellenberg glaubte sogar erklären zu können, wie es Bormann geschafft hatte, sich beim Führer so unentbehrlich zu machen. In seinen Augen war der stiernackige, kontrollierende Bormann das, was der Vater der Bormann-Brüder gewesen war: ein Hauptfeldwebel. Hitler hatte es nur zum Gefreiten gebracht. So war es doch ganz natürlich, dass der Mann, mit dem er sich am wohlsten fühlte, zumindest vom Typ her, ein vorgesetzter Unteroffizier war.

»Und?«, fragte Bormann, während sie auf Sesseln am lodernden Kaminfeuer Platz nahmen. Im Gegensatz zu seinem

Chef hatte es Bormann gern schön warm. »Wie steht es an der Front?«

»Könnte besser stehen«, sagte Schellenberg. Eine gewaltige Untertreibung, wie er fand.

»Russen«, höhnte Bormann. »Die sind doch wie Ratten. Nicht auszurotten. Wie soll man einen Feind schlagen, der sich einen Dreck um seine Verluste schert. Es kommen immer wieder neue nach, was? Diese Untermenschen. Wie die Mongolenhorden. Sie sind genau das Gegenteil von den Juden. Die Juden fallen wie die Mücken. Aber die Slawen sind da ein ganz anderer Schlag. Wissen Sie, Schellenberg, manchmal denke ich, wenn man die wahre Natur dieser Welt begreifen will, muss man an die Ostfront gehen. Das ist ein Kampf ums Überleben, wie bei Darwin, wenn Sie mich fragen. Wobei Ihr Chef da sicher nicht meiner Meinung wäre.«

Bormann schnaubte verächtlich. »Für Himmler ist diese Welt so eine Art Märchenland. Dieser ganze Quatsch mit der geistigen Welt und dem Buddhismus. Mein Gott, Schellenberg, wie halten Sie das nur aus?«

»Das ist genau das, Herr Reichsleiter, worüber ich mit Ihnen reden wollte. Himmler.«

»Wissen Sie, was Himmlers Problem ist. Er denkt zu viel. Und er ist Autodingsda. Einer, der sich alles selbst beigebracht hat.«

»Autodidakt.«

»Genau. Er hat zu viel krauses Zeug gelesen, das ist alles. Bildung ohne echte Disziplin. Er ist der lebende Beweis dafür, dass Bildung gefährlich ist. Ich sage immer, jeder gebildete Mensch ist ein zukünftiger Feind. Ich für mein Teil tue mein Möglichstes, so zu leben und zu handeln, dass der Führer mit mir zufrieden ist. Ob ich das allerdings immer können werde, ist die Frage. Aber der Schlüssel zum Erfolg liegt darin, sich vom Führer leiten zu lassen. Das zu lesen, was er liest.«

»Wie geht es dem Führer?«

»Ach, wissen Sie, er ist immer ganz fröhlich. Im Ernst. Von Herzen fröhlich. Vor allem, wenn er mit seinen Freunden Tee trinkt oder mit seinen Hunden spielt. Man könnte meinen, er hätte keinerlei Sorgen. Schwer zu glauben, ich weiß, aber es stimmt. Na ja, Sie werden ja selbst sehen.«

Während er mit Schellenberg sprach, hielt Bormann ein kleines, schwarzes, ledergebundenes Notizbuch in der Hand. Darin pflegte er sämtliche Wünsche und Befehle des Führers festzuhalten. Während der Mahlzeiten mit Hitler machte Bormann ständig Notizen, die dann für irgendeinen Offizier womöglich eine Zurechtweisung oder auch das Todesurteil bedeuteten. Nicht umsonst galt Bormann nach Hitler als der zweitmächtigste Mann in Deutschland. Schellenberg hatte bei seinen wenigen Begegnungen mit dem Führer den Eindruck gewonnen, dass Bormann mitunter auch Dinge als strikten Führerbefehl weitergab, die in Wirklichkeit nur beiläufige Bemerkungen bei Tisch gewesen waren – oder, schlimmer noch, Bormanns eigenen Vorstellungen und Interessen entsprangen.

»Aber«, sagte Bormann, »Sie wollten doch über Himmler reden?« Er klappte das Notizbuch auf und entnahm ihm einen Bleistift, der so stummelig war wie seine Finger. Wie ein Fleischer, der im Begriff war, die Bestellung einer Hausfrau zu notieren – dieses Bild hätte er lustig finden können, wäre ihm die Gefährlichkeit dessen, was er tat, nicht allzu bewusst gewesen.

»Sie wissen ja sicher, dass ich derjenige war, der die Briefe des Führers nach Stockholm gebracht hat«, sagte Schellenberg.

Bormann nickte.

»Und dass ich einigermaßen im Bilde bin, worum es in diesen Briefen geht.«

Bormann nickte wieder.

»Aber vielleicht ist Ihnen ja nicht bekannt, dass Reichsführer Himmler ebenfalls bei den Alliierten vorfühlt, und zwar im

Hinblick auf einen Machtwechsel. Im Anschluss an eine Besprechung im Reichsministerium des Inneren am 26. August reiste ein alter Bekannter Himmlers, Carl Langbehn, nach Bern, um sich mit Allen Dulles zu treffen, dem Leiter der dortigen Stelle des amerikanischen Geheimdienstes.«

Jetzt endlich begann Bormann mitzuschreiben. »Ist das der Chiropraktiker?«

»Nein, das ist jemand anders. Langbehn ist Rechtsanwalt. Ich glaube, seine Tochter geht mit Himmlers Tochter zur Schule, am Walchensee. Wie Sie sich vielleicht erinnern, war es Langbehn, der damals beim Reichstagsbrand den Kommunistenführer Ernst Torgier verteidigt hat. Jedenfalls habe ich einen Spion bei den Freien Franzosen in der Schweiz und bin, dank seiner, im Besitz der Kopie eines nach London gegangenen Telegramms. Darin steht, ich zitiere: ›Himmlers Anwalt bestätigt Hoffnungslosigkeit der militärischen und politischen Lage Deutschlands und ist gekommen, um Friedensfrage zu sondieren.‹ Natürlich werde ich Ihnen alle nötigen Beweisunterlagen für den Verrat des Reichsführers in dieser Angelegenheit zukommen lassen. Ich wollte nicht handeln, ehe ich mir ganz sicher war, verstehen Sie? Man stellt sich nicht gegen Himmler, ehe man sich ganz sicher ist.«

»Sie waren sich doch genauso sicher, als Sie sich gegen Ribbentrop gestellt haben, oder?«, wandte Bormann ein. »Und Sie haben uns seinen Kopf bis heute nicht geliefert.«

»Das stimmt. Aber es war Himmler, der ihm den Hals gerettet hat. Der Einzige, der Himmler den Hals retten kann, ist Hitler.«

»Reden Sie weiter.«

»Ich habe seit einer ganzen Weile den Eindruck, dass Himmler hofft, sich bei den Briten und Amerikanern eine Art persönliche Absolution erwirken zu können, indem er ihnen anbietet, die Macht zu übernehmen und Friedensverhandlungen zu führen,

gleichzeitig aber den Krieg gegen die Sowjetunion fortzusetzen.«

»Und wie stehen Sie dazu, Schellenberg? Zur Fortsetzung des Kriegs gegen die Sowjetunion?«

»Irrsinn. Wir müssen um jeden Preis zu einem Frieden mit den Russen kommen. Meine Quellen sagen, Stalins größte Angst sei es, dass die Rote Armee wegen ihrer entsetzlichen Verluste meutern könnte. Wenn wir vor dem Frühjahr mit den Russen Frieden schließen, werden wir von den Briten und Amerikanern nichts zu befürchten haben. Sie würden es wohl kaum riskieren, eine zweite Front zu errichten, wenn Russland nicht mehr im Krieg wäre. Himmlers Pläne zeugen von völliger Unkenntnis der konkreten politischen Situation, Herr Reichsleiter. Nächstes Jahr hat Roosevelt Wahlen. Es wäre Selbstmord für ihn, in den Wahlkampf zu ziehen, während die amerikanische Armee, um Europa zu befreien, Verluste in der Größenordnung erleidet, wie es jetzt bei der Roten Armee der Fall ist. Was ihr jedoch blühen würde, wenn die Russen nicht mehr Kriegspartei wären.«

Martin Bormann nickte immer noch, hatte aber das Mitschreiben eingestellt. Überhaupt war seine Reaktion nicht so, wie es Schellenberg erwartet hatte. Bormann hasste Himmler. Schellenberg hatte gedacht, er müsste hocherfreut sein, dass man ihm gerade die Mittel an die Hand gegeben hatte, seinen ärgsten Feind zu vernichten.

Nicht minder verblüffend fand Schellenberg das Verhalten des Führers selbst. Beim Abendessen schien Hitler so guter Laune, dass Bormann ihm unmöglich von Himmlers Verrat erzählt haben konnte. Als Hitler aufstand, um den Kaffee im Wohnzimmer zu nehmen, schlüpfte Bormann auf eine schnelle Zigarette nach draußen. Schellenberg folgte ihm.

»Haben Sie’s ihm gesagt?«

»Ja«, sagte Bormann. »Habe ich.«

»Sind Sie sicher?«

»Für wie vertrottelt halten Sie mich? Natürlich bin ich mir sicher.«

»Dann verstehe ich gar nichts. Ich weiß doch noch, wie der Führer vor einem halben Jahr reagiert hat, in Winniza, als die Nachricht von einem schweren Luftangriff auf Nürnberg kam. Wie wütend er da auf Göring war.«

Bormann lachte. »Ja, daran erinnere ich mich auch. War ein erhebender Anblick, was? Seither ist der Fettsack hier gar nicht mehr wohl gelitten.«

»Aber warum ist Hitler dann jetzt nicht wütend? Nach zwanzig Jahren Freundschaft. Warum tobt er nicht vor Wut auf Himmler?«

Bormann zuckte die Achseln.

»Es sei denn …« Schellenberg warf seine Zigarette auf den Boden und trat sie aus. »Natürlich. Das ist die einzige Erklärung. Der Führer hat auf mindestens einen der Briefe, die ich nach Stockholm gebracht habe, Antwort erhalten. Deshalb ist Himmler nicht verhaftet worden, stimmt's? Weil der Führer nicht will, dass irgendetwas diese geheimen Friedensverhandlungen stört. Und weil Himmler jetzt das perfekte Alibi für das hat, was er in den letzten Monaten getan hat.«

Bormann sah in den eisigen, schwarzen ostpreußischen Himmel empor und blies eine lange Rauchsäule aus, als wollte er den Mond vernebeln. Eine Weile sagt er gar nichts, dann stampfte er der Kälte wegen mit den Füßen auf und nickte.

»Sie sind ein gescheiter Mann, Schellenberg. Aber momentan tun sich hier Dinge, an denen Sie nicht teilhaben können. Geheime Dinge. An der diplomatischen Front. Himmler und Ribbentrop haben das Heft in der Hand, im Moment zumindest. Es wird unweigerlich der Moment kommen, an dem wir uns um Himmler kümmern müssen. Das ist dem Führer bewusst. Und

bis dahin ist Ihre Loyalität positiv verzeichnet worden.« Bormann zog ein letztes Mal an seiner Zigarette und schnippte den Stummel zwischen die Bäume. »Außerdem sind Sie unser Ass im Ärmel, Sie wissen doch? Sie und Ihr Kommando von Mördern und Halsabschneidern im Iran. Wenn es mit Hitlers Frieden nichts wird, werden wir Ihr Unternehmen Großer Sprung doch noch brauchen.«

»Verstehe«, sagte Schellenberg düster.

»An Ihrer Stelle würde ich mir nicht zu viele Gedanken machen. Wenn alles klappt, ist der Krieg an Weihnachten vorbei. Und wenn nicht, na ja, dann ist es doch auch gut. Ich meine, die Großen Drei werden doch wohl kaum damit rechnen, dass wir sie umbringen wollen, während wir noch Liebesbriefe mit ihnen wechseln, oder?«

»Nein, wohl kaum.«

Sie kehrten an den Esstisch zurück, wo sie ein spöttischer Hitler empfing.

»Da sind sie ja. Die Nikotinsüchtigen. Wissen Sie was?«, wandte sich Hitler an seine übrigen Essensgäste, zu denen einige Generalstabsmitglieder und zwei, drei Stenographinnen zählten. »Sobald wieder Friede ist, werde ich die Rauchwaren für die Soldaten abschaffen. Wir brauchen unsere Devisen zu Besserem als dazu, Gift bei uns einzuführen. Ich hätte sogar gute Lust, das Rauchen in öffentlichen Gebäuden zu verbieten. So viele Männer, die ich kannte, sind mir an der Tabakvergiftung verloren gegangen. Von meinem Alten Herrn angefangen, dann Dietrich Eckhart, Troost. Bald werden Sie dran sein, Schellenberg, wenn Sie nicht schleunigst aufhören. Das wissen nicht viele Leute, aber ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich früher selbst Raucher war. Das war allerdings vor dreißig Jahren, in Wien. Ich habe von Milch und trockenem Brot gelebt und vierzig Zigaretten am Tag geraucht. Können Sie sich so was vorstellen? Vierzig Stück. Aber eines Tages habe ich

ausgerechnet, dass ich nicht weniger als dreizehn Kreuzer am Tag für Zigaretten ausgegeben habe, mir aber für fünf Kreuzer schon etwas Butter für das Brot hätte kaufen können.« Hitler schmunzelte bei der Erinnerung an seine Wiener Zeit. »Tja, sobald ich diese Rechnung aufgestellt hatte, habe ich meine Zigaretten in die Donau geworfen und nie mehr danach gegriffen.«

Schellenberg unterdrückte das Gähnen und sah verstohlen auf die Uhr, während sich Hitler über die ganzen Brandlöcher beschwerte, die er in den Teppichen und Sitzmöbeln der Reichskanzlei gefunden hatte. Dann kam Hitler abrupt auf das Thema Frieden oder zumindest auf seine persönliche Vorstellung davon.

»In meinen Augen haben wir bei jeglichen Friedensverhandlungen zwei Ziele«, erklärte er. »Erstens, wir müssen Kriegsreparationen vermeiden. Jedes Land muss seine Kriegskosten selbst tragen. Wenn das erreicht ist, können wir unsere Kriegsschulden auf hundert Milliarden Reichsmark jährlich reduzieren. Ich möchte, dass wir das einzige Krieg führende Land sind, das binnen zehn Jahren seine Kriegsschulden los ist und sich konzentrieren kann auf den militärischen Wiederaufbau. Denn als Faustregel gilt, dass mehr als fünfundzwanzig Jahre Frieden für ein Volk schädlich sind. Völker brauchen, genau wie der Einzelne, ab und zu einen gewissen Aderlass, um sich zu regenerieren.

Mein zweites Ziel ist, unseren Nachkommen ein paar Aufgaben zu hinterlassen, die sie lösen können. Wenn wir das nicht tun, werden sie nichts zu tun haben, außer zu schlafen. Deshalb müssen wir uns um jeden Preis gegen die Entwaffnung wehren. Damit wir unseren Nachkommen auch die Mittel hinterlassen können, ihre Aufgaben zu lösen. Ein Friede kann allerdings nur kommen über eine natürliche Ordnung. Die Ordnung setzt voraus, dass die Nationen sich so ineinander

fügen, dass die Befähigten führen. Jeder Friede, der das nicht berücksichtigt, ist zum Scheitern verurteilt.

Durch das Judentum wird diese Ordnung zerstört. Der Jude würde versuchen, diese Verhandlungen zu verhindern, wenn nicht in unserer Hand nach wie vor das Schicksal von über drei Millionen Juden läge. Roosevelt, der um die jüdischen Wählerstimmen in Amerika buhlt, wird nicht die Vernichtung des Restjudentums in Europa riskieren. Ich sage Ihnen: Diese Verbrecherrasse wird ausgemerzt werden in Europa, wenn die Alliierten keinen Frieden schließen. Das wissen sie. Und das weiß ich. Wenn sie aus irgendeinem Grund keinen Frieden schließen, dann nur, weil sie erkannt haben, was ich immer schon sage: Dass die Entdeckung des jüdischen Bazillus eine der größten Erkenntnisse des zwanzigsten Jahrhunderts ist. Ja, die Welt wird ihre Kraft und Gesundheit nur durch die Ausrottung der Juden wiedererlangen.

Wenn die Alliierten keinen Frieden mit uns schließen, dann nur, weil sie die Lösung dieses Judenproblems ebenso sehnlich herbeiwünschen wie wir. Es wird interessant sein zu sehen, was passiert.«

MONTAG, 22. NOVEMBER 1943

KAIRO

DAS VERMEINTLICH GEHEIME HAUPTQUARTIER des britischen Militärgeheimdienstes SOE befand sich in einem Gebäude an der Rostom Street, das, sehr zum Verdruss derer, die dort arbeiteten, jeder Taxifahrer und jedes Straßenkind der Stadt als »das geheime Gebäude« kannte. Seit der Schlacht von El Alamain war es das wichtigste Militärgebäude Kairos. Es lag in einem Block von prächtigen Luxuswohnhäusern, direkt neben der amerikanischen Gesandtschaft und nur einen Steinwurf von »Grey Pillars« entfernt, dem britischen Militärhauptquartier.

Das Areal um die Rostom Buildings war von Kontrollpunkten, Stacheldraht und Dutzenden Soldaten abgeschirmt. Drinnen ging es zu wie in einem geschäftigen Kaufhaus. Von hier aus wurden die gesamten militärischen Aktivitäten auf dem Balkan koordiniert, vor allem das Bemühen, sichere Orte in Jugoslawien zu finden, wo die neuen Militärmissionen Fuß fassen konnten.

»Natürlich sind sie förmlicher als wir«, erklärte General Donovan, während wir einem jungen Lieutenant, der uns zum Büro des operativen Leiters der SOE bringen sollte, die Treppe hinauf folgten. »Aber ich glaube, Sie werden durchaus Gemeinsamkeiten feststellen. Sie sind hauptsächlich Akademiker, wie bei uns. Nur wenige reguläre Militärs. Wahrscheinlich sind die durchschnittlichen Soldaten für diese Aufgabe einfach nicht intelligent genug. Der Mann, der hier nominell das Kommando hat, General Stawell, ist ein gutes Beispiel dafür. Er hat keinerlei Erfahrung mit der Leitung einer Geheimorganisation. Deshalb sprechen wir auch mit seinem Stellvertreter, Lieutenant Colonel Powell. Ganz interessanter

Bursche, dieser Powell. Ich glaube, er wird Ihnen gefallen. War vor dem Krieg Professor, genau wie Sie. Für Griechisch, an der Universität Sydney.«

»Ist er Australier?«

»Du liebe Güte, nein, er ist ein Engländer, wie er im Buche steht. Steif wie ein Brett. Aber so helle wie eine frisch geweißte Wand.«

Mit Donovans Louis-Vuitton-Koffer schleppte ich mich die Treppe hinauf wie ein Mann, der aufs Schafott steigt.

Colonel Enoch Powell war ein eigenartiger Mensch. Donovan und ich sahen in unseren weißen Tropenanzügen wie zwei nicht mehr ganz frische Hochzeitstorten aus, aber Powell trug trotz der Hitze und im Gegensatz zu seinen beiden Untergebenen volle Uniform: bis oben zugeknöpftes Hemd und Krawatte, lange Hose (statt der üblicheren Shorts), Rock und Koppel mit Schulterriemen.

Donovan machte uns bekannt. Mein verwunderter Blick veranlasste Powell, seine Kleidung zu erklären. Er hatte eine melodische Stimme und formulierte Sätze von der Präzision eines Mozart-Concertos.

»Es ist vielleicht merkwürdig, aber ich habe festgestellt, dass das Tragen der vollen Uniform meine Moral hebt«, sagte Powell.

»Vom Temperament her bin ich eher ein Spartaner, wissen Sie.«

Powell zündete sich eine Pfeife an und setzte sich. »Was ich mich gefragt habe: Sind Sie der Willard Mayer, der *Der empirische Mensch* verfasst hat?«

Das bejahte ich.

»In vielerlei Hinsicht ein bewundernswertes philosophisches Werk«, sagte Powell. »Aber absolut falsch. Sie werden mir hoffentlich verzeihen, wenn ich persönlich finde, dass Ihr

Ethikkapitel das pubertärste Stückchen Logik ist, das ich je gelesen habe. Reine Kasuistik.«

»Na ja, Colonel«, sagte ich, »ich bin vom Temperament her Athener. Ich bezweifle, dass ein Athener und ein Spartaner je wirklich einer Meinung sein werden.«

»Wir werden ja sehen«, sagte Powell lächelnd.

»Außerdem habe ich keine Ethiktheorie erster Ordnung aufgestellt, sondern eine Theorie der Logik moralischer Begrifflichkeit.«

»Das haben Sie in der Tat. Ich stelle ja lediglich Ihre implizite Annahme in Frage, dass unsere Moral und unsere ästhetischen Überzeugungen von unseren empirisch gewonnenen Überzeugungen trennbar sind.«

Donovan räusperte sich laut, um die drohende philosophische Debatte bereits im Keim zu ersticken. »Meine Herren«, sagte er.

»Wenn ich Sie bitten dürfte, diese Diskussion auf ein andermal zu vertagen.«

»Unbedingt«, sagte Powell. »Ich würde mich freuen, mit Ihnen diskutieren zu können, Professor Mayer. Vielleicht bei einem Essen heute Abend? Im Gezira Sporting Club?«

»Tut mir Leid, aber da habe ich bereits eine Verpflichtung. Ein andermal vielleicht.«

»Dann reden wir jetzt über Ihre russischen Transkripte«, sagte Powell. »Ich bedaure sehr, Ihnen das sagen zu müssen, aber Chiffreusen sind momentan ziemlich knapp.«

»Chiffreusen?«, fragte Donovan stirnrunzelnd.

»Chiffriererinnen, wenn Ihnen das lieber ist«, sagte der Colonel. »Oder von mir aus auch Dechiffriererinnen. Wie auch immer, wir haben einen gewaltigen Stau von wichtigem Nachrichtenmaterial, das noch der Dechiffrierung harrt. Deutsches Nachrichtenmaterial, dem wir gezwungenermaßen Priorität einräumen müssen. Das ist unser täglich Brot, General

Donovan. Da wir mit der Sowjetunion bisher noch nicht im Krieg sind, wohl aber mit Deutschland, kann ich leider Ihrem Material keine besondere Dringlichkeit geben, mit oder ohne Sowjet-Codeschlüssel. Das verstehen Sie doch, meine Herren?«

Ich sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: »Ja, das verstehe ich vollkommen.«

»Allerdings«, fuhr Colonel Powell fort, »meint unser Major Deakin hier, er habe vielleicht eine etwas unorthodoxe Lösung für Ihr Problem.« Powell drehte sich zu einem der beiden Offiziere, die neben ihm saßen. »Major Deakin hat Geschichte gelehrt, am Wadham College in Oxford«, sagte er, als wäre das irgendwie eine Referenz.

Major Deakin war ein großer, jovialer Mensch mit einem dunklen, gestutzten Oberlippenbärtchen und einem schiefen Grinsen. Er sah gut aus auf die Art, wie man sie bei Helden zweitklassiger Filme findet, nur dass er über dem einen Auge eine lange Narbe hatte. Er klaubte sich einen Tabakkrümel von der Zunge und grinste schief. »Colonel Guy Templin wäre für Sie natürlich der beste Mann gewesen«, sagte er. »Er hat mal bei einer Bank im Baltikum gearbeitet und war Spezialist für alles Russische. Aber leider ist er tot. Herzschlag höchstwahrscheinlich, obwohl hier herumgeredet wird, er sei bestimmt vergiftet worden. ›Gift‹ war nämlich einer von Guys Spitzeln bei den Deutschen. Durch Guys Tod sind wir jetzt ein bisschen unterbesetzt, was das Dechiffrieren angeht.«

Donovan nickte geduldig, in der Hoffnung, dass Major Deakin demnächst zur Sache kommen würde.

»Aber wenn ich’s recht verstehe, sprechen Sie, Professor Mayer, ja fließend Deutsch.«

»Das ist richtig.«

»Gut. Vor ein paar Tagen hat eine Ihrer B-24, von einer Anti-U-Boot-Staffel in Tunis, über dem Golf von Hammamet eine Langstrecken-Focke-Wulf abgeschossen und einen deutschen

Offizier aus dem Wasser gefischt. Wahrscheinlich liegt's daran, dass er auf keinen Fall für einen Spion gehalten werden will, jedenfalls ist er ziemlich gesprächig. Behauptet, er sei bis vor kurzem bei der Wehrmacht-Ermittlungsstelle für Kriegsverbrechen in der Ukraine gewesen.«

Bei den Worten »Kriegsverbrechen« und »Ukraine« horchte ich auf.

»Ich sehe nicht, wie uns das weiterhelfen könnte«, sagte Donovan steif.

»Der Mann behauptet, bevor er zur Wehrmacht-Ermittlungsstelle kam, sei er Nachrichtenoffizier an der Ostfront gewesen. Gut möglich, dass er etwas über die russischen Codes weiß. Also, kurz gesagt, meine Idee ist, dass wir den Jerry dazu bringen, mal zu gucken, ob er irgendwas zur Dechiffrierung von *Bride* beisteuern kann.«

»Wieso glauben Sie, er könnte kooperieren?«

»Wie gesagt, er ist ziemlich scharf darauf, nicht für einen Spion gehalten zu werden. Weil wir dann ja beschließen könnten, ihn zu erschießen. Er ist gar kein so übler Bursche. Ziemlich intelligent. Major Max Reichleitner, so heißt er. Ich glaube, wir könnten ihn ein bisschen in die Zange nehmen. Wie nennt Ihr Amerikaner das Spielchen doch gleich? ›Guter Bulle, böser Bulle?‹

Ich erzähle ihm etwas vom Erschießungskommando, und Sie, Professor Mayer, können Ihre Netter-Amerikaner-Nummer abziehen. Ihn ein bisschen auflockern, mit Zigaretten und Schokolade und dem Versprechen, ihn vor mir zu beschützen. Sie wissen sicher, was ich meine.«

»Wo ist er denn jetzt?«, fragte Donovan.

»Sitzt in einer Zelle in Nummer zehn«, sagte Deakin.

»Können wir jetzt gleich mit ihm sprechen?«, fragte Donovan. »Uns bleibt nicht viel Zeit, bis wir diese Einmalschlüssel den Russen übergeben müssen.«

»Aber gewiss doch«, sagte Powell. »Kümmern Sie sich drum, Deakin, ja?«

Donovan stand auf und ich nahm den Koffer und folgte ihm aus dem Büro.

Draußen vor den Rostom Buildings verabschiedete sich Donovan von mir. Ich war sehr erleichtert.

»Gehen Sie mit Major Deakin«, sagte er. »Ich muss ins Mena House, Mittagessen mit dem Präsidenten. Viel Glück mit Ihrem *Kraut*. Und halten Sie mich auf dem Laufenden. Denken Sie dran, wir haben nur noch fünf Tage, bis wir diese Codeschlüssel den Russen aushändigen müssen.«

Er gab mir einen großen braunen Umschlag mit den russischen Codeschlüsseln. Ich lächelte gezwungen. Aber Donovan war viel zu beschäftigt damit, sich nach seinem Stabsfahrzeug umzuschauen, um mein vermutlich nicht sonderlich beflissenes Gesicht zu bemerken. Deakin aber bemerkte es sofort. Deakin bemerkte überhaupt eine Menge.

»Keine Sorge, Sir«, sagte Deakin zu Donovan. »Der Professor und ich knacken das bestimmt.«

Sobald Donovan weg war, zündete Deakin sich eine Pfeife an und zeigte die Straße hinunter. »Ist nicht weit«, sagte er. »Gleich um die Ecke. Ziemliches Glück übrigens. Dass wir gestern Abend nicht mehr die Zeit hatten, ihn ins BTE zurückzuschicken.«

»Was und wo ist das BTE?«

»Hauptquartier der britischen Truppen in Ägypten. Befindet sich in der Zitadelle. Ist ein ganzes Stück dorthin, deshalb versuchen wir, die Gefangenen, die wir zum Verhör kriegen,

hier zu verhören. In Garden City. Sagen Sie, kann ich Ihnen mit dem Koffer da helfen?«

»Nein, geht schon. Das Ding ist nun mal mein Kreuz. Ich kann’s schon tragen.«

»Ist wirklich ein glücklicher Zufall, dass Sie hier aufgetaucht sind, Professor.«

»Willard. Bitte.«

»Ich heiße Bill«, sagte Deakin. »Freut mich. Wir sind uns übrigens schon mal begegnet. In London, vor etwa sechs Wochen. Ich war beim SIS, bevor ich zur SOE kam. Bin ein Freund von Norman Pearson. Professor Pearson? Der Englischprofessor aus Yale? Sie beide sind eines Nachmittags bei uns in den Broadway Buildings hereingeschneit und haben sich mit Kim Philby unterhalten.«

»Ja, natürlich. Tut mir Leid, dass ich nicht draufgekommen bin. Ich habe auf dieser Englandreise so viele Leute getroffen. Schwer, sich alle Gesichter zu merken.«

»Macht nichts. Wie gesagt, wirklich ein Glück, dass Sie hier sind. Ich meine, Sie als Sonderbeauftragter des Präsidenten und so.«

»Das war damals, Bill. Jetzt bin ich nur Verbindungsoffizier zwischen Donovan und FDR. Das ist ein Codewort, wissen Sie. Für Dienstmädchen, Regieassistent und allgemeiner Handlanger. Ich muss an der Kairoer Konferenz nicht mal teilnehmen.«

»Ja, aber Sie kennen den Präsidenten. Darum geht’s. Und Sie sind akkreditiertes Mitglied seiner Delegation.«

»Das steht in meinem Sicherheitsausweis, ja.«

»Deshalb hatte ich gehofft, wir könnten uns vielleicht gegenseitig helfen, Sie mir auch. Es ist wirklich seltsam. Sie und Major Reichleitner haben beide das Katyn-Massaker untersucht, für Ihre jeweiligen Regierungen.«

»Ja, schon ein bemerkenswerter Zufall.«

»Aber das war *früher*. Er hat uns eine ganze Menge über sich erzählt, will uns aber einfach nicht sagen, was er in der Nähe von Tunis zu suchen hatte. Wohin er wollte. Wie sein Auftrag lautete. Zuerst hat er gesagt, er sei auf dem Weg nach Ankara gewesen, dann aber in schlechtes Wetter geraten, das sie südlich hätten umfliegen müssen. Und dabei sei er dann von Ihren Leuten abgeschossen worden. Aber wir haben die Wetteraufzeichnungen überprüft, und siehe da: An dem Tag herrschten über Südeuropa und dem nördlichen Mittelmeer perfekte Flugbedingungen. Als ich das unserem Jerry erzählt habe – und das ist der Punkt, an dem Sie ins Spiel kommen –, wurde er plötzlich ganz zugeknöpft und hat mir nur erklärt, er müsse unbedingt jemanden aus der engeren Umgebung von Präsident Roosevelt sprechen. Er habe eine wichtige Botschaft, die er nur jemandem aus FDRs Delegation mitteilen könne. Sie sehen also, es ist wirklich eine glückliche Fügung, dass Sie umgekehrt unsere Hilfe brauchen. Wenn er erst mal seine geheimnisvolle Botschaft losgeworden ist, kann ich mir nicht vorstellen, dass er nicht mit Ihnen kooperieren sollte.«

»Ja, das klingt wirklich gut.«

»Wenn’s Ihnen recht ist, spielen wir das Spiel, wie ich gesagt habe. Ich kriege den schwarzen Hut und Sie den weißen.«

»Verstehe.«

Unser Ziel war die Tolombat Street 10. Die britischen Offiziere nannten das Gebäude »Nummer zehn«, aber ansonsten kannte es fast jeder in Kairo als Grey Pillars, wegen der vier korinthischen Kolonnaden, die das stattliche Foyer umrahmten. Hier befand sich das Hauptquartier der britischen Armee in Ägypten, oder besser gesagt, es nahm inzwischen die ganze Straße ein, da es aus seinem ursprünglichen Sitz längst herausgewachsen war. Hinter den Glastüren fühlte man sich eher wie in einer Schweizer Bank als wie in einem Militärhauptquartier, was wahrscheinlich daher rührte, dass vor

den Briten die Trientiner Versicherungsgesellschaft Assicurazoni hier residiert hatte.

Deakin führte mich eine schlichte Marmortreppe hinab und zu einer Reihe improvisierter Gefängniszellen, bewacht von einem bebrillten Lance-Corporal, der eine Nummer von *Saucy Snips* studierte. Als er Major Deakin sah, legte er das obszöne Blatt hastig beiseite, riss sich die Brille herunter und stand stramm. Trotz eines riesigen Deckenventilators war die Hitze im Zellengang kaum zu ertragen.

»Wie geht's unserem Jerry?«, fragte Deakin.

»Behauptet, ihm sei schlecht. Will dauernd zum Khazi.« Khazi war ein britischer Armee-Ausdruck für Klo.

»Ich hoffe, Sie bringen ihn hin, Corporal. Er ist immerhin Offizier. Und zwar im Moment ein verflixt wichtiger.«

»Ja, Sir. Keine Sorge wegen dem Jerry. Sir. Ich kümmere mich um ihn.«

Der Lance-Corporal schloss die Zellentür auf und dort drinnen, auf einer eisernen Bettstatt, lag, nur in seiner Unterwäsche, der deutsche Offizier, der seine jüngsten Erlebnisse offenbar weitgehend unversehrt überstanden hatte. Major Reichleitner war ein massiger Mann mit kurzem blondem Haar und kornblumenblauen Augen. Er hatte ein feistes Kinn und dicke, rosige Lippen. Er erinnerte mich ein wenig an Reichsmarschall Göring. Als er seine beiden Besucher erblickte, schwang er die Beine aus dem Bett. Auch sie waren rosig, mit dichten, kurzen, blonden Haaren, wie ein Zuchtpärchen Chester-White-Schweine. Und sie rochen kaum besser. Er nickte freundlich.

Ich lehnte mich an die Zellenwand und hörte geduldig zu, wie Deakin ein krudes, zwischen den Kiefern zermalmtes Deutsch sprach. Wahrscheinlich die Sorte Deutsch, die Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, bei den berühmten Unterhaltungen mit seinem Pferd gesprochen hatte. Nur die

Franzosen sprachen noch schlechter Deutsch als die Engländer. Ich zündete mir eine Zigarette an und wartete auf das Verb am Ende des Satzes.

»Das ist Major Willard Mayer. Er ist beim amerikanischen Geheimdienst OSS. Er ist als Mitglied von Präsident Roosevelts Delegation nach Kairo gekommen. Aber vorher, als ich ihm in London begegnet bin, war er Sonderbeauftragter des Präsidenten.«

Trotz der Beteuerungen des Lance-Corporal, dass er für Major Reichleitners Wohl sorge, fand ich, dass der Mann eine Rasur und einen Kamm hätte gebrauchen können. Auf der einen Wange hatte er, wohl noch vom Abschuss, ein Brandmal, das seinem Aussehen etwas Kriegerisches gab.

»Was kann ich für Sie tun, Major?«, fragte ich.

»Ich möchte Sie ja nicht beleidigen, Major Mayer«, sagte Reichleitner. »Aber können Sie irgendwie beweisen, dass Sie sind, wofür Sie sich ausgeben?«

Ich zeigte Reichleitner den Sicherheitsausweis für Kairo, den ich am Flughafen erhalten hatte. »Sprechen Sie Englisch?«

»Ein bisschen.« Reichleitner gab mir den Ausweis zurück.

»Worum geht es denn nun?«

»Haben Sie je von dem Massaker im Wald bei Katyn gehört?«, fragte Reichleitner.

»Natürlich.«

»Ich war in der Ermittlungsgruppe.«

»Dann habe ich Ihren Bericht gelesen«, sagte ich und erklärte ihm die Umstände meiner Ernennung zu FDRs Sonderbeauftragtem. »Darüber wollen Sie reden?«

»Nein. Nicht direkt jedenfalls. Über etwas Ähnliches. Mord im großen Maßstab.«

»Ach, na, das ist doch mindestens ein paar Zigaretten wert.«

Ich gab Reichleitner eine Zigarette und zündete sie ihm an, ehe ich ihm das Päckchen hinwarf. Dann setzten wir uns alle drei an den Tisch, als hätten wir vor, eine Runde Karten zu spielen.

»Ihr Bericht war sehr gründlich«, erklärte ich Reichleitner.

»Ich bin jedenfalls zum gleichen Schluss gekommen wie Sie. Dass die Deutschen in diesem konkreten Fall nicht die Massenmörder sind.«

»Ihr Deutsch ist sehr gut«, sagte der Major.

»Das sollte es wohl auch sein. Meine Mutter hat mir immer deutsche Märchen vorgelesen.«

»Ist sie Deutsche?«

»In gewisser Weise. Deutschamerikanerin.« Ich steckte mir die Zigarette zwischen die Lippen und lehnte mich zurück, die Hände in den Hosentaschen. »Sie wollten *mir* doch etwas erzählen, oder?«

»Der Koffer, den Sie gefunden haben, als Sie mich aus dem Wasser gefischt haben«, sagte Reichleitner zu Deakin. »Wo ist der bitte?«

Deakin stand auf und rief etwas durch die Türklappe. Reichleitner sagte nichts, bis der Koffer offen vor ihm auf dem Tisch lag. Er war leer.

»Die Kleidungsstücke, die da drin waren, sind in der Wäscherei«, erklärte Deakin.

»Ja, ich weiß. Das hat mir der Gefreite gesagt. Hätten Sie bitte mal ein Taschenmesser?«

Diesmal zögerte Deakin.

Reichleitner schüttelte lächelnd den Kopf. »Ist schon gut, Major. Mein Wort als Offizier. Ich werde damit nicht auf sie losgehen.«

»Wir haben das Futter schon aufgeschnitten«, sagte Deakin und gab ihm das Messer, das er für seine Pfeife benutzte.

»Er hat ein doppeltes Futter«, sagte Reichleitner. Er klappte Deakins Messer auf und machte sich damit an dem Lederdeckel zu schaffen. »Außerdem muss man wissen, wo man zu schneiden hat. Das hier ist mit ganz feinem Draht zusammengenäht. Mit einem Schnitt löst man vielleicht das Innenfutter, aber nicht das Leder darunter.«

Reichleitner brauchte ein paar Minuten, um den Kofferdeckel herauszulösen. Er legte ihn flach auf den Tisch und klappte ihn dann auf wie eine große Mappe. Zum Vorschein kam eine wasserdichte Verpackung, die mehrere dünne Papierstapel und ein Filmröllchen enthielt.

»Sehr clever«, sagte Deakin.

»Nein«, sagte Reichleitner. »Sie waren nur nicht sorgfältig genug.« Er machte aus den kleinen Papierstapeln einen einzigen Stoß und schob dann die Dokumente zu mir hinüber.

»Nach Katyn«, sagte er, »war das die nächste Ermittlung. Längst nicht so gründlich, aber nicht minder schockierend. Es geht um einen Ort in Russland namens Beketowka. Das größte Lager für deutsche Soldaten, die bei Stalingrad in Gefangenschaft gerieten. Die hier dargestellten Bedingungen gelten für deutsche Kriegsgefangene in allen sowjetischen Lagern. Nur nicht für die SS-Leute. Für die ist alles noch viel schlimmer. Bitte, lesen Sie diesen Bericht. Mehrere Männer sind dafür gestorben, diese Informationen und Fotos aus Russland hinauszuschmuggeln. Ich will Sie jetzt nicht mit genauen Zahlen aufhalten, meine Herren. Ich will mich mit einer Angabe begnügen. Von den zweihundertfünfzigtausend Deutschen, die in Gefangenschaft gerieten, nachdem sie sich bei Stalingrad ergeben hatten, sind inzwischen etwa neunzig Prozent durch Kälte, Hunger, miserable hygienische Bedingungen oder auch schlichten Mord umgekommen. Meine Mission hier ist eine ganz simple. Ich muss diese Akte Ihrem Präsidenten übergeben, verbunden mit folgender Frage: Wenn Ihnen der Tod von siebenundzwanzigtausend Polen nicht ausreicht, um das

Bündnis mit der Sowjetunion aufzukündigen, wie steht es dann mit dem Tod von zweihundertfünfundzwanzigtausend deutschen Gefangenen?«

»Gefunden wurden nur viertausend Polen. Bis jetzt.«

»Es gab noch mehr Gräber«, sagte Reichleitner. »Wir hatten schlicht nicht die Zeit, sie alle zu untersuchen. Aber unsere Nachrichtenquellen in Russland besagen, dass dies nur die Spitze eines Eisbergs sein könnte. Von der einen Million Polen, die 1941 deportiert wurden – wenn es nicht sogar noch mehr waren –, sind inzwischen rund ein Drittel tot. Von vielen weiteren in sowjetischen Arbeitslagern fehlt jede Nachricht.«

»Teufel noch mal«, sagte Deakin schockiert. »Das kann doch nicht wahr sein.«

»Wenn ich nicht gesehen hätte, was ich gesehen habe, würde ich Ihnen vielleicht zustimmen, Major Deakin«, sagte Reichleitner. »Hören Sie, das ist das, was ich weiß. Aber das, was ich befürchte, ist noch viel, viel schlimmer. Deutschland hat auch schreckliche Dinge getan. Mit den Juden in Osteuropa. Aber wir sind Ihr Feind. Die Russen sind Ihre Freunde. Ihre Verbündeten. Und wenn Sie deswegen nichts tun oder sagen, sind Sie genauso schlimm wie die Russen, denn dann billigen Sie das, was sie getan haben.«

Deakin sah mich an. »Diese Zahlen, die er da erwähnt, das kann doch wohl nicht sein.«

»Da bin ich nicht Ihrer Meinung.«

»Aber dreihunderttausend Polen?«

»Männer, Frauen und Kinder«, sagte Reichleitner.

»Nicht auszudenken.«

Reichleitner warf sich auf sein Bett. »Nun gut, ich habe meine Pflicht getan. Es steht alles in der Akte. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, als Sie auch selbst lesen können.«

Deakin klopfte mit dem Pfeifenkopf auf seinen Handballen, suchte meinen Blick und nickte.

»Da sind aber eine ganze Menge Dinge, die Sie uns nicht gesagt haben, Major«, sagte er. »Zum Beispiel, wer Sie auf diese Mission geschickt hat. Und mit wem Sie Kontakt aufnehmen sollten, wenn Sie in Kairo angekommen wären. Sie glauben doch nicht im Ernst, wir nehmen Ihnen ab, dass Sie zur amerikanischen Gesandtschaft marschieren und dieses Dokument dem Präsidenten persönlich übergeben wollten. Wem wollten Sie es anvertrauen?«

»Gute Frage«, sagte ich.

»Vielleicht sind Sie ja selbst kein Spion, aber derjenige, den Sie in Kairo kontaktieren sollten, ist mit ziemlicher Sicherheit einer.«

»Auf diese Mission hat mich Reichsführer Himmler geschickt«, gestand Reichleitner. »Meine Order war, mich als polnischer Offizier auszugeben und mir ein Zimmer im Hotel Shepheard zu nehmen. Ich spreche Polnisch und Englisch. Mein Englisch ist besser, als ich vorhin zugegeben habe. Und ich fürchte, ich wollte genau das tun, was Sie eben gesagt haben. Das Dossier in die amerikanische Gesandtschaft bringen. Nabatat Street 24, nicht wahr? Hier in Garden City.«

Deakin nickte mir zu. »Die Adresse stimmt.«

»Ich sollte das Dossier in ein Päckchen packen, adressiert an Ihren amerikanischen Gesandten Mr. Kirk. Ich hatte einen Begleitbrief an Mr. Kirk dabei, aber den habe ich verloren, als ich ausgestiegen bin, genau wie meinen polnischen Pass.«

»Sehr praktisch«, sagte Deakin.

Reichleitner zuckte die Achseln. »Wüssten Sie etwas Besseres, um den Amerikanern eine Akte zukommen zu lassen, als sie einfach in der Gesandtschaft abzugeben? Ich *kenne* Kairo. Ich war vor dem Krieg oft hier. Wozu hätte ich da eine

Kontaktperson brauchen sollen? Das hätte mich und meine Mission nur gefährdet.«

»Eine Kontaktperson hätte Ihnen helfen können, wieder aus Ägypten hinauszukommen«, schlug ich vor.

»So schwer ist das nicht, wenn man Geld hat.«

»Er hatte mehrere hundert Pfund bei sich, als wir ihn aufgefischt haben«, erklärte Deakin.

»Neunzig Minuten mit dem Zug nach Alexandria«, sagte Reichleitner. »Dann per Schiff nach Jaffa in Palästina. Von da ist es nicht schwer, nach Syrien und dann in die Türkei zu kommen. Ich bin oft in Ankara.«

»Trotzdem werden wir Sie wohl wegen Spionage vor Gericht stellen müssen«, sagte Deakin.

»Was?« Reichleitner sprang vom Bett auf und zeigte auf die Unterlagen, die er aus Deutschland mitgebracht hatte. »Ich bin hierher gekommen, um Ihnen Informationen zu bringen, nicht um zu spionieren. Welcher Spion bringt denn Papiere und Fotomaterial mit? Können Sie mir das mal sagen?«

»Das könnten Fälschungen sein«, sagte Deakin. »Gezielte Falschinformation, um einen Keil zwischen uns und unsere russischen Verbündeten zu treiben. So etwas nennen wir Sabotage. Genau wie wenn jemand eine Ölraffinerie oder ein Offizierskasino in die Luft jagt.«

»Sabotage? Aber das ist doch idiotisch.«

Deakin nahm die Beketowka-Unterlagen vom Tisch. »Das muss alles evaluiert werden. Und wenn es der Prüfung nicht standhält, könnten Sie sich vor einem Erschießungskommando wiederfinden.«

Der Deutsche schloss die Augen und stöhnte. »Aber das ist doch absurd«, sagte er.

»Major Deakin«, sagte ich und legte die Hand auf die Papiere. »Könnte ich vielleicht kurz allein mit Major Reichleitner

sprechen? Keine Sorge, er wird mir schon nichts tun, stimmt's, Major Reichleitner?«

Reichleitner seufzte und schüttelte den Kopf.

»Meinetwegen«, sagte Deakin. »Wenn Sie sich da ganz sicher sind.« Er klopfte an die Tür, um den Lance-Corporal herbeizurufen, und gleich darauf waren Reichleitner und ich allein.

»Mir geht es nicht so gut«, stöhnte der Deutsche.

Ich nahm mir eine Zigarette aus dem Päckchen, das ich dem Major gegeben hatte. »Ich kann Ihnen nachher ein paar Medikamente besorgen. Wenn Sie möchten.«

Major Reichleitner nickte. »Es ist der Magen.«

»Ich habe gehört, in diesem Land kriegt es jeder am Magen. Anscheinend habe ich bisher Glück gehabt. Aber von Zigaretten und Scotch kann man sich wohl auch nicht viel einfangen.«

»Ich weiß nicht, ob es vom Essen kommt oder ob es einfach nur die Nerven sind. Glauben Sie, dieser Idiot von Engländer will mir wirklich wegen Spionage den Prozess machen?«

»Ich könnte ihn wahrscheinlich davon abbringen. Wenn Sie mir einen kleinen Gefallen tun.«

Es war ein gefährliches Spiel, das ich zu spielen beschlossen hatte. Aber jetzt, da ich Major Reichleitner kennen gelernt hatte, schien mir dieses Spiel kontrollierbar. Ich war zu dem Schluss gekommen, dass ich immer noch lieber wissen wollte, was dieses *Bride*-Material enthielt, als in Angst vor dem zu leben, was es enthalten könnte. Wenn es Reichleitner wirklich gelang, das Material zu dechiffrieren, würde ich mir etwas einfallen lassen. Jemanden wie Reichleitner, einen Kriegsgefangenen, mit Hilfe von Zigaretten, etwas Scotch und ein paar Medikamenten im Griff zu behalten, war bestimmt wesentlich leichter, als es mit einem Alliierten-Offizier von der SOE zu tun zu haben.

»Was für einen Gefallen?« Der Deutsche runzelte misstrauisch die Stirn. »Hören Sie, falls Sie Informationen wollen, ich kann Ihnen nichts sagen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Arbeit der Wehrmacht-Ermittlungsstelle für den amerikanischen Geheimdienst von großem Interesse ist.«

»Wenn ich Deakin richtig verstanden habe, waren Sie, bevor Sie zur Ermittlungsstelle kamen, bei einem Nachrichtenbataillon an der Ostfront.«

»Das ist richtig. Im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte in Smolensk. Mein Gott, das scheint mir hundert Jahre her.«

»Warum hat man Sie in die Katyn-Ermittlungsgruppe geholt?«

»Zum einen wegen meiner Sprachkenntnisse. Ich spreche Russisch und Polnisch. Meine Mutter stammt aus einer russisch-polnischen Familie. Und zum anderen, weil ich, ehe ich zur Wehrmacht gegangen bin, in Wien Detektiv war. Kryptologie war immer schon so eine Art Hobby von mir.«

»Was Sie da vorhin über die Russen gesagt haben – ich wollte vor Deakin nicht darauf eingehen, aber es gibt jede Menge Amerikaner, für die Russland der eigentliche Feind ist, nicht Deutschland. Mein Boss beim OSS zum Beispiel. Er hasst die Bolschewiken. So sehr sogar, dass er innerhalb des OSS eine geheime Abteilung eingerichtet hat, um gegen die Russen zu spionieren. Schon seit einiger Zeit überwachen wir den Funkverkehr der Sowjets in Washington. Wie es scheint, spioniert unser Verbündeter gegen uns.«

Der Deutsche sagte achselzuckend: »Wer mit Hunden zu Bett geht, steht mit Flöhen auf.«

»Vor kurzem sind wir in den Besitz einiger sowjetischer Einmalschlüssel gekommen. Aus politischen Gründen wurde beschlossen, diese Schlüssel den Russen zurückzugeben. Doch bis dahin will mein Boss sie noch bestmöglich nutzen, in der Hoffnung, dass wir so Hinweise bekommen, wer diese russischen Spione in Washington sind. Die Briten können uns da

nicht viel helfen. Sie sind, offen gestanden, schon mit deutschen Funksprüchen überlastet. Aber mir kam der Gedanke, Sie hätten vielleicht durch Ihre Arbeit an der Ostfront Erfahrung mit russischen Chiffriermethoden. Und in Anbetracht Ihres offenkundigen und durchaus verständlichen Wunsches, einen Keil zwischen uns und die Russen zu treiben, dachte ich, Sie würden vielleicht gern mal einen Blick auf das werfen, was wir haben.«

»Und als Gegenleistung überreden Sie Deakin, diese Spionageanklage fallen zu lassen, ist das das Geschäft?«

»Ja.«

Reichleitner nahm sich eine Zigarette, zündete sie an und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen. »Haben Sie das Material dabei?«, fragte er.

»Draußen.«

Er sah kurz weg, sagte dann achselzuckend: »Wäre vielleicht nicht schlecht, etwas zu tun zu haben. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie langweilig es hier drinnen ist. Und ein paar simple Annehmlichkeiten wären auch nicht übel. Noch mehr von diesen amerikanischen Zigaretten. Etwas Anständiges zu essen. Bier. Ein bisschen Wein vielleicht.«

»In Ordnung.«

»Und vergessen Sie das Medikament nicht. Mein Magen fühlt sich an, als ob da eine Rattensippe drin haust.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann.«

»Aber ich sag's Ihnen offen, fünf Tage dürften kaum reichen. Selbst mit den Schlüsseln. In kryptologischer Hinsicht geht der Iwan kein Risiko ein. Bei den meisten Systemen machen die Funker früher oder später Kompromisse, weil die völlige Verschlüsselung sehr zeitaufwändig ist. Aber der Russe nimmt es sehr genau mit der Nachrichtensicherheit. Und ich würde mal sagen, einen Klartext kriegen Sie in der kurzen Zeit nicht. Es ist

sehr wahrscheinlich, dass sie für dies und jenes Codewörter benutzt haben.«

Reichleitner sah mich an. Ich schaute einfach nur zurück. Dann wandte er den Blick ab und nahm sich noch eine Zigarette.

»Aber Sie haben Glück, weil ich viele von diesen Codewörtern kenne. Zum Beispiel weiß ich, dass, wenn das Wort ›Gepäck‹ auftaucht, ›Post‹ gemeint ist. ›Novator‹ heißt ›Geheimagent‹ und ›Sparta‹ steht für ›Russland‹. Solche Dinge. Wir werden ja sehen, wie weit wir kommen.«

Ich stand auf und streckte ihm die Hand hin. »Klingt, als wären wir uns einig«, sagte ich.

Von Grey Pillars nahm ich ein Taxi zurück zum Shepheard. Als ich mich im Sitz zurücklehnte, kroch ein riesiger Kakerlak über das plüschbezogene Armaturenbrett. Der Fahrer nahm das glänzend braune Insekt offenbar überhaupt nicht wahr. Das schien mir doch etwas über das Land auszusagen, in dem ich mich befand.

Um sieben Uhr ging ich hinunter, frisch gebadet und zum Dinner umgekleidet. Corporal Coogan wartete, wie verabredet, vor dem Hotel im Wagen auf mich. Wir fuhren wieder nach Garden City, das, obwohl sich jetzt das britische Militärhauptquartier und der Sitz der SOE hier befanden, immer noch als Kairos nobelstes Wohnviertel galt.

Eine Serie schmaler, gewundener Straßen, die in unregelmäßigen Abständen den Namen wechselten und nicht selten wieder am Ausgangspunkt endeten, führten durch eine Gegend aus üppigen Gärten, in denen große, weiße Villen standen. Einige hätte man wohl getrost als Paläste bezeichnen können. Schließlich war ich ja auch bei einer Prinzessin zum Dinner geladen.

Ich kam schon etwas früher, weil ich mir sagte, dass wir uns bestimmt viel zu erzählen hätten.

Elenas Haus, gleich neben der ehemaligen italienischen Gesandtschaft in der Harass Street, war eine weiße Villa im französisch-mediterranen Stil, mit großen, durchgehenden Balkonen und hohen Fenstern, durch die die Sphinx leicht hindurchgepasst hätte. Ein schmiedeeiserner Zaun umfriedete einen weitläufigen Garten, den ein von lila und roten Bougainvilleen umgebener, stattlicher Mangobaum dominierte.

Das Tor öffnete ein hoch gewachsener Mann mit einer weißen Galabya und einem roten Tarbusch. Er schickte mich einen Plattenweg entlang und ein paar Stufen zu einer riesigen Terrasse hinauf, wo bereits ein, zwei Gäste mit Cocktailgläsern herumstanden. Es war ein schwül-heißer Abend. Die Luft fühlte sich an wie warme Melasse. Im ganzen Haus brannte Licht, und brennende Fackeln illuminierten den Weg zum Vordereingang, wo ein weiterer weiß gewandeter Mann ein Tablett mit Drinks hielt.

Ich nahm mir ein wohl gefülltes Glas Sekt und erklomm dann die Stufen. Oben stand, von Diamanten nur so triefend, Elena in einem tief dekolletierten fliederfarbenen Cocktailkleid, das lange blonde Haar kunstvoll aufgetürmt. Es war schwer zu glauben, dass ich mit dieser Frau, jedenfalls eine Zeit lang, das Bett geteilt hatte.

»Willy-Darling.«

»Du weißt ja noch meinen zweiten Vornamen.«

»Wie schön, dich wieder zu sehen. Den gescheitesten Mann, den ich je gekannt habe.«

Das klang, als wäre ich eine Weile tot gewesen. Und vielleicht stimmte das ja auch. Seit meiner Abreise aus Washington hatte ich mich tatsächlich wie ein Mensch ohne Zukunft gefühlt. Zum ersten Mal seit einer Woche merkte ich, wie ich lächelte. Ich bemühte mich sehr, den Blick auf ihrem Gesicht zu lassen.

»Und du. Du siehst phantastisch aus. Immer noch die Schönste von allen.«

Sie klapste mir spielerisch mit einem kleinen Fächer auf die Schulter. »Du weißt genau, dass keine anderen Frauen hier sind. Noch nicht.«

»Das habe ich gar nicht mitgekriegt. Ich habe überhaupt nichts mehr mitgekriegt, seit ich dich gesehen habe.«

Das stimmte. So war Elena. Sie blendete regelrecht, aber nur Männer. Ich war noch nie einer Frau begegnet, die sie mochte.

Und ich konnte es den Frauen nicht verdenken. Gegen Elena hätte es selbst Delilah schwer gehabt. Sie überstrahlte alles. Was zur Folge hatte, dass ihr Licht immer von einer Menge Motten umschwirrt war. Ein paar sah ich auch jetzt auf der Terrasse. Die meisten Motten trugen britische Uniformen.

Elena umarmte mich herzlich, nahm mich dann am Arm und führte mich durch die Terrassentür in einen riesigen Salon, möbliert in opulentem Second Empire mit einem Hauch Levante. Der Graf von Monte Christo und Prinzessin Haydee, die Tochter des Ali Pascha, hätten hier zusammen kein bisschen deplatziert gewirkt. Wasserpfeifen, Wandteppiche und orientalistische Ölgemälde von Frederick Goodall mit Harem- und Sklavenmarktszenen gaben dem Raum etwas von einem Bühnenbild für ein schwülerotisches Stück. Wir ließen uns auf einem breiten Empire-Sofa nieder.

»Ich will dich ganz für mich allein, bis die anderen Gäste kommen. Damit du mir erzählen kannst, was du in der Zwischenzeit gemacht hast. Gott, wie schön, dich wieder zu sehen, Darling. Glaub nicht, ich wüsste nicht von deinem Buch. Ich habe sogar versucht, es zu lesen, nur leider habe ich kein Wort verstanden. Du bist doch nicht verheiratet?«

»Nein, bin ich nicht.«

Sie schien irgendetwas zwischen den Furchen auf meiner Stirn zu lesen.

»Die Ehe ist nichts für dich, Willy-Darling. Nicht für jemanden mit deinem Aussehen und deinem Sexualtrieb. Lass es

dir von einer gesagt sein, die sich da auskennt. Freddy war in vielerlei Hinsicht ein wunderbarer Ehemann, aber was das angeht, war er wie du. Konnte einfach die Finger nicht von anderer Leute Frauen lassen. Und deshalb ist er jetzt nicht mehr am Leben.«

Es war fünf Jahre her, dass ich Elena das letzte Mal gesehen hatte. Nachdem ich Berlin verlassen hatte, war sie nach Kairo gegangen, als Frau eines steinreichen ägyptischen Bankiers, eines Kopten namens Rashdi, der es schaffte, 1941 beim Kartenspiel erschossen zu werden. Bill Deakin hatte mir erzählt, Elena sei in Kairo berühmt, was nicht weiter verwunderlich war. Und er hatte mir auch erzählt, sie wolle unbedingt ihr Teil für die Alliierten tun und gebe regelmäßig Soireen für SOE-Offiziere, die gerade Urlaub hatten. Elenas Partys seien fast so berühmt wie sie selbst.

»Also, was machst du in Kairo? Ich nehme an, es hat etwas mit dieser Konferenz zu tun.«

Ich erzählte Elena, dass ich beim OSS sei, als Verbindungsoffizier des Präsidenten fungierte und als Roosevelts Sonderbeauftragter in London gewesen sei, um das Katyn-Massaker zu untersuchen. Elenas Vater, Fürst Pontiatowski, und seine Familie hatten 1920 im russisch-polnischen Krieg ihren Familienbesitz in den Kresy, den Gebieten im Nordosten Polens, verlassen müssen. Sie hatten ihre Ländereien nie wiederbekommen. Schon deshalb hielt Elena nicht viel von den Russen.

»Heute Abend kommen etliche polnische Offiziere. Du wirst feststellen, dass fast jeder von ihnen jemanden gekannt hat, der in Katyn ermordet wurde«, sagte sie. »Ich muss ein paar von ihnen dazu bringen, dir zu erzählen, was in Polen wirklich passiert ist. Sie werden ja so froh sein, einen Amerikaner zu treffen, der etwas von den Ereignissen in Polen weiß. Die meisten deiner Landsleute wissen davon nämlich gar nichts. Sie wissen nichts, und ich glaube, es interessiert sie auch nicht.«

Auf einem Tisch stand die Marmorstatue eines griechischen Helden, der von einem Löwen angegriffen wurde. Der Löwe hatte ihm die Zähne tief ins nackte Hinterteil geschlagen. Der Anblick gab mir ein unangenehmes Gefühl. Einen Moment hatte ich die Vision, wie sich an der Dinnertafel ein verärgerter polnischer Offizier in ganz ähnlicher Weise über meinen dünnen Yankeearsch hermachte.

»Weißt du, Elena«, sagte ich, »es wäre mir lieber, du würdest nichts von meiner Arbeit für den Präsidenten sagen.«

»Ich werde es versuchen, Darling. Aber du kennst mich ja. Mit Geheimnissen bin ich hoffnungslos. Ich sage den Jungs, die hierher kommen, immer: ›Erzählt mir bloß nichts.‹ Ich kann einfach nichts für mich behalten. Ich bin nun mal eine unverbesserliche Klatschbase, schon seit meiner Schulzeit. Weißt du noch, was der kleine Doktor mal zu mir gesagt hat?«

Ich wusste, sie meinte Joseph Goebbels, den wir beide in Berlin ganz gut gekannt hatten.

»›Es gibt zwei Möglichkeiten, wie ich etwas in die Welt hinausposaunen kann‹«, sagte sie auf Deutsch und ahmte dabei perfekt Goebbels' makelloses, professorales Hochdeutsch nach. »›Ich kann meiner Sekretärin im Leopold-Palais eine Verlautbarung auf den Schreibtisch legen. Oder ich kann Prinzessin Elena Pontiatowska etwas streng vertraulich erzählen.‹«

Ich lachte. Ich erinnerte mich an die Situation, in der Goebbels das gesagt hatte, nicht zuletzt, weil ich in jener Nacht zum ersten Mal mit Elena geschlafen hatte. »Ja, genau. Ich erinnere mich.«

»Manchmal vermisse ich ihn«, seufzte sie. »Ich glaube, er war der einzige Nazi, für den ich je etwas übrig hatte.«

»Er war auf jeden Fall der cleverste Nazi, den ich je gekannt habe«, gab ich zu.

Sie seufzte wieder. »Ich glaube, ich muss jetzt mal zu meinen anderen Gästen gehen.«

»Es ist deine Party.«

»Du weißt nicht, wie das ist, Darling. Diese Art Truppenunterhaltung. Sie bilden sich alle ein, irgendwelche Chancen zu haben. Vor allem der Graf.«

»Der Graf?«

»Mein polnischer SOE-Oberst, Wladislaw Pulnarowicz. Karpaten-Schützenbrigade. Er wird dich wahrscheinlich zum Duell fordern, wenn er mich so mit dir reden sieht.«

»Warum machst du's dann? Diese Truppenunterhaltung.« Ich lachte. »Du liebe Güte, das klingt, als wärst du Bob Hope. Finanziert Pepsodent diese Party?«

»Ich tue es natürlich zur Hebung der Moral. Die Moral ist den Briten sehr wichtig.« Sie stand auf. »Komm. Ich möchte dich mit ein paar Leuten bekannt machen.«

Sie nahm mich wieder am Arm und führte mich zurück auf die Terrasse, wo mich jetzt mehrere britische und polnische Offiziere misstrauisch beäugten. Inzwischen waren auch andere Frauen auf der Party, aber ich beachtete sie gar nicht. Ich folgte Elena wie ein Hündchen über die Terrasse, während sie mich diesem und jenem vorstellte. Und ich brachte sie zum Lachen. Genau wie damals in Berlin.

Schließlich gingen wir zum Essen nach drinnen. Ich saß zwischen Elena und ihrem polnischen Oberst, der nicht allzu erfreut schien, dass ich seinen Platz an Elenas rechter Seite besetzt hatte. Er war ein auffallend attraktiver Mann mit dunklem Haar, energischem Kinn, einem Fairbanks-Bärtchen und einer wunderschönen Stimme, die unter dem scharf riechenden Knaster, aus dem er seine ordentlichen kleinen Zigaretten drehte, nicht weiter gelitten zu haben schien. Ich lächelte ihn ein paarmal an und versuchte sogar, wenn ich gerade nicht mit Elena sprach, ein bisschen Konversation zu machen. Der Oberst antwortete meistens einsilbig und ein-, zweimal auch gar nicht. Er säbelte einfach nur an einem Stück

Huhn herum, als wäre es die Kehle eines Deutschen. Oder meine. Er war übrigens nicht der einzige Pole an der Tafel, nur der unfreundlichste. Im Ganzen waren achtzehn Gäste da, von denen noch mindestens fünf weitere Offiziere die Schulterstücke der polnischen Armee trugen. Sie waren weit gesprächiger. Nicht zuletzt, weil Elena über unerschöpfliche Vorräte an exzellenten Weinen und Spirituosen zu verfügen schien. Es gab sogar Wodka aus der berühmten polnischen Brennerei Lancut.

Gegen Ende des Mahls zündete ich Elena und mir Zigaretten an und fragte sie dann, wieso es in Ägypten so viele Polen gab.

»Nachdem die Russen in Polen einmarschiert sind«, sagte sie, »wurden viele Polen in die südlichen Sowjetrepubliken deportiert. Als dann die Deutschen Russland angegriffen hatten, ließen die Russen viele Polen im Iran und im Irak frei. Die meisten schlossen sich der polnischen Armee General Anders' an, um gegen die Nazis zu kämpfen. Hier in Nordafrika standen die polnischen Truppen unter dem Oberbefehl von General Sikorski. Aber wie du ja weißt, ist das Verhältnis zwischen den Polen und den Russen jäh umgekippt, als die Leichen im Wald bei Katyn entdeckt wurden.

Sikorski verlangte, dass das Rote Kreuz die Gräber untersuchen solle. Daraufhin hat Stalin alle Beziehungen zur polnischen Armee abgebrochen. Vor ein paar Monaten ist Sikorski bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Ein Unfall, hieß es. Aber es gibt in ganz Nordafrika und Ägypten keinen Polen, der nicht glaubt, dass er von Stalins NKWD umgebracht wurde.«

Ein Hauptmann an Elenas linker Seite war ebenfalls Pole. Er hörte mit und steuerte ein paar Kommentare bei, die zweifelsfrei bezeugten, dass Elena, entgegen meiner Bitte, längst allen alles erzählt hatte, was meinen Katyn-Bericht für FDR betraf.

»Sie hat Recht«, sagte er. »Es gibt in Nordafrika keinen einzigen Polen, der Stalin traut. Bitte teilen Sie das Roosevelt

mit, wenn Sie Ihren Bericht erstellen. Sagen Sie's ihm, wenn Sie in Teheran sind.«

Ich zuckte die Achseln. »Da wissen Sie offenbar mehr als ich«, sagte ich.

»Dass die Konferenz der Großen Drei in Teheran stattfindet?«

Er lachte. Hauptmann Skomorowski war ein massiger Mann mit dunklem Haar und einer Nase, so spitz wie der Lieblingsbleistift eines Zeichners. Er nahm alle paar Minuten seine Brille ab und putzte sie. Er lachte wieder. »Das ist kein großes Geheimnis.«

»Nicht schwer zu erraten, warum«, sagte ich pointiert.

»Wirklich, Darling«, sagte Elena. »*Jeder* in Kairo weiß das mit Teheran.«

Elenas Oberst lachte verächtlich, als er meinen erstaunten Blick sah. Allmählich konnte ich ihn ebenso wenig leiden wie er mich.

»O ja«, sagte er. »Wir wissen alle von dem Treffen der Großen Drei in Teheran. Wo es übrigens ebenfalls jede Menge Polen gibt. Über zwanzigtausend, nur zu Ihrer Information. In Teheran leben so viele Polen unter so elenden Bedingungen, dass die Perser unser Volk schon bezichtigen, Typhus in der Stadt zu verbreiten. Stellen Sie sich das mal vor. Falls Sie das können.«

»Im Moment versuche ich mir noch vorzustellen, warum ein Oberst am Esstisch so freizügig mit solchen Informationen umgeht«, sagte ich steif. »Wissen Sie denn nicht, dass die Wände Ohren haben? Obwohl ich allmählich glaube, dass die Wände in Polen stattdessen Zungen haben.«

»Was wisst ihr Amerikaner schon von Polen?«, erwiderte er.

»Waren Sie überhaupt je in Polen?«

»Nach meinen letzten Informationen ist es voll von Deutschen.«

»Nehmen wir mal an, das heißt nein.« Der Oberst schnaubte abschätzig und sah seine Mitoffiziere an. »Das macht ihn doch wirklich zum idealen Mann, um für den Präsidenten der Vereinigten Staaten einen Bericht über Katyn zu erstellen. Noch so ein ignoranter Amerikaner, der keine Ahnung von Polen hat.«

»Wladislaw, das reicht«, sagte Elena.

»Jeder weiß doch, dass Roosevelt und Churchill Polen verraten werden.« Skomorowski blieb am Ball.

»Das können Sie doch wohl nicht ernsthaft glauben«, erklärte ich. »Großbritannien und Frankreich sind für Polen in den Krieg gezogen.«

»Mag sein«, sagte Oberst Pulnarowicz, und seine Augen flammten auf. »Aber werden es die Briten und die Franzosen sein, die die Deutschen aus Polen hinauswerfen? Oder werden das die Russen tun? Für uns gibt es keinen Unterschied zwischen den Russen und den Deutschen. Das ist es, was die Amerikaner einfach nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Niemand kann sich vorstellen, dass die Russen Polen je wieder hergeben, wenn die Rote Armee es erst einmal besetzt hat. Wird Roosevelt Stalin dazu bringen, Land zurückzugeben, für das die Rote Armee so viele Männer geopfert hat? Ich höre Stalin jetzt schon lachen.«

»Wenn der Krieg vorbei ist«, mischte sich ein dritter polnischer Offizier ein, »wird man feststellen, dass Stalin viel schlimmer war als Hitler. Hitler will nur die Juden ausrotten. Stalin aber versucht, ganze Volksschichten zu eliminieren. Nicht nur die Bourgeoisie und den Adel, auch die Bauern. In der Ukraine sind Millionen gestorben. Vor die Wahl zwischen Hitler und Stalin gestellt, würde ich jederzeit Hitler nehmen. Stalin ist der Vater der Lügen. Verglichen mit ihm ist Hitler nur sein Lehrjunge.«

»Roosevelt und Churchill werden uns verraten und verkaufen«, sagte Skomorowski. »Das ist es, wofür wir kämpfen. Zwei Messer im Rücken.«

»Ich glaube nicht, dass das stimmt«, sagte ich. »Ich kenne Franklin Roosevelt. Er ist ein anständiger, ehrenhafter Mann. Er ist nicht der Mensch, der irgendjemanden verrät oder verkauft.«

Aber meine Argumente kamen nicht gerade von Herzen. Ich konnte nicht umhin, an mein Gespräch mit dem Präsidenten über dieses Thema zu denken. Er hatte nicht gerade wie jemand geklungen, der sich in irgendeiner Weise moralisch verpflichtet fühlte, für die Interessen Polens einzutreten. Er hatte eher wie jemand geklungen, der Stalin unbedingt begütigen wollte, so ähnlich wie es der ehemalige britische Außenminister Neville Chamberlain mit seiner Appeasement-Politik Hitler gegenüber getan hatte.

»Dieser Bericht, den Sie da erstellen«, sagte Pulnarowicz. Er zündete sich eins seiner Zigarettchen an und blies mir den Rauch ins Gesicht. Es sollte nach Gedankenlosigkeit aussehen, nicht nach Absicht. »Heißt das, die Amerikaner werden dem, was bei Katyn geschehen ist, mehr Beachtung schenken als die Briten?«

Ich hatte keine Lust, ihm zu erzählen, dass mein fertiger Bericht bereits auf direkten Befehl des Präsidenten zu den Akten gelegt worden war, genau wie der Oberst vermutete.

»Ich erstelle nur einen Bericht. Politische Entscheidungen zu treffen, ist nicht mein Job.«

»Wenn Sie einen Bericht erstellen, was machen Sie dann hier in Kairo?«, wollte Skomorowski wissen.

»Sie sind Pole. Ich rede doch mit Ihnen, oder?« Ich grinste ihn an. »Es wäre doch schrecklich, wenn mir die Gelegenheit entgangen wäre, Sie alle heute Abend hier zu treffen. Außerdem muss ich nicht in Washington sein, um einen Bericht zu schreiben.« Ich hielt einen Moment inne. »Wobei ich mich nicht

im Mindesten verpflichtet fühle, mich in dieser Runde zu rechtfertigen.«

Skomorowski sagte achselzuckend: »Oder ist es vielleicht so, dass Sie, indem Sie sich mit dem Bericht Zeit lassen, Roosevelt eine hochwillkommene Ausrede liefern, die ganze Sache auf die lange Bank zu schieben?«

»Steht Katyn überhaupt auf der Tagesordnung für Teheran?«, fragte Pulnarowicz. »Werden Sie auch nur darüber reden?«

»Ich weiß wirklich nicht, was auf der Tagesordnung für Teheran steht«, sagte ich wahrheitsgemäß. »Aber selbst wenn ich es wüsste, würde ich es ganz sicher nicht mit Ihnen erörtern. Solche Gespräche sind nicht gerade sicherheitsdienlich.«

»Sie haben doch gehört, was die Prinzessin gesagt hat«, sagte Pulnarowicz. »Es geht doch in ganz Kairo herum.«

Elena drückte meinen Arm. »Willy-Darling, wenn du länger hier wärst, würdest du merken, wie wahr das ist. In Kairo kann man einfach nichts geheim halten.«

»Das sehe ich«, sagte ich pointiert. Dennoch fiel es mir schwer, ihr böse zu sein. Es war mein Fehler, nicht bedacht zu haben, was für eine Klatschbase sie war.

»Aber Polen gibt es sowieso nicht«, setzte Pulnarowicz mit einem bitteren Lächeln hinzu. »Nicht mehr, seit Stalin im Januar verfügt hat, dass alle polnischen Staatsbürger ab sofort als Sowjetbürger zu behandeln seien. Sie behaupten, die Polen sollten die gleichen Rechte haben wie die Sowjetbürger.«

»Das gleiche Recht, ohne Prozess erschossen zu werden«, sagte Skomorowski. »Das gleiche Recht, in ein Arbeitslager verschleppt zu werden. Das gleiche Recht zu verhungern.«

Alle lachten. Es war offensichtlich ein einstudiertes Stück, das die beiden Polen schon öfter zum Besten gegeben hatten.

»Der Schlüssel zu dem ganzen Problem ist Stalin selbst«, sagte Skomorowski. »Wenn Stalin beseitigt würde, dann würde der

ganze Sowjetkommunismus in sich zusammenbrechen. Das ist der einzige Weg, den ich sehe. Solange Stalin am Leben ist, werden wir nie ein freies, demokratisches Polen haben. Er gehört umgebracht. Ich würde es selbst tun, wenn ich je nur den Hauch einer Chance hätte.«

Es folgte ausgedehntes Schweigen. Selbst Hauptmann Skomorowski schien einzusehen, dass er zu weit gegangen war. Er nahm die Brille ab und putzte sie wieder.

»Also, ich weiß nicht«, sagte Major Sernberg. »Wirklich nicht.«

»Sie müssen Hauptmann Skomorowski entschuldigen«, erklärte Pulnarowicz dem Major. »Er hielt sich gerade in Moskau auf, als die Russen in Polen einmarschierten, und war daraufhin eine Zeit lang Gast des NKWD. Im Ljubjanka-Gefängnis. Und dann in einem ihrer Arbeitslager. In Solowki. Er weiß alles über die sowjetische Gastfreundschaft, nicht wahr, Josef?«

»Ich glaube«, sagte Elena im Aufstehen, »es reicht jetzt mit diesem Gespräch.«

Danach hörten wir zu, wie einer der britischen Offiziere Klavier spielte. Das besserte die allgemeine Laune auch nicht. Kurz vor Mitternacht hörten Elenas Bedienstete auf, Alkohol nachzuschenken. Und nach und nach gelang es ihr, die Gäste hinauszukomplimentieren. Ich wäre auch gegangen, aber sie bat mich, noch ein Weilchen zu bleiben, um über die alten Zeiten zu reden. Unsere alten Zeiten. Das klang gut. Also ging ich hinaus und erklärte Corporal Coogan, ich würde noch etwas bleiben und dann wohl zu Fuß zum Hotel gehen.

»Seien Sie vorsichtig, Sir«, riet er mir.

»Mir passiert schon nichts«, sagte ich. »Ich habe ja meine Pistole.«

»Falls Sie noch allein irgendwohin wollen, Sir, die hübschesten Tänzerinnen von ganz Kairo gibt es bei Madame

Badia, Sir. Zum Beispiel eine erstklassige Bauchtänzerin, Tahia Carioca, falls Sie so was mögen.«

»Nein, danke.«

»Oder wenn Sie mit einer Dame ausgehen, Sir, gibt's da ein neues Lokal an der Mena Road, auf dem Weg zu den Pyramiden. Auberge des Pyramides heißt es. Hat erst im Sommer aufgemacht. Der junge König Faruk geht da oft hin, also muss es gut sein, denn der Bursche versteht sich zu amüsieren.«

Ich grinste. »Coogan, fahren Sie nach Hause.«

Drinnen waren die Dienstboten längst verschwunden, wie es gute Dienstboten tun, wenn sie nicht mehr gebraucht werden.

Elena machte uns einen Pfefferminztee, nur um zu beweisen, dass sie immer noch Wasser kochen konnte, und führte mich dann wieder in den Salon.

»Wie kommst du nur an diese Kerle?« Ich war irgendwie noch eingeschnappt.

»Wladislaw kann manchmal ganz charmant sein«, sagte sie. »Aber ich gebe zu, heute war er's nicht.«

»Neben ihm zu sitzen, hat mir schon genügt, um mir eine Lebensversicherung zu wünschen.«

»Er war eifersüchtig auf dich, weiter nichts.«

»›Er war eifersüchtig, weiter nichts‹? Elena, wenn so einer eifersüchtig wird, stehen die Chancen gut, dass du mit einem Kopfkissen auf dem Gesicht endest. Und dass ich ein frühmorgendliches Bad im Nil nehme.«

Sie nippte an ihrem Teeglas, schmiegte sich in die Ecke des Sofas, auf dem wir saßen, und legte höchst unsittsam ein Bein übers andere.

»Hast du das mit ihm auch gemacht?«

»Wer ist denn jetzt eifersüchtig?«

»Das heißt ja. Kein Wunder also, dass er sauer ist. Wenn du mein Mädel wärst, wäre ich auch sauer.«

»Ich bin niemands ›Mädel‹, Willy. Und das weiß er. Außerdem ist alles, was zwischen mir und Wladislaw war, hier auf diesem Sofa passiert. Meine Schlafzimmertapete hat er nie gesehen. Die hat seit Freddys Tod niemand mehr gesehen.«

»Eine ganz schön lange Zeit, um immer nur auf dem Sofa herumzulümmeln. Selbst in Ägypten.«

»Ja, eine lange Zeit.« Sie seufzte, und einen Moment schwiegen wir beide. »Warum bist du aus Berlin weggegangen?«

»Ich bin Halbjude, schon vergessen?«

»Nein, aber das wussten die Nazis doch nicht.«

»Mag sein, aber *ich* wusste es. Es hat eine Weile gedauert, bis meine jüdische Hälfte meine katholische Hälfte niedergerungen hatte. Vielleicht ein bisschen zu lange.«

»Es war also nicht meinetwegen.«

Ich sagte achselzuckend: »Ohne dich wäre ich wahrscheinlich schon viel früher weggegangen. Du bist an allem schuld.«

»Klingt, als wolltest du mich dafür bestrafen.«

»Der Gedanke reizt mich ziemlich.«

Für einen Moment bekam Elenas Blick etwas Abwesendes, als ob sie sich ein inneres Bild zu machen versuchte. »Wie ist sie? Deine Freundin in Washington?«

»Sagte ich etwas von einer Freundin?«

»Nicht konkret. Aber ich spüre, dass es da eine gibt. Das konnte ich bei dir immer spüren.«

»Na gut. Es gibt sie und es gibt sie nicht. Nicht mehr.«

»Du klingst wie Wladislaw.«

»Wir beide sind weiter gekommen als nur bis aufs Sofa.«

»Was ist passiert?«

»Sie wollte Gefühle sehen, als ich gerade so getan habe, als hätte ich keine.«

»Klingt kompliziert.«

»Ist es eigentlich nicht.«

»Erzähl's mir. Und glaub nicht, dass du es ins Witzige ziehen musst. Ich seh dir an, dass es immer noch wehtut.«

»Ist das so offensichtlich?«

»Nur, wenn ich dir in die Augen schaue.«

Also erzählte ich ihr von Diana. Alles. Einschließlich meiner unrühmlichen Rolle in der ganzen Geschichte. Es dauerte eine ganze Weile, aber danach ging es mir besser. Eine Last war von meinen Schultern genommen. Hundert Tonnen Selbstmitleid. Natürlich half es auch, dass sie mich küsste. Ziemlich ausgiebig sogar. Wie es alte Freunde eben manchmal tun. Aber für den Moment beließen wir es beim Sofa.

»Möchtest du hier bleiben?«, fragte sie gegen zwei Uhr morgens. »Es gibt jede Menge Gästezimmer.«

»Danke, aber ich muss in mein Hotel zurück. Für den Fall, das ich irgendwelche Botschaften von meinem Boss habe.«

»Soll Ahmed dich hinfahren?«

»Nein, danke, ich werde laufen. Wird ein schönes Gefühl sein, mal einen Fuß vor den anderen zu setzen, ohne dass einem der Schweiß ausbricht.«

»Morgen Abend«, sagte sie. »Lass uns irgendwas machen.«

»Irgendwas machen klingt gut«, sagte ich.

»Komm so um sieben vorbei.«

Ich marschierte nach Norden, den Nil und die britische Botschaft zu meiner Linken. Vor der Botschaft standen britische Soldaten in Schilderhäuschen, die aussahen, als schämten sie sich ein bisschen im Vergleich zur Größe und Pracht des weißen

Gebäudes inmitten der üppig grünen Gärten, die nicht kleiner und sogar um einiges schöner waren als der Park des Buckingham-Palasts. Eine Weile hatte ich das Gefühl, dass mir eine dunkelgrüne Limousine folgte. Doch als ich dann beim Museum ägyptischer Altertümer die Straße überquert hatte und der Aldo Street ostwärts in Richtung Opera Square folgte, drehte ich mich noch einmal um und konnte sie nicht mehr entdecken.

Eigentlich hatte ich überhaupt keine Angst. Kairo war noch hellwach. Trotz der späten Stunde waren überall noch Läden geöffnet, die sich ans Leben klammerten wie bemooste Muscheln an ein uraltes Aquarium. Die ärmlichen Inhaber musterten mich mit einer Mischung aus Belustigung und zahnloser Faszination. An Straßenecken dösten alte Männer mit Turbanen vor sich hin. Ganze Familien saßen auf dem Bordstein, schwatzten und zeigten mit dem Finger auf mich. Und hinter einem offenen Fenster schien eine Party in vollem Gang: Ich hörte rhythmisches Händeklatschen und gellende Frauenstimmen, die klangen wie eine Horde Cherokee auf dem Kriegspfad. Hunde bellten, Straßenbahnen quietschten, Autos hupten. In dieser Nacht war Kairo voller Magie.

Ich passierte das Café Groppi, den Turf Club und Sha'ar Hashamaim – das Himmelstor, die größte Synagoge von Kairo, die ich sofort an den hebräischen Mauerinschriften erkannte. Durch den schwarzen Himmel über mir schwenkten die Lichtkegel von Suchscheinwerfern, auf der Jagd nach deutschen Bombern, die nie kommen würden. Auf dem Opera Square, unweit des Shepheard, warb eine Neonreklame für Madame Badias Opera Casino. Ich dachte an Coogan und musste lächeln. Plötzlich war mir, als sähe ich, wie sich ein Mann im Tropenanzug rasch in einen Ladeneingang drückte.

Um festzustellen, ob ich verfolgt wurde, ging ich wieder ein Stück in die Richtung zurück, aus der ich gekommen war, musste dann aber den Rückzug antreten, als ich am Rand des Freiluftkinos in den Ezbekiya-Gärten auf eine ganze Meute von

Fliegenwedelhändlern, Schuhputzern, Blumenverkäufern und unrasierten Anbietern überwiegend gebrauchter Rasierklingen stieß. Es lief gerade ein Film. Oder vielmehr, er war gerade zu Ende, und ich arbeitete vergeblich gegen den Menschenstrom an, der sich aus dem Park wälzte.

Für den Fußmarsch hatte ich die Smokingjacke ausgezogen. Jetzt fiel sie mir vom Arm. Als ich mich bückte, um sie vom Rasen aufzuheben, hörte ich etwas Kleines über meinen Kopf hinwegpfeifen. Es klang wie ein dickes Schnipsgummi, das durch die Luft sauste und dann gegen irgendetwas schlug. Ich richtete mich wieder auf und sah mich Auge in Auge mit einem Ägypter, der einen Tarbusch trug und ein verdutztes Gesicht machte. Sein Mund stand so weit offen, als hätte er versucht, nach der dicken, roten Fliege zu schnappen, die jetzt auf seiner Stirn herumkrabbelte. Noch im selben Moment fiel er vor mir auf die Knie und dann rückwärts auf die Erde. Ich sah hinab. Die rote Fliege auf seiner Stirn war eindeutig ein Loch, aus dem sechs beinartige, dünne Blutfäden rannen. Der Mann hatte eine Kugel zwischen die Augen bekommen.

Der Schuss hatte mir gegolten! Ich fuhr mit der Hand in die Spezialtasche meines Smokings und fasste den Griff des kleinen, hahnlosen 32er Colt, den sie uns am Catoctin Mountain für Abendanlässe gegeben hatten.

Ich war bereit, ein Loch ins Smokingfutter zu pusten, sobald ich fand, was ich suchte: einen Mann mit einem Schalldämpfer auf einer kleinkalibrigen Taschenpistole wie meiner. Gleichzeitig entfernte ich mich rasch von dem Körper, von dem noch niemand gemerkt hatte, dass er einem Toten gehörte. In Kairo waren am Boden liegende Leute nichts Ungewöhnliches. Nicht einmal tote.

Ich ging zurück zum Shepheard, den Smoking um die Hand gewickelt wie einen dicken schwarzen Verband und den Zeigefinger am Abzug des kleinen Colts. Ein Stück vor mir ging ein Mann, fast so schnell wie ich. Er trug einen beigefarbenen

Tropenanzug, einen Strohhut und zweifarbige Golfschuhe. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber als er an einem Schaufenster vorbeiging, erkannte ich, dass er eine Zeitung in der Hand hielt. Oder vielmehr, dass er sie über die Hand gefaltet hatte und an seine Brust presste wie ein Badetuch. Er rannte nicht. Aber er war bereit, jeden Moment loszurennen. Ich wusste sofort, das war mein Mann.

Ich wollte ihm etwas nachrufen, fürchtete aber, dass er dann türmen oder schießen würde. Ich hatte keine Ahnung, was er vorhatte. Und schon gar nicht war ich darauf gefasst, dass er die mit einem roten Teppich bedeckten Stufen meines Hotels hinaufeilen würde, wobei er geschickt den Mann umkurvte, der dort schon den ganzen Tag obszöne Postkarten verhökerte. Der Postkartenverkäufer hatte einen Ruf zu verlieren. Noch einmal würde er sich nicht umgehen lassen. Er musste hier schließlich seine Brötchen verdienen. Als ich mich der Kante des roten Teppichs näherte, wirbelte er herum, hielt mir seine obszöne Ware direkt vor die Nase, brachte mich so zum Stehen und setzte dann seinen gesamten übel riechenden Körper ein, um mir zuerst die eine, dann die andere Fluchtmöglichkeit zu versperren. Als er mich zum dritten Mal abblockte, stieß ich ihn fluchend aus dem Weg.

In der Hotelhalle sah ich mich um, aber der Schütze war nirgends zu entdecken. Ich ging an die Rezeption. Der Portier eilte mit einem strahlenden Lächeln herbei.

»Haben Sie hier gerade einen Mann hereinkommen sehen? Europäer, um die dreißig, beigefarbener Anzug, Panamahut, braunweiße Schuhe? Mit einer gefalteten Zeitung überm Arm?«

Der Portier zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir Leid, Sir. Aber da ist eine Botschaft für Sie, Professor Mayer.«

»Danke.«

Ich sah in der Bar nach. Ich sah in der Long Bar nach. Ich sah im Speisesaal nach. Ich sah sogar in der Herrentoilette an der Hotelhalle nach. Aber von dem Mann mit der Zeitung keine Spur. Ich ging hinaus und die Treppe wieder hinunter. Der Postkartenmann sah mich und wich ängstlich zurück. Ich lächelte, entschuldigte mich und gab ihm eine Hand voll von dem Butterbrotpapier, das sie hier Geld nannten. Er grinste zurück. Ich hatte seinen Abend gerettet. Noch so ein Trottel von Amerikaner, dem er ein paar Geldscheine aus dem Portemonnaie gezogen hatte.

DIENSTAG, 23. NOVEMBER 1943

KAIRO

COOGAN HOLTE MICH UM ACHT UHR FÜNFZEHN am Shepheard ab, und wir fuhren nach Westen. In den Ezbekiya-Gärten liefen Polizisten herum. Auf dem grünen Rasen und mit den weißen Uniformen wirkte das Ganze eher wie ein Cricketmatch als wie eine Tatortuntersuchung. Vermutlich war es auch genauso undurchschaubar.

»Erschossen, genau zwischen die Augen, letzte Nacht so um halb drei, als das Freiluftkino gerade aus war«, sagte Coogan. »Ein Kairoer Geschäftsmann anscheinend. Natürlich hat niemand etwas gesehen oder gehört. Und die Polizei weiß gar nichts. Was aber nicht weiter erstaunlich ist.« Er lachte. »Die Kairoer Polizei weiß nie etwas. Hier in Kairo leben fünf Millionen Menschen. Einen Mörder in dieser Stadt zu finden, ist wie die Sache mit der Nadel im Heuhaufen.«

Es gab eine ganze Reihe Gründe, warum ich es für das Beste gehalten hatte, kein Wort darüber zu verlieren, was in der Nacht passiert war. Ein Grund war, dass FDR, Hopkins und Donovan wohl kaum entzückt wären, wenn ein Mitglied der Delegation es mit der hiesigen Polizei zu tun bekam. Ein zweiter war, dass ich nach dem Zusammenstoß mit dem Secret Service in Tunis nicht noch weiter auffallen wollte. Aber der Hauptgrund für mein Schweigen war, dass ich keine Beweise für das hatte, wovon ich jetzt überzeugt war: dass der Anschlag auf mich mit Ted Schmidts Tod zu tun hatte. Teds Mörder hatte sich wohl gesagt, dass ein weiterer Todesfall auf der *Iowa* nur Verdacht wecken würde. Und dass es viel leichter wäre, mich in Kairo umzubringen.

Wir fuhren über die English Bridge, dann nach Süden, Richtung Gizeh. Der urbane Teil Kairos wich Lehmziegeldörfern, stinkenden Kanälen und abgeernteten Bohnenfeldern. Wir passierten die Universität und den Kairoer Zoo sowie ganze Karawanen von Nutztieren auf der Straße nach Gizeh: Esel, die gegen den bösen Blick mit blauen Perlen geschmückt waren, Schafherden, dürre Pferde vor Gharrys, uralten offenen Wagen, die den gesamten Touristenverkehr in Kairo aufrecht erhielten, und ein-, zweimal auch Kamele, so üppig mit Palmwedeln beladen, dass sie aussahen wie der Wald von Birnam, der sich auf Dusinane zubewegt. Es wäre ein buntes Treiben gewesen, hätte da nicht dieses stumpfe weiße Licht über der Stadt gehangen und die Farbe aus allem herausgesaugt. Ich fühlte mich ziemlich ausgelaugt. Schüsse, die mir galten, bekamen meinem Wasserhaushalt gar nicht. Aber vielleicht war ja auch einfach nur Kairo daran schuld.

Das Mena House lag nur einen Steinwurf von den Pyramiden entfernt. Die ehemalige Jagd-Lodge des ägyptischen Khedive war jetzt ein Luxushotel, wo das Treffen zwischen Churchill, Roosevelt und Tschiang Kaischek stattfand. Die ganze Gegend wimmelte von Soldaten, Panzerfahrzeugen, Panzern und Flakbatterien, und um das Hotel und sein weitläufiges Grundstück zogen sich Sicherheitskordons.

Das Mena House bot ein ganz anderes Bild als das Shepheard. Es lag inmitten von Rasenflächen, Palmen und blühenden Sträuchern. Nur die Cheops-Pyramide behinderte die Aussicht auf die Wüste. Von außen wirkte das Hotel eher wie die Hollywood-Villa eines superreichen Filmstars. Ich zog die kosmopolitischere Atmosphäre des Shepheard vor. Aber es lag auf der Hand, warum die britischen Militärs das Mena House als Konferenzort favorisiert hatten. Nur von Wüste und ein paar Pyramiden umgeben, war es leicht zu schützen. Wobei die Westalliierten kein Risiko eingegangen waren: Auf dem Rasen befanden sich vier Flakstellungen, und im kühlen Schatten leise

vor sich hin wedelnder Palmen standen Lastwagenladungen zu Tode gelangweilter britischer und amerikanischer Soldaten bereit. Alle sahen aus, als beteten sie um eine Heuschreckenplage, einfach nur um einen Grund für ein paar Schießübungen zu haben.

Ich stieg aus und betrat eine lang gezogene Veranda. Die Stufen zum Haupteingang waren mit einer Rampe versehen, und auch das kühle Innere des Hotels war mit Rampen für Roosevelts Rollstuhl umgerüstet.

Ein Offizier am Empfang wies mir den Weg zu Hopkins' Büro. Ich durchquerte das Hotel mit seinen erlesenen Mashrabia-Wandschirmen, blauen Kacheln und Mosaiken. Die Holztüren waren mit getriebenem Messing beschlagen. Bis auf die großen Kamine, die dem Interieur einen Hauch von englischer Landhausatmosphäre gaben, wirkte alles ursprünglich und ägyptisch. Als ich durch einen langen Flur wanderte, trat ein kleiner Mann im weißen Leinenanzug aus einer Tür und kam auf mich zu. Der Mann trug einen grauen Hut und einen leichten, grauen Sommeranzug und rauchte eine dicke Zigarre. Ich brauchte keine Sekunde, um zu erkennen, dass es Winston Churchill persönlich war. Der Premierminister knurrte mir im Vorbeigehen ein »Guten Morgen« zu.

»Guten Morgen, Herr Premierminister«, sagte ich, verblüfft, dass er überhaupt etwas gesagt hatte.

Ich eilte weiter den Flur entlang und fand Harry Hopkins in einem Raum, der mit seinen maurischen Bögen, Mashrabia-Wandschirmen und Messinglampen ein wenig an ein Serail erinnerte. Doch statt einer Odaliske waren da außer Hopkins noch Mike Reilly und ein Mann, der mir vage bekannt vorkam.

»Professor Mayer«, sagte Hopkins mit einem warmen Lächeln.

»Da sind Sie ja.« Ich war ein, zwei Minuten zu früh dran, aber es klang, als hätten sie gerade einen Suchtrupp losschicken wollen.

»Das ist Chip Bohlen vom Außenministerium. Er ist mit Averell Harriman gekommen, aus der Moskauer Botschaft. Mr. Bohlen spricht fließend Russisch.«

»Das wird sich bestimmt als praktisch erweisen«, sagte ich und schüttelte die Hand, die mir Bohlen hinstreckte.

»Chip hat gerade ein Plädoyer für das Außenministerium gehalten«, sagte Hopkins grinsend. »Hat mir erklärt, mit welchen Handicaps sich die Beamten dort herumschlagen müssen. Ach, übrigens, er kannte offenbar Ihren Freund Ted Schmidt und dessen Frau.«

»Ich kann immer noch nicht fassen, dass er tot ist. Und Debbie auch. Ich war bei ihrer Hochzeit«, sagte Bohlen.

»Dann kannten Sie sie wohl gut«, sagte ich.

»Sehr gut sogar. Ted und ich kamen etwa gleichzeitig ins Russisch-Programm des Außenministeriums und haben zusammen in Paris studiert. Dorthin wurden die meisten unserer Leute zum Sprachstudium geschickt. Danach sind wir gemeinsam nach Estland gegangen, um ein Gefühl für das gesprochene Russisch zu kriegen, und dort haben wir eine Weile zusammengewohnt, bis Ted dann nach Washington zurückging.« Bohlen schüttelte den Kopf. »Mr. Hopkins sagt, Sie glauben, die beiden wurden ermordet.«

Ich versuchte, mir meine Verblüffung nicht anmerken zu lassen. Über meine Zweifel an Deborah Schmidts Unfalltod hatte ich nur mit General Donovan und mit Ridgeway Poole in Tunis gesprochen.

»Wir haben einen Funkspruch für Sie erhalten, von Ihren Leuten in Washington«, erklärte Reilly. »Ich fürchte, nach dem, was in Tunis war, habe ich ihn gelesen.«

»Sie meinen, für den Fall, dass ich doch ein deutscher Spion bin?«, sagte ich.

»So in etwa«, sagte Reilly grinsend.

Er reichte mir die Funknachricht vom Campus. Ich las sie rasch durch. Sie enthielt genauere Informationen über den Verkehrsunfall, der Debbie Schmidts Leben ein Ende gesetzt hatte. Am Donnerstag, dem 18. Oktober, war sie beim Verlassen des Damenoberbekleidungshauses Jelleff in der F Street von einem Wagen erfasst worden, dessen Fahrer anschließend Fahrerflucht begangen hatte. Die Wohnung der Schmidts in Georgetown war gründlich durchsucht worden, und die Metro Police behandelte die Sache als verdächtigen Todesfall.

»Warum hätte jemand Debbie Schmidt umbringen sollen?«, fragte Bohlen.

»Weil Debbie Schmidt ein Verhältnis mit jemandem hatte«, erklärte ich. »Jedenfalls hat mir das Ted erzählt. Aber er hat es offenbar auch noch jemand anderem erzählt. Jemandem auf der *Iowa*. Ich glaube, dass ihn dieser Jemand umgebracht hat. Und ich glaube ferner, dass sich der Mörder mit einem Trick Zugang zum Funkraum des Schiffs verschafft und von dort einen Funkspruch in die Staaten abgesetzt hat. Ich vermute, dieser Funkspruch enthielt Mrs. Schmidts Washingtoner Adresse und die Anweisung, sie aus der Welt zu schaffen.«

Bohlen runzelte die Stirn. »Er hat so was gesagt, als er bei der Konferenz in Moskau war. Dass sie eine Affäre hätte.«

»Ted war in Moskau? Mit Cordell Hull?«

Bohlen nickte.

»Das wusste ich nicht.«

»Er hatte ein bisschen zu viel getrunken – was sich in Gesellschaft der Sowjets kaum vermeiden lässt – und sagte, er habe da so einen Verdacht. Wer derjenige war, hat er nicht

gesagt. Nur dass er den Mann kenne. Und dass es jemand aus dem Außenministerium sei.«

»Hat er *Ihnen* gesagt, wer es war?«, fragte mich Reilly.

»Ja, hat er.« Ich sah keinen Grund, diesen Punkt noch länger geheim zu halten. Schon gar nicht jetzt, wo sowohl die Washingtoner als auch die Kairoer Polizei im Spiel waren. »Es war Thornton Cole.«

Ich wartete, bis ihre Verblüffung abklang. Dann sagte ich: »Die Tatsache, dass Debbie Schmidt ein Kind von Cole erwartete, macht es doch um einiges unwahrscheinlicher, dass er auf der Suche nach homosexuellem Sex war, als er im Franklin Park ermordet wurde.«

»Verstehe, was Sie meinen«, sagte Reilly.

»Da bin ich aber dankbar. Ich dachte schon, ich hätte einfach nur eine schmutzige Phantasie. Ted und ich haben darüber gesprochen. Wir sind beide zu dem Schluss gekommen, dass derjenige, der Cole ermordet hat, sicherstellen wollte, dass der Fall im Kielwasser des Sumner-Welles-Skandals möglichst schnell unter den Teppich gekehrt wird. Deshalb hat er es so aussehen lassen, als ob Cole an einem öffentlichen Ort Sex mit einem Mann gehabt hätte. Angesichts der Tatsache, dass Cole im Außenministerium in der Deutschlandabteilung gearbeitet hat, könnte es sein, dass er einem Washingtoner Agentenring auf der Spur war.«

»Warum haben Sie uns das nicht früher erzählt?«, wollte Reilly wissen.

»Bei allem Respekt, Mr. Reilly, Sie waren nicht auf dem Schiff«, sprang mir Hopkins bei. »Der Professor hat sich auf der *Iowa* nicht sonderlich beliebt gemacht, als er den Verdacht äußerte, dass Schmidt ermordet worden sei und sich womöglich ein deutscher Spion an Bord befinde.«

»Außerdem«, sagte ich, »wem hätte ich es erzählen sollen? Ich konnte mir doch nicht sicher sein, dass derjenige nicht Schmidts

Mörder war. Was womöglich bedeutet hätte, dass ich auch noch ermordet worden wäre.« Ich hielt kurz inne. »Letzte Nacht hätte es mich jedenfalls um ein Haar erwischt.«

»Was?« Hopkins sah die anderen beiden an. Sie schienen genauso baff wie er.

»Eine Kugel.«

»Das ist nicht wahr«, sagte Hopkins schockiert.

»Es *ist* wahr. Unterstrichen und kursiv. Jemand hat letzte Nacht auf mich geschossen. Aber daneben, zu meinem Glück. Und zum Pech eines anderen Mannes, den er getroffen hat. Momentan liegt in den Ezbekiya-Gärten eine Leiche, die meine hätte sein sollen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und setzte mich in einen Sessel. »Ich denke, derjenige, der die Schmidts auf dem Gewissen hat, will mich ebenfalls umbringen. Nur für den Fall, dass Ted mir das mit Thornton Cole erzählt hat.«

»Ist die Polizei damit befasst?«, fragte Reilly.

Ich lächelte. »Natürlich ist die Polizei damit befasst. Selbst in Kairo ist die Polizei so schlau, einen Mann mit einer Pistole zu suchen, wenn jemand im Park gefunden wird, mit einem Einschussloch zwischen den Augen.« Ich atmete langsam durch. Fast genoss ich ihr Entsetzen. »Aber die Polizei ist nicht mit mir befasst, falls Sie das meinen. Ich bin nicht am Tatort geblieben. Das vermeide ich lieber, wenn auf mich geschossen wurde. Mit einem Schalldämpfer übrigens.«

»Schalldämpfer?« Hopkins guckte perplex.

»Sie wissen doch – so ein kleines Ding, das man vorn auf die Pistole setzt, damit sie nur Fft-Fft macht statt Peng-Peng. Sehr nützlich, wenn man die Leute nicht beim Betrachten eines Films stören will.« Ich zuckte die Achseln. »Das war das eine. Und außerdem hielt ich es für das Beste, die Präsidentendelegation vorerst aus der Sache herauszuhalten.«

»Sie haben richtig gehandelt«, sagte Reilly.

Ich nickte. »Zumindest, bis es wieder jemand versucht. Unser deutscher Agent vielleicht. Wenn er es denn war.«

»Und warum reden Sie jetzt?«, fragte Reilly. »Mit uns?«

»Weil weder Sie noch Mr. Bohlen auf dem Schiff waren. Ergo können Sie es nicht gewesen sein. Und was Mr. Hopkins angeht, also, ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, dass der beste Freund des Präsidenten ein deutscher Spion ist. Ich habe Rommé mit ihm gespielt. Er ist nicht besonders gut im Bluffen. Demnach kann niemand in diesem Raum mit der Sache zu tun haben.«

Hopkins nickte gutmütig.

»Und was sollen wir jetzt tun?«, fragte Reilly. »Es könnte ja schließlich sein, dass dieser deutsche Spion einen Anschlag auf den Präsidenten plant.«

»Das glaube ich nicht. Ein Attentäter hätte auf dem Schiff reichlich Gelegenheit gehabt, Roosevelt zu töten. Wir können wohl getrost davon ausgehen, dass unser Spion etwas anderes im Sinn hat. Vielleicht – aber das ist reine Spekulation – ist er ja gar kein Attentäter. Vielleicht wollen die Deutschen ja nur ihren eigenen Mann in Teheran dabei haben. Um die Allianz aus der Nähe zu taxieren. Um zu sehen, ob da Raum für irgendwelche künftigen diplomatischen Manöver ist. Ich kann Ihnen alle möglichen Gründe aufzählen, wenn ich nur lange genug hier sitze.«

»Sollen wir es dem Präsidenten sagen?«, fragte Hopkins. »Mike?«

Mike Reilly machte ein Gesicht, als wäre er gerade gegen eine Mauer gerannt. Ich schob seine Gedanken beiseite und konzentrierte mich auf meine eigenen. »Im Moment wäre es mir lieber, wenn das unter uns vieren bliebe. Vielleicht findet die Metro Police in Washington ja noch etwas, was uns eine Spur zu diesem Kerl liefert.«

»Unter den gegebenen Umständen wäre das vielleicht eine Aufgabe für das FBI. Was meinen Sie, Mike?«

»Ich bin geneigt, Ihnen da zuzustimmen, Sir.«

Reillys Gehirn. Ich sah es förmlich in seinem Schädel zucken, als hätte Hopkins mit einem Reflexhämmerchen dagegengeklopft. Ich lächelte und versuchte, meinen Unmut über die beiden zu verbergen.

»Das ist Ihre Entscheidung. Aber ich wäre dafür, keinem etwas zu sagen, bis wir mehr wissen. Wir wollen doch niemandem unnötig Angst einjagen, schon gar nicht dem Präsidenten.«

»Für mich klingt das, als hätten Sie schon einen konkreten Verdacht«, sagte Reilly.

Natürlich hatte ich darüber nachgedacht. Da war John Weitz, der gedroht hatte, Ted Schmidt umzubringen. Und da waren Reillys Kollegen vom Secret Service. In der Nacht, in der er von der *Iowa* verschwunden war, hatte Schmidt den Oberbootsmann gefragt, wie er zum Quartier der Secret-Service-Leute komme. Konnte es sein, dass ihn einer von ihnen an Deck hinaufgelockt hatte, um ihn zu töten? Da ich sie praktisch alle nicht leiden konnte, fiel es mir schwer, mir einen speziellen Verdächtigen auszugucken. Agent Rauff hatte denselben Nachnamen wie ein Gestapo-Chef. Agent Pawlikowski sah aus wie eine von Hitlers blonden Bestien. Und hatte Agent Qualter nicht die offenbar weit verbreitete Meinung geäußert, Stalin sei genauso schlimm wie Hitler? Ein Attentat auf Stalin, ein Attentat auf Roosevelt, ein Attentat auf die Großen Drei oder auch einfach nur das Ausloten der Allianz – an Motiven für einen deutschen Spion in unseren Reihen mangelte es nicht.

»Vielleicht«, beschied ich Reilly. »Vielleicht auch nicht. Aber ich würde trotzdem gern noch eine Weile den Deckel darauf halten. In der Hoffnung, dass unser Mann sich selbst verrät. Die Einschaltung des FBI könnte das verhindern.«

»Na, gut«, stimmte Reilly zu. »Wir machen es, wie Sie sagen, Professor. Aber wir werden sicherheitshalber den Präsidentenschutz verdoppeln.«

»Halten Sie uns auf dem Lautenden«, trug mir Hopkins noch auf, als ich hinausging. »Wenn es irgendwelche neuen Entwicklungen gibt, lassen Sie es uns unverzüglich wissen.«

»Wenn mich jemand erschießt, wissen Sie, dass ich nicht übertrieben habe«, sagte ich.

Ich ging hinaus zu meinem Wagen. Dieses ganze Gerede über einen deutschen Spion hatte mich an meine eigene prekäre Lage erinnert. Es war Zeit nachzusehen, wie Major Reichleitner mit Donovans *Bride-Material* vorankam.

»Wohin, Boss?«, fragte Coogan.

»Grey Pillars.«

Ich hatte dem wachhabenden Corporal eine Fünf-Pfund-Note gegeben und ihm aufgetragen, davon Zigaretten, Medizin, anständiges Essen und sauberes Wasser für den Gefangenen zu besorgen. In der Zelle fand ich den Major in weit besserer Verfassung als zuvor und fleißig über Donovans *Bride*-Material gebeugt. Er bedankte sich für die Zusatzversorgung und erklärte, er komme mit den Transkripten sehr gut voran und werde mir schon Ende der Woche vielleicht ein paar Klartextpassagen vorlegen können.

»Gut. Scheint ja gerade noch zu klappen. Wir fliegen am Samstagmorgen nach Teheran.«

»Es *ist* also Teheran. Aber wissen Sie denn nicht, dass es dort von deutschenfreundlichen Persern wimmelt?«

Ich sagte achselzuckend: »Ich habe versucht, es ihnen zu sagen. Aber allmählich glaube ich, FDR denkt, er kann auf dem Wasser wandeln.«

»Auf dem Wasser nicht«, sagte Reichleitner. »Aber vielleicht auf Öl. Wenn sie die Konferenz dort abhalten, dann nur, weil sie

alle den Schah dazu bringen wollen, ihnen auf Dauer niedrige Ölpreise zu garantieren.«

»Vielleicht kann er mir ja einen Teppich günstig verkaufen, wo er schon mal dabei ist.«

»Ach, übrigens, haben Sie Roosevelt die Beketowka-Akte gegeben?«

»Noch nicht.« Über dem Wiedersehen mit Elena und dem nächtlichen Schuss hatte ich die Akte, die jetzt auf einem lisch in meinem Hotelzimmer lag, völlig vergessen. »Ich suche noch eine Gelegenheit, sie dem Präsidenten vorzulegen.«

»Aber Sie haben sie gelesen?«

»Klar«, sagte ich, weil ich ja wohl kaum etwas anderes sagen konnte, wenn ich mir die Kooperationsbereitschaft des Deutschen erhalten wollte. Ich nahm mir fest vor, die Akte zu lesen, sobald ich wieder im Hotel war.

»Und was meinen Sie?«

»Wirklich schockierend. Ich glaube, das bestätigt, was viele Leute in dieser Stadt ohnehin schon zu denken scheinen. Dass Stalin eine ebenso große Bedrohung ist wie Hitler.«

Reichleitner nickte. »Ja, das ist er.«

»Aber um ehrlich zu sein, ich glaube nicht, dass das auf die Schnelle nennenswerte Auswirkungen auf Roosevelt haben wird. Immerhin hat er es auch geschafft, sämtliche Beweise in Sachen Katyn zu ignorieren.«

»Aber diesmal sind die Zahlen so viel gewaltiger. Es sind Beweise für systematischen Massenmord und für Tötung durch mangelnde Versorgung im industriellen Maßstab. Wenn Roosevelt mit einem Mann wie Stalin paktieren kann, gibt es keinen Grund, warum er sich nicht auch mit Hitler einigen können sollte.«

Ich nickte befangen. Ich fragte mich, was Max Reichleitner wohl sagen würde, wenn er wüsste, was Donovan mir erzählt

hatte: dass FDR in der Tat einen amerikanischen Friedensschluss mit Hitler anstrebte. Ich sagte mir, dass er kein Wort glauben würde.

Wieder im Shepheard, nahm ich, vom schlechtem Gewissen wegen meiner Lüge geplagt, die Beketowka-Akte vom Tisch. Ich rückte den Sessel ans offene Fenster, aber so, dass er im Schatten stand. Ich stellte ein kaltes Bier auf das Beistelltischchen, daneben legte ich ein Päckchen Zigaretten, mein Notizbuch und meinen Füller. Dann machte ich mich an die Lektüre. Es war, wie wenn man kopfüber in einen dunklen Teich springt, nur um unter der trüben Oberfläche mit dem Schädel auf etwas zu prallen, das man vorher nicht sehen konnte. Ein rostiges Bettgestell zum Beispiel. In diesem Fall war das verborgene Etwas ein Bericht von Heinrich Zahler. Ich prallte mit dem Kopf dagegen. Schmerzhaft.

Ich heiße Heinrich Zahler und war Leutnant der 76. Infanteriedivision der 6. Deutschen Armee, die sich am 31. Januar 1943 den Sowjets ergab. Ich bin am 1. März 1921 in Bremen geboren, aber ich gehe nicht davon aus, dass ich Bremen je wieder sehen oder auch nur meinen nächsten Geburtstag erleben werde. Ich schreibe in der Hoffnung, dass dieser heimlich verfasste Brief (wenn sie mein Schreibzeug finden, werde ich auf der Stelle hingerichtet) meine Eltern erreicht. Mein Vater Friedrich Zahler arbeitet beim Hafenamt in Bremerhaven, und meine Mutter Hannah Zahler ist Hebamme am Universitätskrankenhaus Bremen. Ich möchte Ihnen beiden sagen, wie sehr ich sie liebe und dass sie alle Hoffnung aufgeben sollen, mich je wieder zu sehen. Der Tod ist die einzige Möglichkeit, dieser Hölle zu entkommen.

Die Versuche, Kriegsgefangene aus Stalingrad herauszuschaffen, begannen schon kurz nach unserer Kapitulation, sobald die Russen genug davon hatten, uns zu prügeln. Doch fast alle Transportmittel waren für die Nachschublieferungen an

die Front bei Rostow requiriert. So mussten die meisten von uns zu dem Lager marschieren, in dem wir jetzt inhaftiert sind. Manche wurden in Viehwaggons gesperrt, um auf eine Dampflok zu warten, die nie kam. Als man nach einer Woche die Waggons wieder öffnete, stellte man fest, dass sämtliche Männer darinnen, rund 3000 Offiziere und Mannschaften, tot waren. Doch noch Tausende weiterer Männer starben an Typhus, Ruhr, Erfrierungen und Verwundungen aus der Schlacht, noch ehe sie das provisorische Gefangenenlager in Stalingrad verlassen konnten. Rückblickend betrachtet, hatten sie Glück.

Der Marsch zu dem Lager, das unser Bestimmungsort war, dauerte fünf Tage. Wir marschierten bei jedem Wetter, ohne Essen, ohne Trinken, ohne irgendein Obdach zwischendurch. Die, die nicht mehr mitkamen, wurden erschossen oder totgeschlagen oder manchmal auch einfach nur entkleidet und dem Kältetod überlassen. Viele tausend Mann starben auf dem Marsch hierher. Und vielleicht hatten auch sie Glück.

Dies ist das größte russische Kriegsgefangenenlager – Lager 108 in Beketowka. Es ist das, was die Russen ein *Katorga*-Lager nennen. Das bedeutet Schwerstarbeit, geringe Rationen und keinerlei medizinische Hilfe außer der, die wir uns gegenseitig leisten können, was sehr wenig ist. Das Lager war früher mal eine Schule, aber es ist schwer vorstellbar, dass an einem solchen Ort je Kinder unterrichtet werden konnten. Die Schule wurde in der Schlacht um Stalingrad teilweise zerstört, was heißt, es gibt weder Fenster noch Türen oder Betten. Es gibt kein Dach mehr und keinerlei Mobiliar. Alles, was aus Holz war, haben die Soldaten der Roten Armee längst verheizt. Das einzige Brennmaterial, das wir noch haben, sind unsere eigenen Exkremente. Wir schlafen auf dem Boden, ohne Decken, dicht aneinander gedrängt, um uns bei Temperaturen von bis zu minus 35 Grad gegenseitig ein wenig zu wärmen.

Als wir hier ankamen, gab es weder Nahrungsmittel noch Wasser. Viele Männer starben, weil sie Schnee aßen. Nach zwei Tagen gab man uns eine Art wässrige Kleiebrühe, die ein Pferd oder ein Hund verschmäht hätte. Auch jetzt noch, Monate später, hat keiner von uns mehr zu essen als ein paar Brocken Brot täglich – wenn man es denn Brot nennen kann: Das Zeug enthält mehr Dreck als die Stiefelsohlen eines Straßenbauarbeiters. Manchmal kochen wir als besonderes Festmahl Kartoffelschalen zu einer Suppe aus. Sooft wir können, rauchen wir den Staub vom Fußboden – eine russische Lösung für das Problem des Tabakmangels, die sie »Zusammengekratztes« nennen. Jeden Morgen, wenn wir uns vom kalten Boden hochrappeln, müssen wir feststellen, dass in der Nacht mindestens fünfzig von uns gestorben sind. Eine Woche nach meiner Ankunft hier fand ich am Morgen Feldwebel Eisenhauer, einen Mann, der mir mehr als einmal das Leben gerettet hatte, tot am Boden festgefroren und kaum noch zu erkennen, da sich in der kurzen Zeit, bis die Toten vor Kälte versteinern, die Ratten an ihnen gütlich tun. Aber die Ratten sind nicht die Einzigen, die Menschenfleisch fressen. Es kommt vor, dass Leichen verschwinden und gekocht und gegessen werden. Die Kannibalen unter uns sind an ihrer etwas gesünderen Gesichtsfarbe zu erkennen und werden von den anderen gemieden. Ansonsten beginnt jeder Tag damit, dass Tote aus unserem Schlafgebäude geschleift werden. Die Russen treiben ihnen, um sich zu vergewissern, dass sie sich nicht nur tot stellen, mit dem Hammer einen spitzen Metallpflock in den Schädel. Dann werden die Toten entkleidet, eventuelle Goldfüllungen mit einer Zange aus dem Mund gebrochen und die Körper auf die *Stjena* gelegt – so nennen die Russen den Wall, den sie aus den nackten Leichen unserer Kameraden errichtet haben.

Unsere Bewacher sind keine Soldaten – die werden alle an der Front gebraucht –, sondern *Zakone*, gewöhnliche Kriminelle, die

in anderen Arbeitslagern inhaftiert waren und deren Verrohung und Bestialität keine Grenzen kennt. Ich glaubte, in der Schlacht um Stalingrad alles gesehen zu haben, was Menschen einander anzutun im Stande sind. Aber das war vor Lager 108.

Ab Ende Mai wurden wir, die wir in Beketowka noch am Leben waren, zu Bauarbeiten eingesetzt – dem Wiederaufbau zunächst des Lagers und dann des hiesigen Bahnhofs. Der Winter war schlimm gewesen, und viele von uns Überlebenden glaubten, der Sommer könne unser Los nur bessern, wenigstens würden wir es warm haben. Doch mit dem Sommer kam eine Hitze, die nicht minder unerträglich war als die Kälte. Das Allerschlimmste waren die Mücken. Während ich vorher mit ansehen musste, wie Männer gezwungen wurden, nackt im Schnee zu stehen, bis sie starben (das nennt sich »Winterstrafe«), werden jetzt Männer nackt an einen Baum gefesselt und den Mücken preisgegeben, bis sie darum flehen, erschossen zu werden (was sich »Sommerstrafe« nennt). Manchmal wurden sie auch erschossen, aber meistens blieb es den Mücken überlassen, ihr grausiges Werk zu tun, denn auf einen Deutschen verschwendet man keine Kugel, sagen die Zaks. Tatsächlich habe ich Kameraden alle möglichen grässlichen Tode sterben sehen.

Ein Obergefreiter aus meinem Zug wurde in eine Sinkgrube geworfen und ertrank in den Exkrementen. Sein Verbrechen? Er bat einen Zak um ein bisschen Wasser. Ein Freund von mir, Helmut von Dorff, Leutnant der 6. Panzerarmee, wurde exekutiert, weil er einem Kameraden zu Hilfe kam, der unter der Last einer Eisenbahnschwelle, die er auf seinen abgemagerten Schultern schleppen musste, hingefallen war. Die Zaks banden von Dorff an einen Telegraphenmasten und ließen ihn einen steilen Hang hinunterrollen, in die Wolga, wo er vermutlich ertrank.

Andere Strafen als der Tod sind selten, aber soweit es sie gibt, sind sie ungemein grausam und für Männer, die von Hunger,

Arbeitsstrapazen und Ruhr geschwächt sind, oft dennoch tödlich. Ein Mann, der so abgemagert war, dass er kaum noch Gesäßbacken hatte, wurde so lange geschlagen, bis die Knochen frei lagen. Er starb bald darauf an einer Infektion. Doch ansonsten sind Prügel so alltäglich, dass sie kaum als Bestrafung zählen, und die Zaks ersinnen gern neue Mittel, ihre Vorstellung von Disziplin durchzusetzen. Und so bestraften sie einen Luftwaffenfeldwebel von der 9. Flak-Division: Sie sperrten ihn in eine sargförmige Kiste, in der Tausende von Läusen wimmelten, und ließen ihn vierundzwanzig Stunden darin. Als sie den Deckel aufklappten, war sein Körper von den Läusebissen so angeschwollen, dass sie ihn nicht mehr aus der Kiste herausbekamen. Zur großen Belustigung der Zaks musste eine Seitenwand herausgebrochen werden. Und noch ein Fall, ein Stabsoffizier der 37. Infanteriedivision, seinen Namen weiß ich nicht mehr: Sie legten ihm ein Stück Seil quer durch den Mund, wie einen Zügel, führten die Enden über seine Schultern und schnürten ihm damit Hand- und Fußgelenke zusammen. So ließen sie ihn einen ganzen Tag lang auf dem Bauch liegen, ohne Wasser. Seither kann er nicht mehr laufen.

Moral ist an einem Ort wie diesem bedeutungslos. Es ist ein Wort, das in Beketowka nicht existiert, vielleicht in ganz Russland nicht. Trotzdem gibt es Momente, da ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, dass wir dieses Unglück selbst über uns gebracht haben, indem wir in dieses Land eingefallen sind. Unsere Führer haben uns hierher geschickt und dann im Stich gelassen. Und doch bin ich immer noch stolz, Deutscher zu sein, und stolz darauf, wie wir uns hier geschlagen haben. Ich liebe mein Vaterland, aber ich habe Angst vor dem, was kommt, denn wenn die Rote Armee Deutschland je erobern sollte, wer weiß, welche Qualen dann unseren Freunden und Verwandten drohen? Nicht auszudenken.

Wir waren 50000 Mann, als wir von Stalingrad nach Beketowka marschierten. Davon sind inzwischen 45000 tot.

Von Deutschen, die aus anderen Lagern hierher gebracht wurden, habe ich erfahren, dass es dort genauso ist. Die, die tot sind, waren die Besten unter uns, denn, so seltsam es klingen mag, die Stärksten sterben oft zuerst. Ich selbst werde keinen weiteren Winter überstehen, ich bin bereits krank. Es geht das Gerücht, ich solle in ein anderes Lager geschickt werden – vielleicht Lager 93 in Tjumen in der Provinz Omsk oder Oranskij Nummer 74 in der Provinz Gorkij. Aber ich glaube nicht, dass ich es lebend dorthin schaffen werde.

Ich könnte noch viel mehr schreiben, aber es geht nicht, weil ich fürchte, entdeckt zu werden. Doch über diesen schrecklichen Ort ließe sich endlos berichten. Wer auch immer dieses liest – ich bitte Sie, bei Gelegenheit ein Gebet für die zu sprechen, die, wie ich, hier sterben, und auch für jene Unglücklicheren, die am Leben bleiben. Gott segne Sie, lieber Leser. Und Gott segne das Vaterland. Ich bitte alle um Verzeihung, denen ich Unrecht getan habe. Die, die gemeint sind, werden es wissen. Ich weiß nicht, welches Datum wir haben, aber ich glaube, es muss Ende September 1943 sein.

Heinrich Zahler

Leutnant, *76.* Infanterie, Lager Nummer 108, Beketowka

Ich trat auf den Hotelbalkon hinaus und hielt mein Gesicht in die Sonne, um zu spüren, dass ich noch lebte. Inmitten des Gewirrs von Dächern und Minaretten wiegten sich hohe, schlanke Palmen im leichten, warmen Wind, der vom Nil her kam. Unten auf der Straße lärmte der Kairoer Verkehr wie immer. Ich atmete tief ein, roch Benzin, Schweiß, türkischen Kaffee, Pferdemist und Zigaretten. Es roch gut. Beketowka schien eine Million Meilen weit weg, auf einem anderen Planeten. Ich konnte mir kein besseres Mittel als dieses Kairo mit seinen

stinkenden Abwasserkanälen und seinen obszönen Postkarten vorstellen, um Lager 108 zu vergessen.

Das Klügste wäre gewesen, die Finger davon zu lassen. Sich nicht persönlich in die Sache einzumischen. Nur dass ich mich schon eingemischt hatte. Anstatt also das Klügste zu tun und Reichleitner zu belügen – ihm zu sagen, ich hätte die Akte FDR gegeben –, beschloss ich, dass ich mit jemandem über das reden musste, was ich gelesen hatte. Und dafür fiel mir kein Besserer ein als der Major selbst. Doch zuerst ging ich hinunter in die Long Bar und fragte den Chefbarkeeper, ob er eine Flasche Korn habe. Er hatte sogar mehrere, denn bei den Briten war deutscher Schnaps nicht gefragt. Nicht, weil er ihnen nicht schmeckte, sondern weil sie keine Ahnung hatten, dass so etwas überhaupt existierte. Ich gab dem Mann ein paar Pfund und bat ihn, mir eine Flasche und zwei Schnapsgläser zu bringen. Ich packte alles in meine Aktentasche und ließ mich von Coogan wieder nach Grey Pillars fahren.

Major Reichleitner arbeitete an den Funksprüchen. Er wirkte etwas müde. Als er die Flasche sah, bekam er große Augen.

»Mein Gott, Fürst Bismarck«, sagte er. »Nicht zu glauben.«

Ich holte die beiden Gläser heraus, stellte sie auf den Tisch und schenkte sie randvoll. Wir prosteten uns stumm zu und leerten sie. Der deutsche Korn glitt in mein Inneres, als ob er dorthin gehörte. Ich setzte mich aufs Bett und zündete uns Zigaretten an.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen, Major.«

»Ach? Wieso das?«

»Als ich Ihnen vorhin sagte, ich hätte die Beketowka-Akte gelesen, war das gelogen. Ich hatte sie gar nicht gelesen. Aber jetzt habe ich’s getan.«

»Verstehe«, sagte Reichleitner. Er schien etwas unsicher, denn er hatte keine Ahnung, wohin dieses Gespräch steuerte. Ich wusste es selbst nicht genau. Ich füllte sein Glas erneut. Diesmal

schnupperte er ausgiebig daran, ehe er den Schnaps hinunterkippte.

Ich zog die Beketowka-Akte aus meiner Tasche und legte sie neben die Kornflasche auf den Tisch.

»Mein Vater ist ein deutscher Jude«, erklärte ich Reichleitner.

»Geboren in Berlin, aber in den Vereinigten Staaten aufgewachsen und zur Schule gegangen. Meine Mutter stammt aus einer alten deutschen Familie. Ihr Vater war ein Baron von Dorff, der ebenfalls in die Staaten ging, um dort sein Glück zu machen. Oder zumindest ein Vermögen. Er ließ eine Schwester und zwei Brüder in Deutschland zurück. Einer der Brüder hatte einen Sohn, Friedrich von Dorff. Der Vetter meiner Mutter. Wir verbrachten ein Weihnachtsfest alle zusammen in Berlin. Vor vielen Jahren.

Bei Kriegsbeginn ging Friedrichs Sohn Helmut zur Kavallerie. Sechste Panzerarmee, sechzehnte Division. Unter General Hube. Der Rammbock des Panzerkorps. Im August 1942 überschritten sie den Don und rollten gen Stalingrad. Ich dachte, er wäre dort gefallen. Bis heute Nachmittag, als ich Heinrich Zahlers Bericht über das Leben in Lager 108 in Beketowka las. Wenn man das Leben nennen kann.«

Ich nahm die entsprechende Seite heraus und las laut vor.

»Der Sohn des Vetters Ihrer Mutter«, sagte Reichleitner.

Ich nickte. »Ich weiß, ein Vetter zweiten Grades ist vielleicht kein ausreichender Grund, betroffen zu sein. Aber unsere familiären Bande sind eng. Und ich erinnere mich sehr gut an Helmut von Dorff. Er war noch ein Junge, als ich ihn kannte. Erst elf oder zwölf, würde ich sagen. Ein prima Bursche. Nett, belesen, nachdenklich, an Philosophie interessiert.« Ich zuckte die Achseln.

»Wie gesagt, ich dachte, er wäre längst tot. Deshalb ist es seltsam, jetzt plötzlich so etwas über ihn zu lesen. Und

schrecklich, natürlich, die brutalen und erniedrigenden Umstände seines Todes zu erfahren.«

»Dann sind wir keine Feinde mehr«, sagte Reichleitner.

Er fasste die Flasche am Hals und schenkte uns beiden nach. Wir prosteten uns wieder zu.

»Ich wollte nur, dass Sie das wissen. Damit Sie sicher sein können, dass ich tun werde, was ich kann, damit der Präsident das hier liest.«

»Danke«, sagte Reichleitner. Er lächelte traurig. »Das Zeug ist gut. Wo haben Sie es her?«

»Hotel Shepheard.«

»Ah, das Shepheard. Ich wollte, ich wäre jetzt dort.«

»Nach dem Krieg werden Sie vielleicht wieder hinkommen.«

»Wissen Sie, worüber ich nachgedacht habe? Ich habe Hitler nie gesehen. Nicht aus der Nähe jedenfalls. Aber Sie werden in Teheran wahrscheinlich Stalin zu Gesicht kriegen. Aus der Nähe. So nah vielleicht wie jetzt mich.«

»Vielleicht.«

»Ich beneide Sie darum. Um die Möglichkeit, ihm in die Augen zu blicken und zu sehen, was für eine Sorte Mensch er ist. Ob er wirklich das Ungeheuer ist, als das ich ihn mir immer vorstelle.«

»Glauben Sie, er *ist* ein Ungeheuer?«

»Ich sag’s Ihnen ehrlich«, sagte Major Reichleitner. »Ich glaube, ich habe mehr Angst, er könnte einfach so wirken wie Sie und ich. Wie ein ganz normaler Mensch.«

Ich ließ Major Reichleitner mit der Flasche, den Zigaretten und den zu entschlüsselnden Funksprüchen zurück.

Draußen vor Grey Pillars fühlte ich mich ein bisschen beschwipst. Beschwipst und gleichzeitig schwermütig. Diana Vandervelden schien fast ebenso weit weg wie Beketowka. Was

ein Jammer war, denn die Batterie in meiner Brust musste dringend wieder aufgeladen werden, und zwar von einem guten Freund oder einer guten Freundin. Am besten vielleicht von einer guten Freundin, die ein bisschen mehr für mich empfand. Also erstand ich ein paar Blumen und ging zu Fuß zu Elenas Haus. Wir waren ja für den Abend verabredet.

Elenas Butler Hossein bat mich, im Salon zu warten, bis seine Herrin wach sei. Nachmittags, so erklärte er, schlafe sie immer ein, zwei Stunden. Aber ich hatte das deutliche Gefühl, dass sie nicht allein war. Da hing so ein gewisser maskuliner Duft in der Luft.

Wie von amerikanischen Zigaretten, Old Spice und Brillantine. Auf dem Sofa lag das Oktoberheft von *Jumbo Comics*, mit Sheena, der Dschungelkönigin, vorne drauf. Es hatte am Vorabend nicht dort gelegen. Während ich wartete, blätterte ich darin herum. Sheena hatte große Brüste und trug ein reizendes lendenschurzartiges Gebilde aus Leopardenfell. Um Panther zu töten und Elefanten zu reiten, war Sheenas Aufmachung perfekt geeignet. Doch wenn es um eine zweibeinige Beute ging, musste man schon anderes tragen. Elena wusste das. Als sie schließlich in den Salon kam, war ihr nackter Körper mit einem weißen Seidenmorgenrock verhüllt. Das war verständlich, wenn sie wirklich geschlafen hatte. Viele Leute schlafen nackt. Manche sogar, wenn sie allein schlafen. Wobei Elena sich natürlich nicht im Geringsten bemüßigt fühlte, irgendwelche Erklärungen abzugeben.

»Was für eine nette Überraschung«, sagte sie.

»Ich bin ein bisschen zu früh dran«, sagte ich. »Aber ich war gerade in der Gegend. Also dachte ich, ich komme einfach schon mal vorbei.« Ich schwenkte das Heft. »Ich hoffe, ich störe nicht.«

Sie nahm mir das Comic-Heft aus der Hand, guckte kurz darauf und warf es beiseite. »Das muss einer von den Jungs gestern Abend vergessen haben.«

»Dachte ich mir auch schon.«

Wir setzten uns aufs Sofa. Elena legte ein Bein übers andere und gab einen exzellenten Blick auf ihren Oberschenkel frei.

»Zünde mir eine Zigarette an, ja, Darling?«

Ich zündete uns je eine an und konzentrierte mich auf das kleine Seidenpantöffelchen, das an ihren perfekten Zehen hing.

»Ich habe heute Morgen in deinem Hotel angerufen, aber man sagte mir, du seist schon weg.«

»Ach?«

»Ja. Ich wollte mich vergewissern, dass du heil nach Hause gekommen bist. Letzte Nacht, gleich nachdem du gegangen warst, bin ich nach oben ins Schlafzimmer gegangen. Als ich die Vorhänge zuziehen wollte, habe ich einen Wagen an der Ecke parken sehen. Und daneben stand ein Mann.«

»Was für ein Wagen?«, fragte ich.

»Dunkelgrün. Alfa Romeo Sportlimousine.«

»Ah.«

»Ich hatte das komische Gefühl, dass der Fahrer vielleicht Wladislaw Pulnarowicz sein könnte. Er sah irgendwie aus wie der Oberst. Nur dass er keine Uniform anhatte. Und dass Wladislaw einen weißen BMW fährt.«

»Verstehe. Was hatte er denn an? Der Mann, den du gesehen hast.«

Elena zuckte die Achseln und spielte mit ihrer Zigarette.

»Das Licht war nicht besonders. Aber ich glaube, er trug einen hellbraunen Anzug und solche zweifarbigen Schuhe. Du weißt schon, weiß mit dunkler Kappe.«

»Hut?«

Sie zuckte wieder die Achseln. »Ja. Ein Panama. Er hielt ihn in den Händen.«

Ich dachte kurz über den Mann nach, der auf mich geschossen hatte. »Als du mir gestern von dem Oberst erzählt hast, hast du gesagt, er sei der altmodische Typ und würde mich vielleicht vor lauter Eifersucht zum Duell fordern.«

Elena nickte.

»Hältst du ihn für jemanden, der einen Mann kaltblütig erschießen würde?«

»Ach, Darling, so sind sie doch alle. Darum geht es doch schließlich bei der SOE.«

»Jemand hat letzte Nacht auf mich geschossen. In den Ezbekiya-Gärten. Er hat mich verfehlt, aber ein anderer Mann, ein Ägypter, wurde tödlich getroffen.«

»Oh, mein Gott, du glaubst doch nicht, dass das Wladi war?«

»Es sieht so aus. Die einzigen Leute, die mit schallgedämpften Pistolen in Kairo herumlaufen, sind bei der SOE oder bei der deutschen Abwehr.« Ich zuckte die Achseln. Es war längst nicht so ein Ball, wie ich ihn Harry Hopkins hingedonnert hatte, aber ich favorisierte immer noch einen deutschen Agentenring als Hintergrund der Morde an Ted und Debbie Schmidt. Ich würde mit Colonel Powell über Wladislaw Pulnarowicz sprechen müssen. »Es könnte doch sein, dass der Oberst nach der Party nach Hause gefahren ist, die Uniform ausgezogen und sich jemandes Auto ausgeborgt hat und dann wiedergekommen ist, um zu schauen, ob ich noch hier war. Und mir dann auf dem Weg ins Hotel gefolgt ist und versucht hat, meinem Gehirn ein bisschen Durchlüftung zu verschaffen.«

Diesmal zog Elena richtig an ihrer Zigarette. »Es tut mir ja so Leid«, sagte sie.

»Braucht es nicht. Du bist in diesem Stück die Desdemona. Nicht Othello.«

»Trotzdem, ich habe dich schließlich in Gefahr gebracht, Willy. Ich war's doch, die ihn eifersüchtig gemacht hat.« Sie schüttelte den Kopf. »Dieser verdammte Kerl. Dabei hatte er nicht mal Grund zur Eifersucht. Wir waren doch nur zwei alte Freunde, die sich viel zu erzählen hatten.«

»Das war vielleicht gestern Abend so«, sagte ich und küsste sie auf den Mund. »Aber jetzt nicht mehr.«

Sie lächelte und erwiderte meinen Kuss. »Nein, da hast du Recht. Jetzt hätte er allen Grund, eifersüchtig zu sein.«

»Er versteckt sich doch nicht oben, oder?«

»Nein. Willst du dich überzeugen?«

»Ich glaube, das sollte ich unbedingt tun. Du nicht?«

Elena stand auf, nahm mich an der Hand und führte mich zur Salontür in Richtung Treppe.

»Dir ist natürlich klar, was das heißt?«, fragte ich. »Das heißt, du wirst mir wohl deine Schlafzimmertapete zeigen müssen.«

»Hoffentlich gefällt sie dir.«

»Ganz bestimmt.«

Sie führte mich in eine Diele, so groß wie eine Bahnhofshalle, die riesige gelbmarmorne Treppe hinauf und in ihr Schlafzimmer und schloss die Tür hinter uns. Ich sah ihre Tapete nicht. Ich sah nicht den Teppich unter meinen Füßen und nicht einmal ihr Bett. Ich sah nur Elena und den weißen Seidenmorgenrock, der von ihren Schultern glitt, und das Spiegelbild meiner eigenen Hände, die ihren nackten Hintern umfassten, in einem hohen Drehspiegel.

Ich lag ganz still neben ihrem nackten Körper. Ich dachte an Heinrich Zahler und Helmut von Dorff, die jetzt in der kalten Erde von Beketowka lagen. Ich dachte an den wahnsinnigen polnischen Oberst, der mich hatte umbringen wollen, an den skrupellosen Naziagenten auf dem Schiff und an den gefangenen deutschen Major, der an der Entschlüsselung von

Funksprüchen arbeitete, die womöglich enthüllen würden, dass ich einmal ein russischer Spion gewesen war. Ich dachte an den armen Ted Schmidt oder an das, was noch von ihm übrig war, mitten im Atlantik. Ich dachte an Diana auf dem Fußboden ihres Hauses in Chevy Chase und an den nackten Hintern ihres namenlosen Liebhabers, umfangen von ihren Schenkeln. Ich dachte an Mrs. Schmidt im kalten Schubfach eines Leichenkellers der Metro Police. Ich dachte an den Präsidenten. Ich dachte an Harry Hopkins und Winston Churchill und Josef Stalin. Ich dachte sogar an Wild Bill Donovan und Colonel Powell. Aber vor allem dachte ich an Elena. Die Schatten krochen über den Nachttisch, und ich dachte an den Tod. Ich dachte an meinen eigenen Tod und beruhigte mich damit, dass er mir so weit weg schien, wenn ich mit Elena zusammen war.

Ich schlief eine Weile und träumte von ihr. Als ich aufwachte, war sie im Bad und sang leise vor sich hin. Ich setzte mich auf, knipste die Nachttischlampe an und sah mich nach etwas Lesbarem um. Auf einer großen Kommode lagen mehrere ledergebundene Fotoalben. In der Annahme, dass sie vielleicht ein paar Fotos aus unserer gemeinsamen Zeit in Berlin enthielten, schlug ich eins davon auf und begann zu blättern. Die meisten Fotos zeigten Elena in diversen Kairoer Nachtclubs, mit ihrem verstorbenen Mann Freddy und ein-, zweimal mit König Faruk persönlich. Doch eine Seite mit Fotos, die im Dachgarten der Auberge des Pyramides aufgenommen waren (Elena beschriftete ihre gesamten Fotos säuberlich mit Bleistift), gab mir schon zum zweiten Mal an diesem Tag das Gefühl, als hätte mich ein Kamel in die Magengrube getreten.

Auf den Fotos saß Elena neben einem gut aussehenden Mann in einem cremefarbenen Leinenanzug. Er hatte den Arm um sie gelegt. Die beiden wirkten sehr vertraut. Das Verblüffende war, dass dieser Mann momentan in einer Zelle in Grey Pillars saß, keine halbe Meile von hier. Der Mann auf den Fotos war Major Max Reichleitner.

Ich sagte mir, dass diese Fotos kaum aus der Zeit vor dem Krieg stammen konnten. Hatte Coogan nicht gesagt, die Auberge des Pyramides habe erst vor ein paar Monaten eröffnet? Als ich Elena aus dem Bad kommen hörte, legte ich das Album rasch weg und nahm meine kaum angerührte Zigarette aus dem Aschenbecher.

»Zünde mir auch eine an, ja, Darling?«, sagte sie. Sie trug nichts als eine goldene Uhr.

»Du kannst die hier haben«, sagte ich und rutschte auf ihre Seite hinüber.

Ich beobachtete sie genau. Sie zog einmal an der Zigarette und drückte sie dann aus. Sie löste ihr blondes Haar, das ihr bis über die Taille reichte, und begann, es ein wenig zerstreut zu bürsten. Da sie glaubte, ich sähe sie verlangend an, sagte sie lächelnd: »Du willst mich noch mal? Ist es das?«

Sie legte sich aufs Bett und breitete erwartungsvoll die Arme aus. Ich holte tief Luft und kniete mich über sie. Aber was, wenn sie selbst für die Deutschen arbeitete? Wenn doch aus diesen Fotos eine solche Intimität zwischen Reichleitner und ihr sprach, war es dann denkbar, dass er nach Kairo kommen würde, ohne den Versuch zu machen, sie zu sehen? Elena musste seine Kontaktperson sein. Sie konnte nicht wissen, dass Reichleitner von den Alliierten gefangen genommen worden war.

Ich drang in sie ein, was ihr einen langen, bebenden Seufzer entlockte.

Jetzt kam es mir plötzlich verdächtig vor, dass sie so schnell wieder mit mir ins Bett gegangen war. Ich stieß hart in sie, fast als wollte ich sie für das doppelte Spiel bestrafen, das ich ihr inzwischen unterstellte. Elena kam mit ähnlicher Heftigkeit. Einen Moment lang überließ ich mich ganz unserer Lust. Dann kuschelte sie sich an mich. Meine Zweifel kehrten wieder. Konnte es sein, dass sie mehr war als nur eine Kontaktperson?

Aber wenn sie eine deutsche Spionin war, wann war sie dann angeworben worden? Ich versetzte mich zurück ins Berlin des Sommers 1938 und versuchte, die Elena Pontiatowska zurückzuholen, der ich mich damals so nah gefühlt hatte.

Elena hatte die Bolschewiken gehasst, so viel war klar. Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das wir geführt hatten, als die ersten Nachrichten von Stalins Terror in der Ukraine den Westen erreichten. Elena, deren Vater im polnisch-russischen Krieg von 1920 gekämpft hatte, hatte darauf beharrt, dass das ganze Gebäude des Sowjetkommunismus auf Massenmord gründe und Lenin in dieser Hinsicht schon genauso schlimm gewesen sei wie Stalin.

»Mein Vater hat immer gesagt, dass Lenin die Ausrottung der Donkosaken befohlen hat – einer Million Männer, Frauen und Kinder«, hatte sie mir erklärt. »Nicht, dass ich für die Nazis bin. Das bin ich nicht. Ich fürchte nur einfach die Russen noch mehr. Ich weiß, so dumm und grausam die Nazis auch sein mögen, die Russen sind viel schlimmer. Wenn Hitler das Sudetenland will, dann deshalb, weil er glaubt, dass er es als Bollwerk gegen eine neue russische Invasion braucht. Vielleicht haben die Tschechen ja vergessen, was Trotzki ihnen angetan hat, als er 1918 ihre Armee in Sklavenarbeiterbataillone verwandeln wollte. Ich sage dir, Willy, sie würden nicht zögern, das wieder zu tun. Die Nazis sind ein übler Haufe, aber die Bolschewiken sind das Böse schlechthin. Deshalb wurde Hitler ja überhaupt gewählt. Weil die Leute schreckliche Angst hatten, dass die Roten in Deutschland die Macht übernehmen könnten. Du wirst mir also nicht einreden können, dass am Kommunismus irgendetwas Gutes ist. Das mag ja alles gut klingen, vom Prinzip her, als Ideal. Aber meine Familie hat die Praxis erlebt, und die ist schlichtweg bestialisch.«

Etwas gegen die Russen zu haben war eine Sache, für die Nazis zu spionieren eine ganz andere. Es gab nur eins: Um Gewissheit zu bekommen, musste ich Elenas Haus durchsuchen.

Wenn es da Fotos von Major Reichleitner in einem Album gab, gab es ja vielleicht noch weitere Hinweise, ob und, wenn ja, in welcher Form Elena für die Abwehr arbeitete.

Elena setzte sich auf, küsste mich flüchtig und ging wieder ins Bad.

Ich nahm mir das Fotoalbum wieder vor. Ich wollte wissen, was sie sagen würde, wenn sie mich die Fotos betrachten sah. Die von ihr und Reichleitner. Es wäre sicher aufschlussreich, ihre Erklärung zu hören. Aber als sie wieder aus dem Bad kam, zuckte sie mit keiner Wimper.

»Entschuldige«, sagte ich. »Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, hier hineinzuschauen. Ich dachte wohl, da wäre vielleicht das eine oder andere Foto von uns beiden drin, noch aus Berlin.«

»Die sind in einem anderen Album«, sagte sie gelassen. »Ich zeig's dir später. Wird Zeit, dass du dich fertig machst. Ich dachte, wir könnten in den Club gehen und einen Happen essen. Aber dafür musst du dich umziehen. Wir können ja bei deinem Hotel vorbeifahren.«

»Wer ist der Mann im weißen Anzug?«, fragte ich, während ich das Album weglegte und ins Bad ging.

»Sag nicht, du bist eifersüchtig«, sagte sie und schlüpfte in ihre Unterwäsche.

»Natürlich bin ich eifersüchtig. Du bist das Beste, was mir passiert ist, seit dieser Krieg angefangen hat. Und jetzt muss ich feststellen, dass ich noch einen Rivalen habe.«

»Verlass dich drauf, er ist keine Gefahr für dich.«

»Ich weiß nicht. Auf den Fotos wirkt euer Verhältnis ganz schön innig. Und außerdem sieht er gut aus.«

»Max? Ja, mag sein«, sagte Elena achselzuckend. Sie setzte sich auf die Bettkante und begann, Seidenstrümpfe ihre Beine hinaufzurollen. »Eine Zeit lang war es schon so zwischen uns.

Innig, wie du sagst. Aber es hat nicht lange gedauert. Er war ein polnischer Offizier aus Sikorskis Stab. Aus Posen. Ein exotischer Vogel.«

»Ach? Inwiefern?«

»Ein Deutsch sprechender Pole, der für die polnische Armee kämpft. Das ist doch exotisch.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Ich weiß nicht genau. Ich habe ihn seit Monaten nicht mehr gesehen. Seit dem Sommer, würde ich sagen. Max hat viel für die SOE gearbeitet. In Jugoslawien. Jedenfalls hat er mir das gesagt.«

Ich nickte. Gute Antworten, dachte ich – und sie hatten den Vorzug, vielleicht sogar wahr zu sein.

Elena befestigte ihre Strümpfe am Strumpfhaltergürtel, öffnete ihren Kleiderschrank und musterte ein Arsenal absolut tödlicher Abendkleider. Sie nahm eins heraus und zog es an. Dann sah sie wieder auf die Uhr. »Beeil dich«, sagte sie.

MITTWOCH, 24. NOVEMBER 1943

IRAN

IM SÜDLICHSTEN TEIL TEHERANS waren die Straßen eng und gewunden, im Nordteil gab es fast nur breite Prachtstraßen. Medizadeh, der Ringkämpfer, der als Führer und Dolmetscher der Gruppe Nord fungierte, erklärte, durch den vorigen Schah sei viel vom Charakter der Stadt zerstört worden. Doch der Kommandeur der Gruppe Nord, Hauptsturmführer Oster, dachte, dass Schah Rezas Modernisierungsmaßnahmen auch nicht viel an der ungünstigen Lage der Stadt änderten. Bis zum nächsten Fluss waren es vierzig Kilometer, was bedeutete, dass Trinkwasser immer knapp war. Zwei von Osters Männern waren vom hiesigen Wasser bereits krank geworden.

Und kalt war es auch, viel kälter, als sie gedacht hatten. Oster fand, dass Berlin diesen Umstand hätte kennen müssen. Shimran, der Nordteil Teherans, lag an den Hängen des Elburz-Gebirges, dessen höchster Gipfel immerhin über fünfeinhalbtausend Meter hoch war. Doch abgesehen davon, dass es ihnen an warmer Kleidung fehlte, war alles nach Plan verlaufen.

Gruppe Nord war mit dem Fallschirm in einer abgelegenen Hügelgegend am Fuß des Elburz-Gebirges, nordöstlich von Qazwin, gelandet und dort von den Kaschgai empfangen worden, Männern nördlicher Stammesgruppen, die den harten Kern des einheimischen Widerstands gegen die britisch-sowjetische Besatzung bildeten.

Gruppe Nord hatte die erste Nacht draußen in den Bergen verbracht, in den Überresten einer Festung, die einst die Zuflucht der Haschischiyun gewesen war, einer ismailitischen Sekte, im Westen besser bekannt als die Assassinen. Ein

passender Name, fand Oster, umso mehr, als die Haupteinkommensquelle der Kaschgai, von denen die meisten zu allen erdenklichen Tageszeiten Haschisch rauchten, das Morphium war. Die Kaschgai schienen von den Waffen, dem Gold und den goldenen Pistolen, die die Gruppe Nord aus der Ukraine mitgebracht hatte, aufrichtig entzückt. Oster hielt sie für undurchsichtig und furchterregend. In jener ersten Nacht in den Festungsruinen hatte er schon halb damit gerechnet, davon aufzuwachen, dass ihm einer dieser grimmig aussehenden, haschischberauschten Nomaden die Kehle durchschnitt. Er hatte unruhig geschlafen, die Hand unter dem Rucksack, der ihm als Kopfkissen diente, um den Griff einer Mauser geschlossen. Es war schwer vorstellbar, dass diese Männer, die wie Ali Babas vierzig Räuber aussahen, gemeinsame Sache mit dem Dritten Reich machten.

Mehdizadeh, ein bärtiger Hüne, der stark nach irgendeiner Salbe roch und ständig eine Gebetsperlenkette durch die taudicken Finger wandern ließ, erklärte Oster, wieso die Kaschgai ihm und seinen Leuten halfen. Es war der Tag nach ihrer Ankunft. Nach einer zweistündigen Wanderung durch die Berge hatten sie die beiden Lastwagen getroffen, mit denen die Gruppe die nächste Etappe bis ins über hundert Kilometer weiter südwestlich gelegene Teheran zurücklegen sollte.

»Wir sind eigentlich gar nicht so sehr für die Deutschen«, sagte er, »sondern vor allem gegen die Briten und die Russen. Deutschland hat sich in Persien nie eingemischt. Aber für die Briten und die Russen ist es ein Wettkampf darum, wer unsere Erdölvorkommen kontrolliert. Die Briten sind schon seit dem letzten Krieg hier. Aber seit 1941 haben sie ihre Truppen hier verstärkt, um den Russen den Arsch abzusichern. Sie haben den Schah abgesetzt und ins Exil geschickt und seinen Sohn, Kronprinz Reza Pahlevi, als ihre Marionette auf den Thron gesetzt. Die deutsche Botschaft wurde zwangsweise geschlossen. Alle deutschfreundlichen Perser wurden verhaftet

und ohne Gerichtsverfahren in Sultanabad eingesperrt, einschließlich des Premierministers. Aber der wahre Führer der Opposition, Habibullah Nobakht, konnte irgendwie entkommen und führt jetzt Krieg gegen Lastwagenkonvois.

Sie müssen wissen, Herr Hauptsturmführer, Persien ist ein Land, das sehr an seiner Unabhängigkeit hängt. Ja, sicher, unser Land wurde oft erobert. Aber alle diese Eroberer kamen, plünderten und verschwanden wieder. Niemand hielt es für lohnend, hier zu bleiben. Wozu auch? Persien ist ein Wüstenland. Aber das war natürlich, bevor man hier Erdöl fand und bevor den Russen klar wurde, dass sie ja noch eine Hintertür hatten, durch die die Amerikaner sie beliefern konnten. Das ist die Situation, in der wir uns jetzt befinden.

Die Briten und die Russen sagen, dass sie sich nach dem Krieg in Persien nicht mehr einmischen wollen, aber sie regieren ihre jeweilige Zone wie eine ferne Provinz ihres eigenen Reiches. Die Russen machen uns zu ihrer Jauchegrube. Sie schicken uns all ihre polnischen Gefangenen und ihre Juden. Noch nie sind so viele Menschen nach Persien gekommen, eine Viertelmillion etwa. Und diese Polen bringen alle möglichen Krankheiten und alle möglichen Probleme mit. Warum schicken sie sie hierher? Wenn Polen mit Russland verbündet ist, warum behalten sie sie dann nicht in Russland? Es sind doch Slawen, keine Perser. Aber auf uns hört ja niemand.« Der Ringer lachte. »Aber das können wir jetzt ja selbst regeln, was? Wir werden Stalin, Churchill und Roosevelt töten, und vielleicht lassen sie uns dann ja in Ruhe. Dann töten wir die ganzen Polen. Dann erst wird Persien wieder ein gutes Land für uns Perser sein.«

Die Lastwagen hatten die Gruppe Nord zum Basar von Teheran gebracht, einer Stadt innerhalb der Stadt, einem Labyrinth von Straßen und Gassen. Jede Straße war auf eine bestimmte Handelsware spezialisiert. Mehdizadeh brachte sie in die Teppichstraße, wo er ihnen einen Unterschlupf in einer stillgelegten Teppichknüpferei besorgt hatte. Da in dem

Gebäude noch immer Teppiche herumlagen, erwies es sich als recht komfortabel. Essen wurde ihnen gebracht. Ihre erste warme Mahlzeit im Iran bestand aus Brot und einer Art Ragout namens *Dizi*. Der Tee kam aus einem Samowar, sodass sich Osters Ukrainer sofort heimisch fühlten. Mehdizadeh allerdings erklärte Oster, seiner Meinung nach sei es ein Fehler von Berlin gewesen, Ukrainer für diese Mission einzusetzen. Seine Kaschgai-Brüder betrachteten Osters Ukrainer als Russen. Es kostete Oster einige Zeit, Mehdizadeh davon zu überzeugen, dass Ukrainer nicht nur etwas anderes waren als Russen, sondern obendrein mehr Gründe als irgendjemand sonst hatten, die Russen zu hassen.

Am Mittwochmorgen führte der Ringkämpfer Oster zum Haupteingang des Basars, wo sie einen der deutschen Agenten in Teheran treffen sollten. Oster trug einen dunklen Anzug und eine Kappe. Da die meisten Männer in Teheran europäisch geschnittene Hosen, kurze Mäntel und Pahlevi-Hüte trugen, fiel er nicht weiter auf. Oster wusste über seinen Kontaktmann Lothar Schoellhorn nur, dass er früher eine Boxschule in Berlin betrieben hatte und vor seiner Übersiedlung nach Persien als Auftragsmörder für die Abwehr gearbeitet hatte. Oster hatte mehr oder weniger mit einem primitiven Schläger gerechnet, stieß aber auf einen recht gebildeten und kultivierten Mann, der sehr ausgeprägte Ansichten über seine neue Heimatstadt hegte. Vom Basartor gingen die drei Männer die Ferdosi Street hinauf, in Richtung britische Botschaft.

»Eine ziemlich enttäuschende Stadt, dieses Teheran«, sagte Schoellhorn. »Architektonisch zumindest. Der moderne Teil ist eher französisch und daher etwas prätentiös. Wie die Champs-Élysées für Arme. Selbst das Meijlis – das iranische Parlamentsgebäude – ist nicht sonderlich bemerkenswert. Nur der Basar hat noch etwas vom alten, ganz und gar orientalischen Teheran. Alles andere ist leider zu gesichtsloser Mittelmäßigkeit

modernisiert worden. Natürlich gibt es hier und da noch eine Moschee. Aber das ist auch schon so ziemlich alles.

Im Winter ist es hier viel zu kalt und im Sommer viel zu heiß. Aus diesem Grund unterhalten die Briten wie die Amerikaner jeweils zwei Botschaften. Momentan sind die Briten gerade in ihrer Winterbotschaft, die Sie gleich sehen werden. Es ist ein ziemlich klappriges Gebäude, das das indische Bauministerium vor vielen Jahren schlampig zusammengeschustert hat. Da die Briten den Persern nun mal nicht über den Weg trauen, haben sie hier noch immer eine kleine Garde indischer Infanteristen stehen, zum Schutz des Botschafters. Hier und auch in der Sommerbotschaft in Gulheh.« Schoellhorn lächelte. »Es wäre ja schließlich fatal, die falsche Botschaft anzugreifen.«

Oster sah sich nervös um, ob auch niemand mitgehört hatte.

»Oh, keine Bange, mein Freund. Es wimmelt hier zwar tatsächlich von NKWD-Agenten, aber die würde selbst ein Blinder auf den ersten Blick erkennen. Keiner von denen spricht Farsi, und selbst in ihrer Besatzungszone im Norden der Stadt setzen sie keine persische Polizei oder Gendarmerie ein. Was zur Folge hat, dass sie hier nichts zuwege bringen. Vor den Briten müssen wir wohl ein wenig auf der Hut sein. Aber die Amerikaner haben keine Ahnung von den Persern und können die Ordnung nur deshalb aufrechterhalten, weil sie bisher noch nicht so verhasst sind wie die Briten und die Russen. Der Mann, der die amerikanische Polizei unter sich hat, ein gewisser General Schwarzkopf, war früher mal Erzähler einer beliebten Kriminalsendung im Radio – können Sie sich so was vorstellen? Ebendieser Schwarzkopf war der Dummkopf, der bei der Lindbergh-Entführung die Ermittlungen leitete, und Sie erinnern sich vielleicht, wie da gepfuscht wurde – und wie die Ermordung des Kindes einem Deutschen in die Schuhe geschoben wurde.«

Schoellhorn ging langsamer, als eine mächtige Stacheldrahtsperre in Sicht kam. Hinter der Sperre standen zwei

Panzerwagen und mehrere indische Soldaten in britischer Uniform.

»Hinter der Sperre und den Bäumen dort liegen die britische und die russische Botschaft«, sagte Schoellhorn. »Dazwischen verläuft eine enge Seitenstraße, aber in der Mauer der britischen Botschaft gibt es ein schmales Flechtwerktor, das nachts normalerweise von einem Posten bewacht wird. Das ist für Sie der beste Zugang. Sie bekommen noch einen Plan der britischen Botschaft, aber jenseits der Mauer finden Sie jede Menge Bäume und Büsche, die Ihnen reichlich Deckung bieten. An der Ostseite der Botschaft befindet sich eine lange Veranda mit einer Balustrade. Die Großen Drei werden sich höchstwahrscheinlich direkt hinter den hohen Fenstern aufhalten. Nach Westen hin liegen Stallungen und Nebengebäude, die jedoch keine Pferde beherbergen, sondern Soldaten zum Schutz der Botschaft. Es sind, wie gesagt, hauptsächlich Inder. Genauer gesagt, Sikhs. Die sind bestimmt nicht feige. Aber wenn ich es richtig verstehe, mögen sie Bomben nicht besonders, jedenfalls hat mir das ein Freund aus dem britischen Büro für Öffentlichkeitsarbeit hier in Teheran erzählt. Vor ein paar Monaten ist hier in der Stadt eine Bombe explodiert. Offenbar haben die Sikhs daraufhin das Weite gesucht. Sobald unsere Bomber ihre Fracht abwerfen, werden die Soldaten vermutlich die Beine in die Hand nehmen.«

»Und die russische Botschaft?«, fragte Oster.

»Wimmelt von Iwans. Auf jedem Baum einer. Selbst die Kellner sind vom NKWD. Flutlicht, Hunde, MG-Nester. Im Gebäude gab es gerade gründliche Umbaumaßnahmen. Ein neuer Luftschutzbunker anscheinend.« Schoellhorn zündete sich eine Zigarette an.

»Nein, es ist schon gut, dass Ihr Ziel die britische Botschaft ist. So wie es aussieht, bezweifle ich, dass Churchill überhaupt auf die Idee kommt, man könnte ihm nach dem Leben trachten.

Etwas allerdings hat die britische Botschaft, was sie zum sichersten Ort von ganz Teheran macht.«

»Ach? Und was ist das?«

»Das Wasser. Die Briten leiten Wasser von einer sauberen Quelle in den nördlichen Bergen hierher. Sie verkaufen es sogar an die Russen. Ich habe mich schon gefragt, ob Sie das nicht in Ihren Plan integrieren sollten. Es ist nämlich so, dass jeden Morgen ein russischer und ein amerikanischer Wasserkarren hier auftauchen, um Wasser abzuholen. Aber auf der anderen Seite wollen Sie ja wohl nicht im Inneren der Botschaft sein, wenn die Luftwaffe ihre Bomben abwirft.«

»Gutes Argument«, sagte Oster grinsend. »Außerdem, wenn wir es schaffen, die Großen Drei zu töten, werden wir sowieso kein Wasser trinken, sondern Champagner. Stimmt's, Mehdizadeh?«

Der Ringer sagte mit einer servilen, kleinen Verbeugung: »Bedauerlicherweise ist Alkohol Moslems nicht gestattet.«

Oster lächelte höflich und blickte über die kräftige Schulter des Ringers hinweg auf die schneegekrönten Berge hinter der Stadt. Es würde nicht leicht sein, nach einem Attentat aus Teheran hinauszukommen, dachte er, und plötzlich fühlte sich Oster sehr weit weg von zu Hause.

Sie kehrten in den Basar zurück, wo sich Medihzadeh inmitten der Moscheen, Menschenmassen und Läden ein wenig zu entspannen schien. Die Vielfalt der Dinge, die hier feilgeboten wurden, verblüffte Oster: Kupferwaren, Buchbinderdienste, Fahnen, Kurzwaren, Sättel, Zinn, Messer, Gedrechseltes, Teppiche. Ein-, zweimal blieb er stehen, um etwas zu betrachten, weil er sich sagte, dass es verdächtig wirken würde, wenn er sich für gar nichts interessierte. Sie hatten sogar noch einen Moment Zeit für einen Kaffee im Café Firdusi. Als sie schließlich in die Teppichknüpferei zurückkehrten, war Oster Persien und den Persern schon etwas gewogener. Dieses Gefühl

war allerdings nicht von langer Dauer. Als die drei Männer die Teppichknüpferei betraten, kam einer der Kaschgai auf Mehdizadeh zu und sagte etwas, was den Ringer sehr besorgt zu stimmen schien.

»Was ist?«, fragte Oster Schoellhorn.

»Anscheinend haben wir einen Spitzel erwischt«, sagte der Deutsche.

Auf dem Boden ganz hinten in der Teppichknüpferei saß, mit Bündeln von Teppichfäden an einen alten Knüpfrahmen gefesselt, ein sichtlich verängstigter Mann in westlicher Kleidung.

»Wer ist das?«, fragte Oster.

Die Untersturmführer Schnabel und Schkwarzew, die bei dem Gefangenen standen, drehten sich um.

»Er sagt, er ist Pole, Herr Hauptsturmführer«, sagte Schnabel.

»Und er sei hergekommen, weil er einen Teppich sucht. Er hatte genug Geld bei sich, um einen zu kaufen. Aber auch das hier.«

Schnabel zeigte Oster eine halbautomatische Pistole.

»Das ist eine Tokarew TT«, sagte Schkwarzew und pflückte sich eine Zigarette aus dem unrasierten Gesicht. »Russisches Fabrikat. Aber jetzt kommt's.« Er nahm Schnabel die Pistole aus der Hand, warf das Magazin aus und pulte mit den Daumen eine Patrone in seine hohle Hand, um sie dann Oster hinzuhalten. »Das ist Mauser-Munition. Deutsches Fabrikat und außerdem abgeplattet. Runtergefeilt, damit sie eine größere Wunde reißt. Was die Identifizierung des Toten erschwert. Das ist typisch SMERSH.«

»SMERSH?«, fragte Schoellhorn stirnrunzelnd. »Was ist das?«

»Das ist ein russisches Kurzwort aus Anfangsbuchstaben«, erklärte Schkwarzew. »Steht für ›Tod den Spionen‹. Der

SMERSH ist die Spionageabwehrabteilung des NKWD und Stalins persönliche Mordbrigade.«

Oster seufzte und blickte dann zu Schoellhorn und Mehdizadeh. »Wir müssen einen anderen Unterschlupf finden. Können Sie das organisieren?«

»Das wird nicht leicht«, sagte Mehdizadeh. »Es hat schon eine ganze Weile gedauert, das hier zu finden. Aber ich werde sehen, was sich machen lässt.« Er ging.

»Was sollen wir mit ihm machen?«, fragte Schnabel und zeigte auf den Gefangenen.

»Für ein reguläres Verhör haben wir keine Zeit«, sagte Oster.

»Wir müssen ihn einfach erschießen und hier lassen.«

»Im Gegenteil.« Schkwarzew grinste. »Wir haben Zeit, ihn zu verhören. Regulär oder nicht, das läuft doch auf dasselbe raus. In fünf Minuten habe ich diesen Kerl so weit, dass er den Trotzki-Mord gesteht, wenn es das ist, was Sie wollen.«

Oster hatte etwas gegen Folter, aber ihm war klar, dass es die einzige Möglichkeit war, in Erfahrung zu bringen, was die Russen bereits wussten. »Gut«, beschied er Schkwarzew. »Tun Sie’s. Aber kosten Sie’s nicht unnötig aus.«

In diesem Gebäude waren Teppiche aus Wolle geknüpft worden, von Hand. Die fertigen Teppiche hatte man auf dem Fußboden ausgebreitet, um Unebenheiten oder kleinere Mängel mit einem schweren Eisen auszubügeln, das mit glühenden Kohlen aus dem Feuer gefüllt wurde. Sobald der SMERSH-Agent sah, dass die Ukrainer das heiße Bügeleisen auf seinen bloßen Fußsohlen anzuwenden gedachten, begann er zu reden. Schkwarzews Männer schienen einen Moment lang enttäuscht, dass sie nun doch nicht dazu kommen sollten, einen verhassten Feind zu peinigen.

»Ja, ja, schon gut, ich sage alles«, winselte der Mann. »Ich habe auf dem Basar herumgeschnüffelt, weil ich dachte,

vielleicht würde ich hier etwas herausfinden. Ganz Teheran weiß doch, dass hier das Zentrum des Widerstands ist, also dachte ich, es würde sich vielleicht lohnen, hier nach Ihnen zu suchen.«

»Was meinen Sie mit ›nach uns suchen‹?«, wollte Oster wissen.

»Sie sind doch das deutsche Fallschirmkommando. Einer von Ihren Kaschgai ist ins SMERSH-Gebäude an der Syroos Street gekommen und hat uns erzählt, irgendwo außerhalb der Stadt seien zwei SS-Kommandos gelandet. Wegen der Konferenz der Großen Drei. Er hat uns die Information verkauft. Die eine Gruppe haben wir schon erwischt, in der Nähe der Radaranlage auf dem Flughafen. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis Sie auch verhaftet werden.«

»Gehen Sie sofort ans Funkgerät«, befahl Oster Untersturmführer Schnabel. »Sehen Sie zu, dass Sie von Holten-Pflug alarmieren, wenn es nicht schon zu spät ist. Und machen Sie's kurz, für den Fall, dass sie uns zu orten versuchen.«

»Wer ist Ihr Chef?«, fragte Schkwarzew.

»Oberst Andrej Michailowitsch Wertinskij. Das heißt, er *war's* – jetzt ist da ein Neuer. Ein Jude aus Kiew. Brigadegeneral Michail Moissejewitsch Melamed.«

»Den kenne ich«, knurrte Schkwarzew. »Er ist Kommissar der Staatssicherheit dritten Ranges und der bestgehasste NKWD-Offizier in der gesamten Roten Armee.«

»Das ist er«, verkündete der Gefangene. »Aber wer weiß, wer am Ende der Woche das Kommando hat? Berijas Stellvertreter, General Merkulow, kommt morgen hier an. Und dann noch sein Sekretär, Viktor Abakumow. Berija selbst kommt, soweit ich weiß, auch.«

»Wie viele NKWD-Leute sind im Moment hier in Teheran?«, fragte Schkwarzew.

»Ein paar hundert mindestens. Und Ende Oktober haben sie uns noch dreitausend Mann von der Roten Armee zusätzlich geschickt. Unter dem Kommando von Krulew.«

»Sonst noch irgendwelche Offiziere, die Sie kennen?«

»Arkadiew, der Sowjet-Kommissar der Staatssicherheit. Und General Abramow von der NKWD-Verwaltung für die Region Naher Osten. Sie sind gekommen, um die restlichen Nazi-Sympathisanten auszuheben. Etwa dreihundert Polen. Von denen die meisten ursprünglich schon in Polen verhaftet worden waren.« Und er setzte sachlich hinzu: »Sie sind erschossen worden. In den russischen Kasernen weiter nordöstlich, in Mesched.«

»Wie heißt der Kaschgai, der Ihnen von dem deutschen Fallschirmkommando erzählt hat?«, fragte Oster auf Russisch.

»Ich weiß nicht.« Der Gefangene schrie auf, als einer der Ukrainer ihm das heiße Eisen kurz an die linke Fußsohle drückte. »Doch, schon gut, ich weiß es. Er heißt Ebtehaj. Misbah Ebtehaj.«

Schoellhorn fluchte laut. »Ebtehaj ist auch ein Ringkämpfer!«, sagte er. »Er sollte sich um die Gruppe Süd kümmern.«

»Was ist mit *unserem* Ringer?«, fragte Oster. »Herrn Mehdizadeh. Vielleicht steckt er da ja auch mit drin. Vielleicht hat er ja unserem Freund vom SMERSH hier einen Tipp gegeben. Vielleicht kommt er ja gleich mit der Roten Armee wieder.«

»Nein.« Schoellhorn schüttelte den Kopf. »Er hätte uns schon so oft verraten können. Warum hat er’s dann noch nicht getan?«

»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf«, sagte Oster vorsichtig, »ist das alles doch ziemlich anders, als Sie es vorhin dargestellt haben. Von wegen, selbst ein Blinder würde einen NKWD-Agenten auf den ersten Blick erkennen.«

»Wollen Sie damit sagen, *ich* sei auch ein Verräter?«, sagte Schoellhorn.

»Ich weiß nicht, was ich sagen will. Herrgott, was für ein Schlamassel.« Er nahm seine Mauser aus dem Halfter unter seiner Jacke und machte sich daran, einen Schalldämpfer auf den Lauf zu schrauben. »Ich wollte, dieser verfluchte Schellenberg wäre hier und würde das selbst miterleben. Es wäre das Letzte, was er erleben würde, das schwöre ich Ihnen.«

Oster postierte sich vor dem Gefangenen, die nunmehr schallgedämpfte Pistole noch immer auf den Boden gerichtet, parallel zu seinem Hosenbein.

»Ich habe Ihnen doch alles gesagt, was ich weiß«, sagte der Pole schluckend.

Oster lächelte betrübt und schoss dem Mann dreimal in Kopf und Gesicht.

Schkwarzew nickte anerkennend. Er hatte sich die ganze Zeit gefragt, von welchem Schlag dieser deutsche Hauptsturmführer war, ob er wirklich Mumm in den Knochen hatte, und jetzt wusste er es. Einen Mann bei einem Feuergefecht mit dem Karabiner oder dem MG zu töten, war eine Sache, ihn jedoch kaltblütig zu erschießen, während er einem in die Augen sah, war etwas ganz anderes. Der Deutsche war in Ordnung, das war jetzt klar, und während Oster die Mauser sicherte und den Schalldämpfer abschraubte, zündete Schkwarzew eine Zigarette an und reichte sie ihm.

»Danke«, sagte Oster, steckte sich die Zigarette zwischen die Lippen und inhalierte tief, während er die Pistole wieder wegsteckte.

»Sind Sie zur Gruppe Süd durchgekommen?«, fragte er Schnabel.

»Nein, Herr Hauptsturmführer, ich kann sie anscheinend gar nicht erreichen. Aber ich habe einen Funkspruch aus Berlin bekommen. Unser Unternehmen ist abgesagt.«

»Was?« Oster fiel die Kinnlade herab, dann verzerrte Wut sein Gesicht. »Fordern Sie Bestätigung.«

»Habe ich schon.«

Schkwarzew seufzte. »Das war's dann also«, sagte er. »Es ist abgeblasen.«

»Von wegen«, sagte Oster. »Ich bin nicht den ganzen weiten Weg hierher gekommen, um nichts zu tun. Wenn ich schon in einem sowjetischen Arbeitslager verrecken muss, dann wenigstens aus gutem Grund.« Er zog abermals tief an seiner Zigarette und klopfte dann die Asche auf den Kopf des Toten ab. »Wie steht der Rest der Gruppe dazu?«

Schkwarzew brauchte seine Männer nicht einmal anzusehen.

»Genauso wie Sie. Gibt nichts, was wir nicht tun würden, um Stalin zu töten. Gar nichts.«

»Aber ohne diese Bomber?«, fragte Schoellhorn. »Und ohne die Gruppe Süd? Was können Sie da denn machen?«

»Vielleicht ist das alles ja gar nicht nötig«, sagte Oster.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Schoellhorn.

»Vielleicht gefällt mir ja Ihr Plan besser.«

»Mein Plan?«

»Wir sind zu viele und nicht genug«, sagte Oster. »Das ist die Krux an Schellenbergs Plan. Zu viele, um bis nächsten Dienstag unbemerkt zu bleiben. Und nicht genug, um mit dreitausend verfluchten Russen fertig zu werden. Aber zwei, drei Männer mit einem Wasserkarren können die Sache erledigen. In einem Wasserkarren kann man alles verstecken. Maschinenpistolen. Eine Bombe.« Oster sah Schkwarzew an. »Was bräuchten wir, um eine ordentliche Bombe herzustellen, Schkwarzew?«

»Das ist ein Wort.« Der Ukrainer zündete sich eine Zigarette an und dachte laut vor sich hin. »Irgendeine Art Stickstoffdünger, der viel Salpetersäure enthält«, sagte er. »Einen Stoff, der mit der Salpetersäure zu einer Glyzerinver-

bindung nitriert – Zucker, Sägemehl, Schweinefett, Indigo, Kork, das sind alles leicht erhältliche nitrierbare Stoffe. Ein paar Granaten, ein bisschen Quecksilber und etwas Äthylalkohol, um einen verlässlichen Zünder zu bauen. Und einen Wecker und ein paar Batterien, mal angenommen, Sie wollen nicht direkt daneben stehen, wenn das Ding hochgeht.«

»Können Sie eine solche Bombe bauen?«

Schkwarzew spuckte aus und sagte dann grinsend: »Kinderspiel.«

»Dann wäre das ja geregelt. Sobald wir einen neuen sicheren Unterschlupf haben, fangen Sie an, eine richtige Mordsbombe zu bauen.«

MITTWOCH, 24. NOVEMBER 1943

KAIRO

IM ERSTEN LICHT der ägyptischen Morgendämmerung schlüpfte ich aus Elenas Bett und trat auf den Balkon hinaus. Über das weiträumige Dächergewirr von Garden City hinweg konnte ich auf den Nil schauen, bis hin zu der Insel Zamalek und dem Gezira Sporting Club, wo wir erst vor ein paar Stunden gespeist hatte.

Der Gezira Club war wie aus *Die vier Federn* entsprungen, so steif, dass es wehtat, und es erstaunte mich, dass Elena ausgerechnet hierher gewollt hatte. Die ganze Szenerie wirkte wie das britische Empire in Aspik. Ein Quintett spielte langweilige britische Weisen. Rotgesichtige Männer schoben rosafarbene Frauen übers Parkett. Die einzig dunkelhäutigen Menschen waren die Männer mit den Silbertabletts oder mit Servietten überm Arm. Sooft mich Elena mit jemandem bekannt machte, stieg mir der durchdringende Geruch nach Snobismus in die Nase.

Es war nur ein Mensch da, den zu sehen mich freute. Nur leider ging Colonel Powell davon aus, dass ich darauf brannte, unsere philosophische Diskussion wieder aufzunehmen, und ich brauchte eine Weile, um ihn auf ein Thema zu lenken, das mich im Moment mehr interessierte.

»Kennen Sie einen polnischen Oberst namens Wladislaw Pulnarowicz?«, fragte ich.

Powell sah mich überrascht an. »Warum fragen Sie?«

»Ich habe ihn gestern Abend kennen gelernt«, sagte ich. »Bei einer Dinnerparty. Ich fürchte, ich habe es mir mit ihm verdorben.

Und danach erst erfahren, dass er niemand ist, mit dem man sich anlegen sollte.«

»Das war auch mein Eindruck«, sagte Powell. »Ein Mann, der kein Pardon kennt. Darf ich fragen, ob Ihre Meinungsverschiedenheit mit Wladislaw Pulnarowicz mit Philosophie zu tun hatte?«

Da ich mir sagte, dass es wohl besser war, Powell gegenüber das Thema Philosophie gänzlich zu meiden, schüttelte ich den Kopf.

»Nein, es ging um die Meriten – respektive Untaten – der Sowjetunion. Der Oberst hat ein sehr finsteres Bild von den Russen. Und insbesondere von Stalin. Ich glaube, Pulnarowicz sieht in Stalin so eine Art modernen Herodot. Den ›Vater der Lügen‹ nannte er ihn, glaube ich.«

Powell lächelte schmallippig.

»Falls Sie befürchten, der Oberst könnte Ihnen ans Leder wollen, kann ich Sie in dieser Hinsicht beruhigen. Bedauerlicherweise ist Oberst Wladislaw Pulnarowicz heute am späten Nachmittag ums Leben gekommen. Das Flugzeug, in dem er saß, wurde irgendwo über dem nördlichen Mittelmeer abgeschossen. Er war in geheimer Mission unterwegs, Sie verstehen. Daher ist es mir leider nicht möglich, Ihnen mehr zu sagen.«

Ich stieß eine Mischung aus Erleichterungsseufzer und Überraschungslaut aus. Und bekam einen Moment lang gar nicht mit, dass Powell bereits wieder das Thema gewechselt hatte und meine Sicht Herodots anzweifelte.

»Herodot macht nur die Fehler, die fast alle Historiker machen«, sagte er. »Nämlich, dass er nicht dabei war und sich auf unverlässliche Quellen stützt. Wenn dieser Krieg vorbei ist, was glauben Sie, wie interessant es dann sein wird, all die Lügen darüber zu lesen, wer was wann und warum getan hat und was geschehen ist und was nicht? Gott kann zwar die Vergangenheit

nicht ändern, aber die Historiker können es und erfüllen insofern eine nützliche Funktion. Was Gott bewogen haben mag, ihre Existenz zu dulden.«

»Mag sein«, sagte ich vage.

Powell schien zu bemerken, wie sehr mich Pulnarowicz' Tod erleichterte, und kam wieder auf dieses Thema zurück. »Wladislaw Pulnarowicz war ein guter Soldat«, sagte er. »Aber er war kein guter Mensch. Es liegt nun mal in der Natur der Krieges, dass wir manchmal mit ziemlich seltsamen Bettgenossen aufwachen.«

Auf Elenas Schlafzimmerbalkon rauchte ich meine Zigarette zu Ende und dachte, dass Powell wahrer gesprochen hatte, als ihm vermutlich bewusst gewesen war. Meine gegenwärtige Bettgenossin war womöglich eine deutsche Spionin. Ich musste herausfinden, ob mein Verdacht begründet war. Sie schlief immer noch tief und fest, also ging ich hinein und schlich dann aus dem Schlafzimmer. Ich wusste nicht genau, was ich suchte, war mir aber sicher, dass ich es erkennen würde, wenn ich es fand.

Auf der geschwungenen Marmortreppe legte ich die Hand auf das schmiedeeiserne Geländer und spähte in die Eingangshalle hinunter. Bis auf das Ticken einer Standuhr und das Bellen eines streunenden Hundes irgendwo draußen auf der Straße war es so still wie in einem Mausoleum.

Am Ende eines langen Flurs ging ich durch eine Tür und stieß auf eine Treppe hinab zu einer Waschküche, einem mit erlesenen Jahrgängen bestückten Weinkeller und mehreren Kellerräumen, in denen vor allem alte Gemälde lagerten. Da waren ein, zwei Bilder, die ich aus Elenas Haus in Berlin kannte, und diverse verstaubte Biedermeiermöbel.

Ich schlich wieder hinauf ins Obergeschoss und vergewisserte mich, dass Elena noch schlief, ehe ich die Türen zu anderen

Räumen öffnete. Hinter einer Doppeltür fand ich eine Steintreppe und an deren oberem Ende eine weitere Tür, die in eine Art komplettes Apartment führte: Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer, Bad und Bibliothek. Da war sogar so etwas wie ein Turm mit vergitterten Fenstern. Genau der richtige Ort, um den einen oder anderen wahnsinnigen Prinzen einzusperren.

Als ich gerade die Suche abbrechen und wieder ins Schlafzimmer zurückkehren wollte, sprang mir ein Buch in einem der Regale in Auge. Es war mein eigenes Werk, *Der empirische Mensch*, und als ich es aufschlug, fand ich es zu meinem Erstaunen aufs Gründlichste mit Notizen versehen. Die Notizen selbst konnte ich nicht verstehen, weil sie auf Polnisch waren, aber ich erkannte Elenas Schrift. Aber sie hatte doch mir gegenüber so getan, als hätte sie kein Wort davon verstanden! Das bewies allerdings nur, dass sie vermutlich wesentlich gescheiter war, als ich gedacht hatte.

Dann jedoch bemerkte ich eine bogenförmige Abnutzungsspur auf dem Teppich, von der vorderen Ecke des Regals in Richtung angrenzende Wand, so als würde das Regal regelmäßig verschoben. Ich fasste das Regal an der Seitenwand, zog leicht daran und, siehe da, es war zugleich eine Tür.

Als ich in das Dunkel hinter dem Bücherregal trat, fiel mir der Geruch auf. Es war der gleiche Geruch, den ich am Vortag im Wohnzimmer wahrgenommen hatte. Amerikanische Zigaretten, Old Spice und Brillantine. Ich ertastete einen Lichtschalter und sah einen etwa drei mal drei Meter großen Raum. Darin befanden sich ein Stuhl und ein Tisch, auf dem eine Lampe und ein deutsches Funkgerät standen. Das Funkgerät erkannte ich sofort, denn es war eins der ersten Dinge gewesen, die sie uns bei der OSS-Schulung am Catoctin Mountain gezeigt hatten. Einer der acht deutschen Agenten, die im Juli 1942 auf Long Island verhaftet worden waren, hatte ein solches Funkgerät besessen. Es war das Standardgerät der Abwehr, ein SE 100/11, dessen Bedienungselemente zur Tarnung allesamt englisch

beschriftet waren. Das mochte ja vielleicht Zivilisten täuschen, aber niemanden, der vom Fach war. Zu Hause in den Staaten genügte schon ein Sender/Empfänger, um den Besitzer auf den elektrischen Stuhl zu bringen.

Auf dem Tisch, vor dem Funkgerät, lag eine kleine, automatische Walther PPK. Sie schien zu signalisieren, dass Elena es ernst meinte. Falls es denn ihre Pistole war. Der maskuline Duft im Raum deutete darauf hin, dass sie außer Major Reichleitner noch einen Bundesgenossen hatte. Ich nahm die Pistole vom Tisch, drehte sie um und warf das Magazin aus dem Plastikgriff aus. Die Waffe war geladen, das hatte ich nicht anders erwartet. Ich schob das Magazin wieder hinein und legte die Pistole zurück auf den Tisch.

Ich schlich zum oberen Ende der Steintreppe, um mich kurz zu vergewissern, dass meine geheime Mission noch nicht entdeckt worden war. Und in diesem Moment hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich blieb ein paar Minuten dort stehen, kam dann aber zu dem Schluss, dass ich mir das Ganze nur eingebildet hatte, und ging wieder in den versteckten Funkraum.

Ich setzte mich auf den Stuhl, langte unter den Tisch und zog einen Metallpapierkorb zu mir. Er war voller Papier. Ich klemmte ihn zwischen die nackten Oberschenkel und begann, den Inhalt zu inspizieren. Es zeugte von einem ganz erheblichen Mangel an Vorsicht, dass die Zellophanblätter, die das Verbrennen gesendeter oder empfangener Funksprüche erleichtern sollten, nicht angezündet worden waren. Normalerweise waren Abwehragenten nicht so leichtsinnig, auch die auf Long Island waren es nicht gewesen. Vielleicht hatte der geheime Raum Elena ja in einem trügerischen Gefühl der Sicherheit gewiegt, vor allem wohl die Tatsache, dass er kein Fenster hatte.

Ich fischte eine Nachricht aus dem Papierkorb, strich sie auf dem Tisch glatt, warf einen Blick darauf und faltete sie dann zusammen, um sie später zu lesen. Als ich den Papierkorb

gerade wieder unter den Tisch stellen wollte, fiel mir noch etwas anderes ins Auge.

Es war eine leere Kool-Packung. Kool war eine amerikanische Mentholzigarettensorte, die weder ich noch Elena rauchten. Kool zu rauchen war, als rauchte man einen Kaugummistreifen. Aber noch interessanter war das, was ich in der zerdrückten Zigarettenschachtel fand. Ein Streichholzheftchen mit nur noch einem Streichholz. Es war vom Hamilton Hotel in Washington. Das Hamilton ging auf den Franklin Park hinaus, wo Thornton Coles Leichnam gefunden worden war. Dieses Streichholzbriefchen in einem Raum mit einem SE 100, das genügte mir, um mir sicher zu sein, dass Coles und vermutlich auch Ted Schmidts Mörder hier auf diesem Stuhl gesessen hatte.

Jetzt brauchte ich nur noch Reilly Bescheid zu sagen, dann konnte er veranlassen, dass die Briten dieses Haus observierten, bis der deutsche Agent wieder auftauchte. Ich steckte die Beweise – die Klartextnachricht, die leere Kool-Packung und das Streichholzbriefchen aus dem Hamilton – ein und verließ den Funkraum.

Ich knipste das Licht aus, schloss die Bücherregaltür und ging wieder ins Schlafzimmer hinunter. Als Elena sich unter dem Laken regte, gab ich vor, ein Päckchen Zigaretten aus meiner Manteltasche zu nehmen.

»Was machst du da?«, fragte sie und setzte sich auf.

»Ich gehe nur kurz ins Bad«, sagte ich und zündete mir eine Zigarette an. »Schlaf weiter.«

Ich machte die Badtür zu, setzte mich auf die Toilette und faltete die Klartextnachricht auseinander. Sie trug den Betreff UNTERNEHMEN WURF. Die Botschaft, an einen gewissen Brutus gerichtet, war kurz. Alles daran sprach dafür, dass »Wurf« hier nicht im Ballspielsinn gemeint war. Ich las die Botschaft mehrmals, faltete sie dann sorgsam wieder zusammen und steckte sie, zusammen mit dem Streichholzheftchen vom

Hamilton Hotel, in meine eigene Zigarettenschachtel. Dann stand ich auf, zog die Spülung und ging wieder ins Bett.

Die Chancen, wieder einzuschlafen, standen schlecht – jetzt, da ich die Klartextnachricht der Abwehr gelesen hatte. Und als es hell wurde, wiederholte ich im Stillen immer wieder die Botschaft. *Brutus erhält Weisung, Mordanschlag auf Wotan ausführen. Viel Glück.*

Es war eine Weile her, dass ich das letzte Mal eine Wagner-Oper gesehen hatte, aber ich erinnerte mich, dass Wotan einer der Götter in *Rheingold* war. Das schien darauf hinzudeuten, dass Brutus, wer auch immer das war, einen Anschlag auf einen der Großen Drei plante. Aber bestimmt nicht auf Roosevelt oder Churchill. Keiner von denen schien mir wie Wotan zu sein. Nein, dieser Name passte nur zu einem der Großen Drei: Josef Stalin.

Elena wachte kurz auf und küsste mich zärtlich, ehe sie wieder einschlief. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich wirklich mochte. Und ich wusste, ich mochte sie. Und ich wusste auch, dass ich nicht im Stande war, sie ans Messer zu liefern, ganz egal, wer oder was sie war. Ich versuchte, noch ein bisschen zu schlafen, in der Hoffnung, dass ich, wenn ich aufwachte, wissen würde, was zu tun war. Aber der Schlaf kam einfach nicht. Und nach einer Weile sah ich keinen anderen Weg als den, der mir als Erstes eingefallen war. Ich schlüpfte aus dem Bett und nahm, ehe ich das Schlafzimmer verließ, das Foto von Elena und Major Reichleitner aus dem Album, um meiner eigenen Glaubwürdigkeit willen.

Reichleitner saß noch beim Frühstück, als mich Lance-Corporal Armfield in die Zelle ließ. Der Major begrüßte mich kühl. Zunächst war ich geneigt, seine ostentative Gleichgültigkeit der Tatsache zuzuschreiben, dass er noch nicht zu Ende gefrühstückt hatte. Doch während ich mir eine Zigarette anzündete und

wartete, dass er mich ansah, begriff ich, dass etwas passiert war. Und als ich mich in der Zelle umschaute, sah ich Donovans *Bride*-Transkripte ordentlich aufgestapelt auf dem Tisch liegen. Die Dechiffrierung war abgeschlossen.

»Jetzt ist mir alles klar«, sagte Reichleitner. Er lächelte mich an, auf eine hochmütige Art, die mich nach allem, was ich für ihn getan hatte, ziemlich verärgerte.

»Warum haben Sie nicht versucht, es jemandem zu sagen?«

»Glauben Sie nicht, ich würde es nicht tun. Aber ich wollte zuerst mit Ihnen reden. Ihnen sagen, was ich für mein Schweigen verlange.«

»Und was wäre das?« Ich lächelte, fast schon amüsiert von seiner kleinen Show.

»Dass Sie mir bei der Flucht helfen.«

Jetzt lachte ich. »Da greifen Sie aber ein bisschen vor, Major. Schließlich muss ich ja erst mal erfahren, was Sie zu wissen glauben und woher Sie es zu wissen glauben. Karten auf den Tisch. Danach können wir vielleicht ein Geschäft machen.«

»Gut. Wenn Sie das Spiel so spielen wollen«, sagte Reichleitner achselzuckend und nahm die Papiere vom Tisch. »Das hier nennen die Russen ›offene Verpackung‹«, sagte er. »Es ist zwar dechiffriert, aber die Verwendung bestimmter Codewörter macht es dem Laien immer noch schwer, etwas zu verstehen. Es liest sich wie Klartext, ist aber keiner. Bitte beachten Sie das Datum dieser Nachricht hier. 8. Oktober. Die Nachricht bezieht sich auf ein Treffen, das in London stattfand.«

Ich nickte, ziemlich sicher, dass ich wusste, um welches Treffen es ging.

»LEO berichtet in seinem letzten GEPÄCK von einem FRÜHSTÜCK in GLADSTONE mit einem 26, der, wie wir inzwischen wissen, im Jahr 1937 in TROJA als NOVATOR für SPARTA tätig war. Deckname KRÖSUS. VERSAILLES

schlägt mindestens Beobachtungsauftrag vor, da KRÖSUS jetzt für ORVILLE und in spezieller Funktion für BRIEFMARKE arbeitet und möglicherweise TORNISTER liefern könnte. Bei jedem weiteren FRÜHSTÜCK sollten Sie die verzweifelte Lage in SPARTA hervorheben und, wenn alles andere nicht fruchtet, KRÖSUS erklären, dass wir gezwungen sein könnten, die Frage seines 43 zu erwägen.«

Reichleitner lächelte. »LEO ist der Name eines Agenten«, sagte er. »Und FRÜHSTÜCK ist natürlich ein Treffen. GLADSTONE ist London. Ein 26 ist ein potenzieller Anwerbungskandidat für das NKWD. Ein NOVATOR ist ein bereits aktiver NKWD-Agent. SPARTA steht für Sowjetrussland und TROJA für das Großdeutsche Reich. KRÖSUS sind Sie, vermute ich, weil Sie sowohl für ORVILLE – Donovan, würde ich sagen – als auch für BRIEF-MARKE arbeiten – das ist Roosevelt, das weiß ich. TORNISTER ist eine Information, aus der sich etwas Wichtigeres ergeben könnte. 43 heißt letzter Wille, Testament.«

»Das mit dem Testament müsste Ihnen doch etwas sagen, Major.«

»Nicht so viel wie die Tatsache, dass Sie früher mal NOVATOR für SPARTA waren.«

»›Früher mal‹ ist das Entscheidende. Ich könnte mir beispielsweise vorstellen, dass Sie auch nicht mehr der begeisterte Nazi sind, der sie 1933 waren. Sehen Sie, 1938 war ich Dozent an der Berliner Universität, und gelegentlich traf ich mit Dr. Goebbels zusammen. Ich kam zu dem Schluss, dass ich wohl am ehesten etwas gegen das Naziregime tun konnte, indem ich Informationen, die mir zufällig zuteil wurden, an die Russen weitergab. Aber das war alles vorbei, als ich Deutschland verließ und in die Staaten zurückkehrte.

Vor ein paar Wochen dann, als ich in London war, um im Auftrag des Präsidenten für einen Bericht über das Katyn-

Massaker zu recherchieren, begegnete ich jemandem, den ich aus meiner Zeit in Wien kannte. Einem Engländer, der damals ebenfalls Kommunist war und inzwischen für den britischen Geheimdienst arbeitet. Und nach dem, was Sie mir eben vorgelesen haben, wohl auch für den russischen. Wir sprachen über die alten Zeiten, und das war's. Dachte ich jedenfalls, bis mir General Donovan von diesen abgefangenen Funktelegrammen und den Codeschlüsseln erzählte. Natürlich wollte ich wissen, ob ich damit rechnen muss, dass das NKWD den Kontakt zu reaktivieren versucht. Ich vermute, sie haben es nur deshalb noch nicht getan, weil ich Washington am 12. November verlassen habe. Ich glaube, sie hatten einfach nicht mehr die Zeit.

Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass das alles sehr peinlich für mich wäre, wenn Donovan und der Präsident es erführen. Peinlich und vielleicht sogar kompromittierend. Ich müsste wahrscheinlich den Dienst beim OSS quittieren. Aber ich glaube nicht, dass ich für etwas, was ich getan habe, ehe die Vereinigten Staaten mit Deutschland im Krieg standen, auf den elektrischen Stuhl käme. Ich glaube nicht mal, dass ich dafür ins Gefängnis käme. Also, nein, ich helfe Ihnen nicht zu fliehen. Ich gehe das Risiko ein.«

Ich lächelte gelassen. Es ging mir wirklich besser, jetzt, da ich wusste, was das *Bride*-Material enthielt.

»Aber Sie auch.«

Reichleitner fragte verdutzt: »Wie meinen Sie das?«

»Ich meine nur, falls Sie beschließen sollten, Deakin und Donovan zu erzählen, was Sie wissen, sollten Sie vielleicht im Hinterkopf behalten, dass ich dann nicht der Einzige bin, der der Spionage bezichtigt wird. Zum einen sind da noch Sie. Vergessen Sie nicht, Major Deakin will Sie immer noch vor ein Erschießungskommando bringen. Und zum anderen ist da diese Dame. Kairos Antwort auf Mata Hari.«

Ich hielt Reichleitner das Foto aus Elenas Album hin. »Das hier wurde erst vor wenigen Monaten aufgenommen. Bei der Eröffnung der Auberge des Pyramides. Mal ganz abgesehen von den vielen Fragen, die Ihre Anwesenheit hier zu diesem Zeitpunkt aufwirft, stellt sich doch auch die eine oder andere Frage, Elena Pontiatowska betreffend. Sehen Sie, Major Reichleitner, ich weiß von dem kleinen Funkraum hinter dem Bücherregal. Und das allein würde schon genügen, um auch ihr einen Termin mit dem Erschießungskommando zu sichern.«

»Was haben Sie vor?«, fragte Reichleitner grimmig.

»Wenn es nur um Sie und Elena ginge und um ein paar Informationen hier und da, was die SOE in Jugoslawien plant, dann würde ich wahrscheinlich dazu tendieren, Elena einfach nur zu warnen, dass ich Bescheid weiß. Ihr zu sagen, dass sie alle Operationen einstellen und schleunigst aus Kairo verschwinden soll. Wissen Sie, wir sind nämlich gut befreundet. Vielleicht besser, als Sie und Elena es waren. Das weiß ich nicht.

Ich weiß aber, dass es hier um etwas Ernsteres geht als nur um ein bisschen Spionage. Um etwas viel Ernsteres. Ich glaube nämlich, dass sie an einem Plan beteiligt ist, Stalin in Teheran zu ermorden.«

Ich zeigte Reichleitner die Klartextbotschaft, die ich aus dem Papierkorb in Elenas Funkraum gefischt hatte, und knallte ihm den nur halbgaren Teil meiner Theorie hin.

»Was soll die Sache mit der Beketowka-Akte eigentlich? Soll die Akte *post factum* – nach Stalins Tod – als eine Art Rechtfertigung für den Mord herhalten? Ja, das könnte ganz gut funktionieren, was die Weltpresse angeht. Stalin war ein Tyrann, ein Ungeheuer, ein Massenmörder. Sein Tod war verdient, weil auf seinen Befehl Gott weiß wie viele Menschen ermordet wurden. Und hier ist der Beweis. Das ist es, wogegen Deutschland die ganze Zeit gekämpft hat. Die bolschewistische

Barbarei. Und das beweist, dass die Briten und Amerikaner gegen den falschen Feind gezogen sind.« Ich nickte. »Alles ziemlich plausibel, so betrachtet.«

»Für Sie vielleicht«, sagte Reichleitner. »Aber für mich leider nicht. So war es überhaupt nicht. Ich weiß nichts von einem Plan zur Ermordung Stalins.«

»Nein? Und was ist dann mit diesem Foto? Das beweist doch zumindest, dass Sie vorher schon hier in Kairo waren. Als Spion.«

»Es stimmt, ich war schon hier. Aber nicht als Spion.«

»Verstehe. Es war eine Urlaubsreise.« Ich grinste und warf meine Zigarette auf den Zellenboden. »Die Pyramiden besichtigen und dann zurück nach Berlin, mit ein paar obszönen Postkarten und billigen Souvenirs im Gepäck.«

Reichleitner sagte nichts. Er war etwas grün um die Nase. Aber ich war es leid, geduldig zu sein. Ich packte ihn am Unterhemd und stieß ihn gegen die Zellenwand.

»Los jetzt, Max, Sie Idiot«, brüllte ich. »Es ist nicht nur Ihr Arsch, den sie vielleicht noch vor dem Erschießungskommando retten können. Es ist auch der von Elena. Oder sind Sie zu blöd, um das zu kapieren?«

»Schon gut. Ich werde Ihnen sagen, was ich weiß.«

Ich ließ ihn los und trat zurück. Er ließ sich schwer auf den Stuhl fallen und zündete sich eine Zigarette an.

»Schön der Reihe nach«, sagte ich. »Wenn Sie so weit sind.«

»Ich operiere schon eine ganze Weile in dieser Gegend. Ankara und Kairo hauptsächlich. Aber ich bin kein Spion. Ich bin Kurier. Ich war an geheimen Friedensverhandlungen beteiligt, zwischen Himmler und von Papen einerseits und den Amerikanern andererseits. Insbesondere einem gewissen George Earle, der auch so ein Sonderbeauftragter Ihres Präsidenten ist.«

»Earle? Was hat der damit zu tun?«

»Hören Sie, ich will ja gar nicht abstreiten, dass die Beketowka-Akte das amerikanisch-sowjetische Verhältnis untergraben sollte. Und sie ist übrigens von Anfang bis Ende echt. Aber von einem Mordanschlag war nie die Rede. Jedenfalls nicht dass ich wüsste.«

»Was weiß Elena über Ihre Aktivitäten?«

»So gut wie nichts. Nur, dass es da ein wichtiges Dokument gab, das ich aus Deutschland holen musste. Und das auf dem kürzestmöglichen Weg in die Hände des Präsidenten gelangen musste.«

»Da kam ich natürlich sehr gelegen«, sagte ich grimmig.

Reichleitner schüttelte den Kopf. Er begriff nicht, was ich meinte. »Sie ist hier nur die Bahnhofsmission, weiter nichts. Sie hilft irgendwelchen Deutschen weiter, die hier aus dem Zug steigen, das ist alles. Ohne Fragen zu stellen. Sie ist so eine Art Anlaufstelle, mal für diese, mal für jene Operation.«

»Diese Woche ein Friedensunterhändler, nächste Woche ein Attentäter, etwa so?«

»Sie sagen doch, Sie sind Experte für deutsche Nachrichtendienste? Dann wissen Sie ja wohl, dass die Abwehr und der SD nicht besonders gut kooperieren, was Informationen oder Operationspläne angeht. Und beide neigen nicht sonderlich dazu, das Außenministerium oder die Gestapo über ihre Vorhaben auf dem Laufenden zu halten.«

»Aber Himmler weiß doch wohl, was läuft?«

»Nicht unbedingt. Himmler und Admiral Canaris verstehen sich auch nicht besser als Canaris und Schellenberg. Oder Schellenberg und Ribbentrop.«

»Und Sie? Was ist Ihre Rolle bei dem Ganzen?«

»Ich bin bei der SS. Vor dem Krieg war ich bei der Kriminalpolizei. Und ich bin wie gesagt nur Kurier zwischen Himmler und von Papen einerseits und Ihrem Chef Earle

andererseits. Ich habe Earle bei meinem letzten Aufenthalt hier in Kairo getroffen. Sie könnten ihn vermutlich bitten, meine Aussagen zu bestätigen. Ich bin ganz gewiss kein Mörder.« Reichleitner gab mir die Klartextbotschaft der Abwehr zurück. »Aber ich könnte Ihnen vielleicht helfen, ihn zu schnappen. Diesen Brutus. Falls es ihn wirklich gibt.«

»Warum sollten Sie das tun?«

»Für Elena natürlich. Wenn es zu einem Attentat auf Stalin käme, könnte das für sie übel ausgehen. Ich will nicht, dass ihr etwas passiert.« Er schwieg einen Moment. »Ich könnte sie vielleicht überreden, dazu beizutragen, dass dieser Brutus geschnappt wird. Oder ich könnte sie einfach nur dazu bringen, Ihnen zu sagen, wer dieser Mann ist. Wie wäre das?«

»Und das alles, obwohl Sie mir gesagt haben, Sie wünschen Stalin den Tod?«

»Ich wünsche mir noch viel mehr, dass Elena am Leben bleibt.«

Reichleitner sah wehmütig auf das Foto von sich und Elena, das auf dem Tisch lag. »Ich wüsste nicht, was ihr anderes übrig bleibt, als zu kooperieren. Sie? Und was haben Sie schon zu verlieren?«

»Nichts vermutlich. Trotzdem würde ich es mir gern überlegen. Beim Frühstück.« Ich sah auf die Uhr. »Ich gehe zurück in mein Hotel. Nehme ein Bad und esse etwas, während ich über Ihren Vorschlag nachdenke. Dann komme ich wieder und sage Ihnen, was ich beschlossen habe.«

Inzwischen war mir klar, dass der Major Elena wirklich mochte – wahrscheinlich genauso sehr wie ich.

»Was soll ich mit diesen Transkripten machen?«, fragte er.

»Sagen Sie niemandem, dass ich das gesagt habe. Aber verbrennen Sie sie. Und die Codeschlüssel auch.«

Während der Taxifahrt zum Hotel überlegte ich, ob ich Reilly und Hopkins sagen sollte, was ich herausgefunden hatte. Was war das Leben einer Frau, die ich mochte, einer Frau, die immerhin eine deutsche Spionin war, gegen das Leben des einzigen Mannes, der im Stande war, Russland zu jenem Pyrrhussieg über Deutschland zu treiben, der die einzige Möglichkeit schien? Ich hätte wahrscheinlich einfach von Grey Pillars um die Ecke in die amerikanische Gesandtschaft gehen und die ganze Sache in die Hände des Secret Service legen sollen. Aber ich konnte ja nicht ausschließen, dass einer der Secret-Service-Agenten Brutus war, der potenzielle Attentäter. Ich brauchte Bedenkzeit. Und da die Konferenz in Teheran ja noch ein paar Tage hin war, schien es mir auf ein paar Stunden mehr oder weniger nicht anzukommen.

Als ich vor dem Shepheard aus dem Taxi stieg, riss ich mir die Hand an einer metallenen Türangel auf. Ich umwickelte die blutende Hand mit meinem Taschentuch und desinfizierte sie dann oben in meinem Zimmer mit Jod. In Kairo tat man gut daran, so etwas nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Dann rasierte ich mich und ließ mir ein Bad ein. Als ich gerade in das lauwarme Wasser steigen wollte, klopfte es an der Tür. Fluchend schlang ich mir ein Handtuch um die Hüften und machte auf. Ich sah mich vier Männern gegenüber, zwei davon lange, dünne Ägypter in der Uniform der Kairoer Polizei. Die beiden Europäer, die dabei waren, schnauften, als hätten sie die Treppe genommen. Einer von ihnen sprach mich höflich an, aber die Augen hinter der Nickelbrille hatten etwas sehr Unangenehmes.

»Sind Sie Professor Mayer?«

»Ja.«

Der Mann hielt einen Ausweis hoch. »Detective Inspector Luger, Sir. Und das ist Sergeant Cash.« Die beiden Ägypter vorzustellen, hielt der Inspektor nicht für nötig. In ihren weißen

Uniformen sahen sie aus, als kämen sie von einer Rohrreinigungsfirma. »Dürfen wir reinkommen, Sir?«

»Sie alle?« Aber die beiden Kriminalbeamten hatten mich schon beiseite geschoben und mein Zimmer betreten. Cash würdigte mich keines Blickes. Er sah sich im Zimmer um.

»Nettes Zimmer«, sagte er. »Sehr hübsch. Ich war noch nie in einem Zimmer hier im Shepheard. Nur für Offiziere, wissen Sie.«

»Feine Unterschiede müssen nun mal sein«, sagte ich, weil es mich ärgerte, dass er mich wie einen Verbrecher behandelte. »Was sollte sonst aus dem Empire werden?«

Er zuckte ein wenig zusammen und fixierte mich mit seinem härtesten Blick. Das mochte ja vielleicht bei Ägyptern funktionieren, aber nicht bei mir. Dann lächelte er plötzlich. Ein grässliches Lächeln. Voller Zähne. Voller schlechter Zähne. Angewidert wandte ich mich an Luger.

»Hören Sie, worum geht es? Ich wollte gerade baden.«

»Haben Sie die Nacht hier in diesem Zimmer verbracht, Sir?«, fragte er.

»Nein, ich bin nur hergekommen, um ein Bad zu nehmen.«

»Beantworten Sie bitte nur die Frage, Professor.«

»Na gut. Ich habe die Nacht im Haus einer Freundin verbracht.«

»Würden Sie mir den Namen dieser Freundin nennen, Sir!«

»Wenn Sie es für unerlässlich halten. Das Haus gehört Prinzessin Elena Pontiatowska. Die Hausnummer weiß ich nicht mehr. Aber es ist in der Harass Street in Garden City.« Noch während ich das sagte, sah ich, wie Sergeant Cash mein blutbeflecktes Taschentuch vom Tisch nahm und Lugers Augenmerk darauf lenkte. »Hören Sie, was soll das alles? Ich gehöre zur amerikanischen Delegation.« Ich sah Cash an. »So etwas nennt sich Di-plo-maten-sta-tus.«

»Wir werden versuchen, nicht zu viel von Ihrer wertvollen Zeit in Anspruch zu nehmen, Sir«, sagte Luger. »Wann haben Sie das Haus der Prinzessin verlassen? Ungefähr?«

»Heute früh. So etwa um sieben.«

»Und sind Sie dann direkt hierher gekommen?«

»Nein, ich war zuerst noch im britischen Militärhauptquartier in Grey Pillars. In offizieller Mission. Mein Chef, General Donovan, wird Ihnen das nötigenfalls bestätigen. Ebenso wie Mike Reilly, der Chef des Präsidentenschutzes vom Secret Service.«

»Ja, Sir«, sagte Luger.

Cash legte mein Taschentuch bedächtig wieder auf den Tisch. Etwas zu bedächtig für meinen Geschmack. Fast als erwäge er, es wieder an sich zu nehmen und in einen Umschlag mit der Aufschrift »Beweismittel« zu stecken. Das alles war schon schlimm genug, aber jetzt nahm er auch noch meine Hose von der Stuhllehne, über die ich sie geworfen hatte, und inspizierte die Tasche. Am Rand des Taschenfutters war ein Blutfleck.

»Hören Sie, ich sage kein einziges Wort mehr, ehe Sie mir nicht gesagt haben, was los ist.«

»In diesem Fall, Sir, lassen Sie mir keine andere Wahl«, sagte Luger seufzend. »Willard Mayer, ich verhafte Sie wegen Mordverdachts. Haben Sie das verstanden?«

»Wer um Himmels willen ist denn ermordet worden?«

»Ziehen Sie sich an, Sir«, sagte Cash. »Aber nicht diese Hose, klar?«

»Ich habe mir die Hand aufgeschnitten. Vor einer halben Stunde, als ich aus dem Taxi gestiegen bin.«

»Ich furchte, das festzustellen, ist jetzt Sache des Labors, Sir.«

»Hören Sie, da liegt ein Irrtum vor. Ich habe niemanden ermordet.«

Luger hatte mein Schulterholster gefunden und die Colt Automatik, die darin steckte. Er hob das Holster hoch und schnupperte prüfend an der Waffe.

»Mit der ist seit Monaten nicht mehr geschossen worden«, sagte ich, während ich mir etwas anzog. »Wenn Sie mir doch bloß erklären würden, was das alles soll. Ist etwas mit Elena?«

Schweigend eskortierten mich die beiden Polizeibeamten zu einem großen, schwarzen Wagen, der vor dem Hotel parkte. Wir fuhren südwärts, zur Zitadelle, einer jahrhundertealten Festung, die mit ihren nadelschlanken Minaretten so ziemlich das eindrucksvollste Element der Kairoer Skyline war. Auf einer höher gelegenen, rückwärtigen Zufahrt etwa in der Mitte des Festungskomplexes fuhren wir durch den tunnelartigen Torbogen in den Innenhof vor der Polizeistation.

Ich stieg aus und wurde in das Gebäude geführt. Dort, in einem großen Raum mit einem blank gewetzten Steinfußboden, begann das Verhör.

Sehr bald schon wurde klar, dass Elena ermordet worden war.

»Hatten Sie eine sexuelle Beziehung mit Elena Pontiatowska?«

»Ja«, sagte ich.

»Wie haben Sie sich kennen gelernt?«

»Wir waren schon vor dem Krieg befreundet. In Berlin.«

»Verstehe.«

»Hören Sie, Inspektor, als ich heute Morgen ihr Haus verließ, war sie noch am Leben. Aber es gibt da etwas, was Sie wissen sollten. Etwas Wichtiges.«

Luger sah von seinen Notizen auf. »Und was wäre das?«

»Ich muss mit eigenen Augen sehen, dass sie wirklich tot ist, ehe ich es Ihnen sage.«

»Gut«, seufzte Luger. »Dann fahren wir eben hin und sehen sie uns an.«

Die beiden Beamten beorderten den Wagen wieder herbei, und wir fuhren zu dem Haus in der Harass Street. Es wurde jetzt von ägyptischen Polizisten bewacht und von diversen Spezialisten auf das Gründlichste untersucht.

Luger ging vor mir die Treppe hinauf. Cash bildete die Nachhut. Wir betraten Elenas Schlafzimmer.

Sie lag neben einem der hohen Fenster, in einem seidenen Morgenrock. Sie war erschossen worden, mitten ins Herz und aus nächster Nähe, denn rings um die Einschusswunde waren Schmauchspuren zu erkennen. Ich musste ihr nicht erst einen Spiegel vor den Mund halten, um zu wissen, dass sie tatsächlich tot war.

»Sieht aus, als hätte sie den Mörder gekannt«, bemerkte ich.

»Da der Schuss aus solcher Nähe abgegeben wurde. Aber ich war es nicht.«

Neben ihrem Leichnam lag eine Walther PPK, und ich bemerkte mit Entsetzen, dass es sehr wahrscheinlich die Waffe war, die ich im Funkraum in der Hand gehabt hatte. In diesen Fall waren wohl meine Fingerabdrücke darauf. Aber ich sagte nichts.

»Jetzt haben Sie sie gesehen«, sagte Luger.

»Bitte noch einen Moment. Sie war eine gute Freundin von mir.«

Doch ich spielte nur auf Zeit. Da lag etwas auf dem Fußboden, neben Elenas Hand, und vielleicht konnte ich ja herausbekommen, was es war, ehe ich den Tatort verlassen musste. »Das ist alles ein schrecklicher Schock für mich, Inspektor. Ich brauche eine Zigarette.« Ich zog meine Zigaretten heraus. »Darf ich?«

»Nur zu.«

Ich tat, als fummelte ich zittrig an dem Päckchen herum, und ließ zwei Zigaretten fallen. Ich steckte mir eine dritte zwischen

die Lippen, bückte mich rasch und hob eine der beiden Zigaretten vom Boden auf. Dabei klaubte ich das kleine Etwas neben Elenas Hand mit auf und ließ es in die Zigarettenschachtel gleiten.

»He, Sie kontaminieren meinen Tatort«, protestierte Luger.

»Sie haben da eine Zigarette liegen lassen.« Er bückte sich und hob sie auf.

»Entschuldigung.« Ich nahm die Zigarette aus Lugers Hand und zündete mir dann die an, die ich bereits im Mund hatte.

»Also, Professor. Was wollten Sie mir so Wichtiges sagen?«

»Dass Elena Pontiatowska eine deutsche Spionin war.«

Luger versuchte sich ein Grienen zu verkneifen. »Das ist wirklich ein Fall mit allen Schikanen«, sagte er. »Es ist schon eine ganze Weile her, dass wir hier in Kairo einen solchen Sensationsmord hatten. Ich wurde sagen, man muss schon bis ins Jahr 1927 zurückgehen – zu dem Mord an Solomon Cicurel, dem Kaufhausbesitzer –, um ein so erlesenes Personenverzeichnis zu finden. Da sind Sie, Professor, ein berühmter Philosoph, und eine polnische Prinzessin, die einst mit einem der reichsten Männer Ägyptens verheiratet war. Einem Mann, der, wie ich hinzufügen möchte, ebenfalls erschossen wurde. Und jetzt erzählen Sie uns auch noch, diese Frau sei eine deutsche Spionin gewesen.«

»Das mit dem ›auch noch‹ können Sie sich schenken«, erklärte ich. »Ich kann mich nicht erinnern, je irgendwas anderes über sie gesagt zu haben.«

»Haben Sie sie deshalb getötet?«, fragte Cash. »Weil sie eine deutsche Spionin war?«

»Ich habe sie nicht getötet. Aber dass sie eine Spionin war, kann ich beweisen.« Ich erwog kurz, Luger die Klartextnachricht auszuhändigen, die immer noch in meiner Jackettasche steckte, befand dann aber, dass ich sie Hopkins und

Reilly direkt übergeben sollte. »In einem Geheimzimmer, eine Treppe höher, steht ein deutsches Agentenfunkgerät. Ich kann Ihnen zeigen, wo.«

Luger nickte. Wir ließen Cash im Schlafzimmer zurück, gingen durch den Flur zu der Doppeltür und stiegen die Steintreppe zu dem kleinen Apartment hinauf. Ich zeigte dem Inspektor, wie die Bücherregaltür funktionierte, und betrat dann vor ihm das Geheimzimmer.

Der deutsche Sender/Empfänger war weg.

»Das Funkgerät stand dort auf dem Tisch. Und daneben lag die Pistole, die jetzt auf Elenas Schlafzimmerboden liegt. Die Walther. Ich fürchte, da könnten meine Fingerabdrücke drauf sein, Inspektor. Ich hatte sie in der Hand, als ich heute Morgen hier drinnen das Funkgerät entdeckt habe. Ich wollte nur sehen, ob sie geladen war.«

»Verstehe«, sagte Luger. »Sonst noch etwas, was Sie mir sagen wollen, Sir?«

»Nur, dass ich sie nicht erschossen habe.«

Luger seufzte. »Sehen Sie’s mal mit meinen Augen«, sagte er fast schon milde. »Da war Blut an Ihrer Hose, als wir Sie verhaftet haben. Wie Sie selbst zugeben, sind auf der Waffe, die wohl die Tatwaffe sein dürfte, Ihre Fingerabdrücke. Sie haben mit dem Opfer geschlafen. Und als Krönung des Ganzen haben Sie, als wir wegen Ihrer Räuberpistole von der deutschen Spionin hierher kamen, auch noch Beweismaterial verschwinden lassen. Jawohl, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir diesen Knopf aushändigen würden. Den, den Sie vom Boden aufgehoben haben, nachdem sie vorhin im Schlafzimmer die Zigaretten verstreut hatten.«

Ich nahm den Knopf heraus, musterte ihn kurz und gab ihn dann dem Inspektor. »Der ist nicht von mir. Tut mir Leid.«

»Dachten Sie, er könnte von Ihnen sein?«, fragte Luger.

»Wenn Sie schon fragen, nein, das dachte ich nicht. Aber ich vermute mal, dass das für Sie keine große Rolle spielt.«

»Wir sind nicht blöde, Sir«, sagte Luger und steckte den Knopf ein.

»Dann dürfte Ihnen ja wohl schon aufgefallen sein, dass an meinen Jacketts nirgends ein Knopf fehlt.«

»Das ist mir aufgefallen. Deshalb versuche ich immer noch zu ergründen, warum Sie ihn aufgehoben haben.«

Ich sagte achselzuckend: »Ich habe es wohl in der Hoffnung getan, irgendwo auf einen Mann zu stoßen, dem ein Jackettknopf fehlt.«

»Er könnte natürlich schon eine Weile hier gelegen haben«, räumte Luger ein. »Aber er ist dennoch ein Beweismittel. Wenn auch nicht so ein eindeutiges wie eine Pistole mit Fingerabdrücken darauf. Ihren Fingerabdrücken, sagen Sie?«

»Und denen des Mörders.«

»Schade, dass hier kein Funkgerät ist«, sagte Luger. »Das hätte doch einiges geändert.«

»Ich nehme an, derjenige, der die Prinzessin erschossen hat, hat auch das Funkgerät verschwinden lassen. Und er hat beides aus demselben Grund getan. Um zu vertuschen, dass sie eine deutsche Agentin war. Irgendetwas hat ihm wohl Angst eingejagt.« Ich seufzte, als mir aufging, was da passiert sein musste. »Ich vermute, das war ich. Ich habe nämlich das Haus durchsucht, letzte Nacht, als hier alles schlief. Oder als ich das zumindest dachte. Jemand muss mich gesehen haben und daraufhin beschlossen haben, alle Spuren zu verwischen. Ich glaube nämlich, Inspektor, ich bin da auf den Plan zu einem Mordanschlag gestoßen. Einem Mordanschlag auf die Großen Drei.«

Ich gab ihm die Klartextnachricht. Es hatte keinen Sinn mehr, sie noch länger zurückzuhalten. Nur Zentimeter trennten mich noch von einer Mordanklage.

»Ich glaube, dieser Funkspruch wurde von jemandem, höchstwahrscheinlich dem Mörder, an dem verschwundenen Funkgerät empfangen.«

Luger sah auf den Funkspruch. »Das ist ja deutsch«, sagte er.

»Natürlich. Es kommt ja auch aus Berlin. ›*Mordanschlag*‹, das heißt so viel wie Attentat«, übersetzte ich.

»Ach ja?«

»Deutsche Nachrichtendiensttätigkeit ist mein Spezialgebiet, Inspektor. Ich bin beim OSS. Das ist der amerikanische Geheimdienst. Ich bin der Verbindungsoffizier des Präsidenten zu diesem Dienst. Ich muss unbedingt so schnell wie möglich den Chef des Präsidentenschutzes sprechen. Er heißt Mike Reilly.«

Cash erschien in der Tür. »Kein deutsches Funkgerät, Sir?«, fragte er.

»Kein deutsches Funkgerät. Und dass mir niemand die Pistole im Schlafzimmer anfasst. Der Professor hat gestanden, dass da seine Fingerabdrücke drauf sind.«

»Nein, ich sagte, sie *könnten* drauf sein.«

Inspektor Luger beugte sich vor. »Soll ich Ihnen sagen, was ich denke, was passiert ist, Professor Mayer?«

Ich stöhnte innerlich. Es war nur zu leicht zu erahnen, worauf sein rudimentärer Denkprozess hinauslief.

»Meine Freundin ist tot, Inspektor. Und Ihre Gedanken dazu interessieren mich im Moment herzlich wenig.«

»Ich glaube, irgendwann in der Nacht, als Sie mit Prinzessin Pontiatowska im Bett lagen, kam es zu einem Streit. Einem Liebesdrama. Deshalb haben Sie sie irgendwann heute Morgen erschossen.«

»Geht es nicht noch ein bisschen komplizierter?« Ich schüttelte den Kopf. »Sie haben zu viele Romane gelesen.«

»Kompliziert ist nur Ihre Version. Es war ganz simpel. Diese ganze Geschichte von dem deutschen Funkgerät ist doch völliger Quatsch. Genau wie die Geschichte von dem Mordanschlag auf die Großen Drei.«

Luger trat, dicht gefolgt von Sergeant Cash, immer näher an mich heran, bis ich das Tabak- und Kaffeearoma seines Atems roch.

»Schlimm genug, dass Sie eine Frau kaltblütig erschießen«, sagte Luger. »Aber was mich wirklich auf die Palme bringt, ist, dass Sie uns beide für komplette Trottel halten.« Luger brüllte jetzt. »Deutsche Spione? Mordanschläge auf die Großen Drei? Als Nächstes erzählen Sie uns noch, im Keller versteckt sich Hitler persönlich.«

»Den habe ich nicht gesehen, als ich heute Morgen dort unten war.«

»Warum sagen Sie uns nicht einfach die Wahrheit?«, fragte Cash ruhig.

»Ich kann Yanks nicht ausstehen«, sagte Luger.

»Zum ersten Mal, seit Sie Ihre große Klappe aufgemacht haben, sagen Sie etwas Wahres. Hier geht es um etwas Persönliches.«

»Ihr Amerikaner seid auf den letzten Drücker in diesen Krieg eingetreten, genau wie in den letzten. Und wenn ihr euch endlich bequemt, irgendwo aufzutauchen, dann meint ihr, ihr könnt uns alle wie arme Verwandte behandeln. Uns herumkommandieren, als hättet ihr diesen verfluchten Krieg für euch gepachtet.«

»Da wir ihn bezahlen, haben wir ja wohl auch ein gewisses Mitspracherecht.«

»Erzählen Sie uns doch einfach, was wirklich passiert ist«, säuselte Cash.

»Sie tischen uns da einen gottverdammten Sack voller Lügen auf«, blaffte Luger und packte mich am Revers. »Sie sind ein mieser Lügner, Mann. Genau wie all Ihre Landsleute.«

Cash fasste Luger am Arm und versuchte, ihn von mir zu trennen. »Lassen Sie’s gut sein«, sagte er. »Das lohnt sich nicht.«

»Ich kriege dieses Schwein«, fauchte Luger und packte meine Kragenaufschläge noch fester. »Ich mache ihn fertig, wenn er nicht endlich mit der Wahrheit rausrückt.«

»Hübsche kleine Nummer, Jungs«, sagte ich, während ich Lugers Handgelenke umfasste und von meinem Jackett losschraubte.

»Wirklich schade, dass ich sie schon anderweitig gesehen habe. Und besser.«

»Die Wahrheit«, schrie Luger und boxte mich roh in die Rippen.

Ich schlug zurück, und meine Faust streifte Lugers Kinn. Cash trat dazwischen und schaffte es mit Mühe, uns auseinander zu halten. Luger sah Cash unwirsch an und knurrte: »Schaffen Sie ihn mir aus den Augen.«

Sie brachten mich wieder in die Zitadelle und sperrten mich in eine heiße, stinkende Zelle. Ich setzte mich auf die Holzpritsche und starrte in den Toiletteneimer. Er war leer, der Ort, auf den mein Leben jetzt zusteuerte.

Gegen Abend hörte ich den Muezzin die Gläubigen zum Gebet rufen. Seine kräftige, sonore Stimme drang durch die stickige Luft der Zitadelle. Es war irgendwie tröstlich.

Kurz nachdem der Muezzin verstummt war, ging die Zellentür auf, und ich wurde herausbeordert. Ein uniformierter Polizist führte mich nach oben in einen großen Raum, wo Donovan,

Reilly und Agent Rauff um einen Tisch herum saßen. Vor ihnen lag die Klartextnachricht, die ich Inspektor Luger gegeben hatte. Ich schwieg. Ich hatte keine Lust mehr, freiwillig irgendetwas von mir zu geben.

»Wie es scheint, wollen die Briten Sie des Mordes an Ihrer Freundin anklagen«, sagte Donovan.

Ich goss mir aus dem Krug, der auf dem Tisch stand, ein Glas Wasser ein.

»Was ist? Haben Sie sie getötet?«

»Nein. Das war jemand anders. Jemand, der vertuschen wollte, dass sie eine deutsche Spionin war.« Ich deutete mit einer Kinnbewegung auf den Tisch. »Das da habe ich im Funkraum gefunden.«

»Meinen Sie den Funkraum ohne Funkgerät?«, fragte Agent Rauff.

»Ja. Ich vermute, derjenige, der das Gerät weggeschafft hat, hatte Angst, jemand wie Sie könnte es erschießen.«

»Dieser deutsche Agent, von dem Sie behaupten, er habe sie umgebracht«, sagte Rauff.

»Ja. Sie müssen wissen, mitten in einem Krieg mit Deutschland sind deutsche Agenten gar nicht so selten.«

»Vielleicht scheint es aber auch nur so«, sagte er, »weil Sie es so hingestellt haben, als gäbe es da eine wahre Agentenplage.«

»Na ja, wir sind schließlich in Ägypten. Wenn es irgendwo einen Agentenplage gibt, dann doch wohl hier. Genau wie die Plagen von Läusen, Fliegen, Furunkeln und Secret-Service-Agenten.«

Die Ader an Rauffs schweißnassem Hals begann zu pulsen. Es war heiß im Raum, und er hatte das Jackett abgelegt, deshalb konnte ich nicht sehen, ob ihm ein Knopf fehlte.

Donovan nahm die Klartextbotschaft in die Hand. Er musterte sie, wie er wohl auch die Rechnung seines Fleischers gemustert hätte.

»Und Sie sagen, das hier sei ein Indiz für einen geplanten Mordanschlag auf die Großen Drei«, sagte er.

»Nicht auf alle drei. Nur auf Stalin.« Ich nahm Donovan das Blatt aus den dicken Fingern und übersetzte. »Ich glaube, Stalin ist Wotan«, erklärte ich. »Der aus der Oper von Richard Wagner, Sie verstehen? Ich dachte nur, die britische Polizei würde der Sache eher Beachtung schenken, wenn ich sage, es geht um alle drei Staatsoberhäupter und nicht nur um Marschall Stalin. Komischerweise scheinen die meisten Leute, mit denen ich rede, nicht viel für Onkel Joe übrig zu haben. Sie auch nicht, wenn ich mich recht erinnere.«

Donovan lächelte gelassen. Seine blauen Augen ließen die meinen nicht los.

»Wirklich ein Jammer, dass Sie dieses deutsche Funkgerät nicht gefunden haben«, sagte er. »So ein Gerät hätte ihre Geschichte bestens gestützt.«

»Das hat sich der Mörder meiner Freundin wohl auch gesagt, Sir.«

»Ja, reden wir einen Moment über diese Dame. Wie kommt es eigentlich, dass Sie mit einer Frau befreundet waren, von der Sie sagen, sie sei eine deutsche Agentin gewesen?«

»Sie war hübsch. Sie war intelligent. Sie war reich. Ich bin wohl einfach von der naiven Sorte.«

»Wie lange kannten Sie sie schon?«

»Wir waren alte Freunde. Ich habe sie in Berlin kennen gelernt, vor dem Krieg.«

»Haben Sie mit ihr geschlafen?«

»Das ist allein meine Sache.«

»Sie haben einen ganz schönen Schlag bei den Frauen, was, Willard?«, sagte Rauff. »Für einen Professor.«

»Nanu, Agent Rauff, Sie klingen ja richtig neidisch.«

»Die Frage erscheint mir berechtigt«, sagte Donovan.

»Es klang aber nicht wie eine Frage. Hören Sie, meine Herren, ich bin Junggeselle, also wüsste ich nicht, was die Tatsache, mit wem ich schlafe, irgendwen angeht, außer mir und den Gynäkologen der betreffenden Dame.« Ich lächelte Rauff an. »Das ist ein Frauenarzt, Agent Rauff.«

»Die Briten sagen, sie war eine polnische Prinzessin«, sagte Reilly.

»Das stimmt.«

»Stimmt es auch, dass Sie beide, als Sie in Berlin gelebt haben, mit Joseph Goebbels befreundet waren?«

»Wer sagt das?«

»Einer ihrer polnischen Bekannten. Ein Hauptmann Skomorowksi. Stimmt es?«

Ich nickte. Einleuchtend, dass Elena ihm das erzählt hatte. Welch besseres Mittel gäbe es, jemanden davon überzeugen, dass man nie und nimmer eine Spionin sein konnte, als bezauberndhoffnungslose Geschwätzigkeit?

»Ich war nie mit Goebbels befreundet. Nur locker bekannt.« ich deutete mit dem Kinn auf Rauff. »So wie mit Ihrem Kollegen hier.« Ich trank noch einen Schluck Wasser. »Außerdem war das 1938. Da hatten die Vereinigten Staaten noch einen Botschafter in Berlin. Hugh Wilson. Wir haben uns öfters auf Goebbels' Partys getroffen. Ich bin, glaube ich, sogar noch vor ihm aus Deutschland weggegangen.«

»Haben Sie das angegeben, als Sie zum OSS gekommen sind?«, fragte Donovan.

»Ich meine, es Allen Dulles gesagt zu haben.«

»Da er in der Schweiz ist, lässt sich das wohl nicht so leicht überprüfen«, sagte Donovan.

»Stimmt. Aber warum sollten Sie es überprüfen wollen? Mit meiner kurzen Bekanntschaft mit Goebbels bin ich im OSS doch kein Einzelfall. In den alten COI-Zeiten hatten wir jede Menge Krauts, die für uns arbeiteten. Und das ist immer noch so. Jeder auf dem Campus weiß doch von FDRs Doktor-S-Projekt. Und dann ist da Putzi Hanfstaengl, Hitlers Ex-Auslandspressechef. Haben Sie ihn nicht selbst zum COI geholt, General? Klar, das war, ehe das FBI befand, dass er lieber in Bush Hill unter Hausarrest bleiben und deutsche Nachrichtensendungen abhören sollte. Und nicht zu vergessen, George Earles diverse Treffen mit Herrn von Papen in Ankara. Nein, General, ich glaube nicht, dass die Tatsache, dass ich Goebbels getroffen habe, irgendjemanden beunruhigen muss.«

»Das zu beurteilen, ist allein meine Sache«, sagte Donovan.

»Natürlich. Aber am Samstag fliegt der Präsident nach Teheran, um Stalin zu treffen. Meinen Sie nicht, statt mich hier auszuforschen, ob ich je mit dem deutschen Propagandaminister bekannt war, sollten Sie lieber herausfinden, wer von der amerikanischen Delegation einen Mordanschlag auf Marschall Stalin plant?«

»Genau das tun wir ja«, sagte Rauff und hielt die Klartextnachricht hoch. »Immerhin wurde das hier bei Ihnen gefunden.«

»*Ich* habe es Inspektor Luger gegeben.«

»Er hätte es sowieso gefunden, wenn er Sie durchsucht hätte. Und vergessen wir doch nicht, dass Sie in Tunis das deutsche Funkgerät benutzt haben.«

»Ich habe mich schon gefragt, was Sie hier machen, Rauff. Verstehe ich es recht, dass Ihre hochintelligente Theorie besagt, ich hätte, seit wir in Hampton Roads abgelegt haben, die ganze Zeit etwas von Spionen erzählt, weil ich selbst einer bin? Tja,

konsequent sind Sie immerhin, das muss ich Ihnen lassen. Ihre Dummheit scheint chronisch.«

Ich fischte das Streichholzheftchen des Hamilton aus meiner leeren Zigarettenschachtel, die ich im Jackettfutter versteckt hatte.

»Derjenige, der Prinzessin Elena erschossen hat, hat auch Thornton Cole drüben in Washington umgebracht. Dieses Streichholzheftchen hier habe ich auch in dem Papierkorb gefunden, wo die Klartextbotschaft der Abwehr lag.«

»Das heißt unter dem nichtexistenten Funkgerät, richtig?«, sagte Rauff.

»Es ist ein bisschen kompliziert, Agent Rauff, deshalb werde ich langsam und in einfachen Worten sprechen, damit selbst Sie mich verstehen. Cole wurde ermordet, weil er auf einen deutschen Spionagering gestoßen war. Die Schmidts wurden ermordet, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, dass Cole auf der Suche nach homosexuellem Sex war – ein Umstand, den ein Außenministerium, das nach dem Sumner-Welles-Skandal ohnehin schon um das Vertrauen des Präsidenten fürchten musste, nur allzu gern unter den Teppich gekehrt hätte.

Der Mann, der die Schmidts getötet hat – nennen wir ihn Brutus –, hat auch seine Kontaktperson hier in Kairo ermordet und es mir in die Schuhe zu schieben versucht. Ich vermute, er wollte damit den Weg für ein Attentat auf Stalin in Teheran freiräumen.«

Ich schlug mit der flachen Hand so fest auf den Tisch, dass Donovan zusammenschrak. Ich hob die Stimme. »Sie müssen auf mich hören. Jemand, ein Amerikaner, hat vor, Stalin umzubringen.«

Mike Reilly richtete sich auf seinem Stuhl auf. »Oh, ein Anschlagsplan existiert ganz ohne Zweifel«, sagte er gelassen. »Die Russen wissen sogar genauestens darüber Bescheid. Aber daran ist kein Amerikaner beteiligt, Professor. Das ist reine

Phantasie. Es *gab* den Plan, die großen Drei zu töten. Soweit haben Sie Recht. Zwei Kommandos von deutschen Fallschirmagenten wurden am Montag in den Bergen bei Teheran abgesetzt. Die meisten sind bereits verhaftet. Und die restlichen werden jetzt gerade geschnappt, während wir hier sitzen und reden.«

Ich sank entgeistert gegen meine Stuhllehne. »Ein Fallschirmkommando?«

»Ja. SS-Leute. Dieselbe Truppe, die auch Mussolini in Italien aus dem Hotel Campo Imperatore befreit hat.«

»Skorzeny«, sagte ich mechanisch.

»Ob er beteiligt ist, ist noch unklar«, sagte Reilly.

»Nach unseren letzten Erkenntnissen ist er in Paris«, sagte Donovan. »Aber das könnte natürlich eine Finte sein.«

»Hundert Mann wurden im Iran abgesetzt«, fuhr Reilly fort.

»Sie sollten das örtliche Radar ausschalten, damit dann eine Staffel Langstreckenbomber an Churchills Geburtstag von der Krim aus einen Luftangriff auf die britische Botschaft hätte fliegen können. Sobald die Bomber ihr Teufelswerk verrichtet gehabt hätten, hätten die beiden SS-Gruppen ein vereintes Kommando bilden sollen, um eventuelle Überlebende zu töten. Das ist Ihr Unternehmen Wurf, Professor. Eine eigenmächtige SS-Mission.«

»Eigenmächtig? Was zum Teufel heißt das?«

»Anscheinend war das Unternehmen nicht offiziell abgesegnet.«

»Woher wissen wir das?«

»Wir wissen es, weil die deutsche Regierung selbst es den Sowjets verraten hat«, sagte Donovan.

Ich stand auf und fasste mir in die Haare. Ich kam mir vor wie Alice im Wunderland. Reillys abstruse Geschichte ergab keinerlei Sinn.

»Und warum zum Teufel sollte sie so etwas tun?«, fragte ich.

Donovan zuckte die Achseln. »Wie ich Ihnen letzten Sonntag schon sagte, Professor Mayer, ist das Letzte, was die Deutschen derzeit wollen, ein Attentat auf Präsident Roosevelt. Schon seit Wochen führt unser Mann in Ankara Geheimgespräche mit dem dortigen deutschen Botschafter. Ich nehme an, die Deutschen wollen nicht, dass irgendetwas diese Annäherungsversuche in Sachen Kompromissfrieden gefährdet. Sie hätten besser zuhören sollen.«

»Aber das erklärt doch alles nicht die Sache mit Thornton Cole, mit den Schmidts, Brutus –«

»Ich würde meinen, Sie haben doch im Moment genügend Sorgen«, sagte Donovan. »Was die Briten angeht, meine ich. An Ihrer Stelle, Professor, würde ich mir einen Anwalt nehmen. Sie werden einen brauchen.«

FREITAG, 26. NOVEMBER 1943

TEHERAN

DIE LEITUNG DER OPERATION in Teheran hatten Berija, der Chef des NKWD, und General Abramow von der Regionalverwaltung Naher Osten inne. Berija war an diesem Freitag mit Stalin aus Baku gekommen. Auch General Arkadiew war an Bord der SI-47 gewesen und hatte mit beträchtlichem Vergnügen verfolgt, wie der Marschall seiner extremen Flugangst dadurch Luft machte, dass er Berija auf das Spektakulärste herunterputzte. Natürlich war Stalin betrunken gewesen. Nur so hatte er überhaupt den Mut aufgebracht, in das Flugzeug zu steigen. Bis obenhin voller Angst und Wodka hatte Stalin einen wüsten Schwall von Beschimpfungen gegen seinen georgischen Landsmann losgelassen, als die Maschine über dem Kaspischen Meer in Turbulenzen geraten war.

»Wenn ich in diesem Flugzeug draufgehe, dann wird es meine letzte gute Tat sein, Sie zur Tür hinauszuwerfen, Schlangengesicht. Haben Sie gehört? Wir haben so lange in diesem Zug nach Baku gesessen, nur um nicht fliegen zu müssen, und landen am Ende doch in einem verfluchten Flugzeug? Das ist doch idiotisch!«

Berija hatte die Farbe von Roter Bete angenommen. Arkadiew hatte es vermieden, Berija anzusehen. Es war nicht ratsam, sich anmerken zu lassen, dass man sich über die Demütigung des NKWD-Chefs freute.

»Haben Sie gehört, was ich sage, Schlangengesicht?«

»Ja, Genosse Stalin«, sagte Berija. »Vielleicht ist dem Genossen Stalin ja entfallen, dass wir den Reiseplan in Moskau gemeinsam durchgegangen sind. Es war von Anfang an

ausgemacht, dass wir die letzte Etappe per Flugzeug zurücklegen würden.«

»Ich kann mich nicht erinnern, so was gebilligt zu haben«, knurrte Stalin. »Ist doch idiotisch! Churchill und Roosevelt kommen mit Kriegsschiffen übers Meer. Warum konnte ich kein Kriegsschiff nehmen? Das Kaspische Meer ist doch nicht größer als das Schwarze Meer. Hat die russische Flotte nicht genug Kriegsschiffe? Ist das Kaspische Meer gefährlicher als der Atlantik? Wohl kaum, Berija, Sie verfluchter Scheißkerl!«

»Roosevelt und Churchill kommen von Kairo aus auch mit dem Flugzeug«, insistierte Berija.

»Nur weil sie müssen. Sie können nicht anders hinkommen, Schlangengesicht!«

Jetzt, mehrere Stunden nach dem Flug, in einem großen Raum im ersten Stock des NKWD-Hauptquartiers in der Syroos Street im Ostteil der Stadt, merkte Arkadiew, dass Berija äußerst schlechter Laune war, wahrscheinlich, weil ihn Stalins Beschimpfungen noch immer wurmten. Berija und sein Sekretär Wiktor Abakumow sprachen mit General Merkulow, Berijas Stellvertreter, noch einmal die Sicherheitsvorkehrungen für Stalins Aufenthalt durch. Anwesend waren außerdem General Krulew, der Kommandeur der 3300 Mann starken Gardetruppe Stalins, die schon seit Ende Oktober in Teheran stationiert war, General Melamed, Chef des lokalen NKWD, und Melameds Stellvertreter, Oberst Andrej Michailowitsch Wertinskij. Es besserte Berijas Laune nicht gerade, hören zu müssen, dass noch immer mindestens ein Dutzend SS-Fallschirmagenten auf freiem Fuß waren. Eine der beiden Gruppen war binnen Stunden nach ihrer Landung nahe der heiligen Stadt Qom gefangen genommen worden. Weitere vierzig Mann, die in einem Haus in der Kakh Street umstellt worden waren, hatten sich auf ein Feuergefecht eingelassen. Keiner hatte es überlebt. Doch von einigen SS-Leuten fehlte noch immer jede Spur.

»Sie wurden zwar von deutschen Offizieren und Unteroffizieren geführt, aber die meisten sind Ukrainer«, erklärte Melamed Berija. »Aus General Wlassows Armee, die wir 1942 an der Wolchow-Front verloren haben.«

»Verräter«, fauchte Berija. »Elende Verräter, das sind sie.«

»Verräter, ja, gewiss«, stimmte ihm Melamed zu. »Aber nicht leicht zu knacken. Wir haben die ganze Nacht mit diesen Kerlen französisch gerungen, aber sie haben so gut wie nichts gesagt.« Bis zu Berijas Ankunft in Teheran war Melamed der gefürchtetste NKWD-Offizier im Iran gewesen. »Französisch ringen« nannten er und seine Schergen scherzhaft die Prozedur, einen Mann durch Schläge und Folter zu brechen. »Ich kann Ihnen sagen, das sind ganz schön zähe Kerle.«

»Muss ich Sie daran erinnern, dass Genosse Stalin hier in der Stadt ist?«, herrschte ihn Berija an. »Und dass jede Stunde, die diese Verräter und Faschisten noch in Freiheit sind, eine Gefahr für sein Leben bedeuten kann?« Berija zielte mit einem weißen, fleischigen Finger mitten in Melameds schlecht rasiertes Gesicht. »Sie sind doch selbst Ukrainer, Melamed?«

»Ja, Genosse, aus Kiew.«

»Wusste ich’s doch.« Berija lehnte sich zurück, verschränkte die Arme und lächelte gehässig. »Wissen Sie, wenn keiner von den Kerlen redet, könnte man auf die Idee gekommen, Sie seien aufgrund Ihrer Herkunft zu milde mit ihnen gewesen.«

»Ganz im Gegenteil, Genosse Berija, das kann ich Ihnen versichern«, sagte Melamed. »Gerade als Ukrainer schäme ich mich für diese Verräter. Keinem liegt mehr daran als mir, dass sie reden oder ihre Strafe erhalten. Das schwöre ich Ihnen.«

»Und ich schwöre Ihnen auch etwas, Melamed«, sagte Berija höhnisch. »Wenn einer von den Schweinehunden, die noch frei herumlaufen, auch nur auf fünfzig Meter an unsere Botschaft herankommt, lasse ich Sie erschießen. Das gilt auch für Sie, Wertinskij. Und für Sie ebenfalls, Krulew, Sie Kreatur. Weiß

der Himmel, was Sie die letzten vier Wochen hier gemacht haben. Ich bin außer mir. Rasend vor Wut. Bei der Vorstellung, dass wir zugelassen haben, dass der große Stalin in eine Stadt kommt, in der ihn Terroristen ermorden wollen. Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre er gar nicht hier, aber der Genosse Stalin ist nun mal aus anderem Holz geschnitzt. Er hat sich geweigert, in Russland zu bleiben. Also sage ich Ihnen zum letzten Mal: Wir müssen diese Männer finden, und zwar schnell.« Berija nahm seinen Kneifer ab. Er war vierundvierzig und wohl der intelligenteste unter Stalins Schergen, aber deswegen in praktischen Dingen keineswegs zimperlicher als die anderen. Selbst nach den Maßstäben des NKWD war seine Brutalität außergewöhnlich.

»Wo sind diese Kerle überhaupt?«, fragte er. »Die, die Sie verhört haben.«

»Etwa zehn sind unten im Keller, Genosse Berija«, erklärte Melamed. »Der Rest ist in den Kasernen der Roten Armee im Nordosten, in Mesched.«

»Die Deutschen sind am Leben zu lassen, verstanden?«, sagte Berija. »Aber für die Ukrainer in Mesched will ich die Höchststrafe. Noch heute exekutiert, Krulew. Ist das klar?«

»Ohne sie zu verhören?«, fragte Krulew. »Und wenn die unten im Keller nicht reden? Was dann? Wir könnten es dann bereuen, dass wir die Gefangenen in Mesched nicht noch ein bisschen am Leben gelassen haben.«

»Tun Sie, was ich sage, und erschießen Sie sie heute noch. Seien Sie versichert, die dort unten werden reden.« Berija erhob sich. »Ich habe noch nie einen Mann getroffen, der nicht geredet hätte, wenn er nur richtig befragt wurde. Ich kümmere mich selbst darum.«

Berija, Abakumow, Melamed und Wertinskij gingen ins Untergeschoss des Hauses in der Syroos Street, wo nichts darauf hindeutete, dass man hier in Teheran war und nicht etwa im

Lubjanka-Gefängnis in Moskau. Wände und Fußboden waren aus Beton, Gänge und Zellen hell erleuchtet, um die Gefangenen am Schlafen zu hindern. Auch der Geruch war typisch sowjetisch: eine Mischung aus billigen Zigaretten, Schweiß, tierischen Fetten, Urin und menschlicher Angst.

Berija war zwar untersetzt, aber erstaunlich leichtfüßig. Mit seinem Kneifer, den blank geputzten Schuhen, dem gut geschnittenen westlichen Anzug und der Seidenkrawatte hatte er die energische Aura eines erfolgreichen Geschäftsmannes, der im Notfall jederzeit bereit war, an der Werkbank einzuspringen. Er warf Arkadiew sein Jackett zu, legte den Schlips ab und krempelte die Ärmel hoch, während er federnden Schritts die NKWD-Folterkammer betrat. »Wo stecken denn alle, verdammt nochmal?«, rief er. »Kein Wunder, dass die Kerle nichts sagen. Sie haben ja keinen zum Reden. Wertinskij, was zum Teufel ist hier los?«

»Ich nehme an, die Männer sind müde«, sagte Wertinskij. »Sie haben diese Gefangenen den ganzen Tag bearbeitet.«

»Müde?«, brüllte Berija. »Mal sehen, wie müde sie nach einem halben Jahr in Solowki sind. Holt mir einen der Gefangenen her, sofort. Den Stärksten. Damit ihr seht, wie man so was macht.« Er schüttelte resigniert den Kopf. »Es ist immer dasselbe«, erklärte er Abakumow. »Wenn man etwas ordentlich gemacht haben will, muss man es selbst machen.«

Berija forderte einen der NKWD-Offiziere auf, ihm seine Waffe zu geben. Der Mann gehorchte ohne Zögern. Berija vergewisserte sich, dass der Revolver, ein siebenschüssiger Nagant, geladen war. Dieser alte Pistolentyp war bei manchen NKWD-Leuten nach wie vor beliebt, weil man ihn mit einem Bramit-Schalldämpfer versehen konnte. Daher war Berija sofort klar, dass dieser Offizier Exekutionserfahrung hatte.

»Haben Sie die Gefangenen verhört?«, fragte er den Mann.

»Ja, Genosse Vorsitzender.«

»Und?«

»Sie sind sehr stur, Genosse Vorsitzender.«

»Wie heißen Sie?«, fragte ihn Berija.

»Hauptmann Alexander Koltsow«, sagte der Offizier, wobei er die Hacken zusammenschlug und vor dem Genossen Vorsitzenden strammstand.

»Ich kannte mal einen Koltsow«, sagte Berija zerstreut und unterließ es zu erwähnen, dass das ein Journalist gewesen war, den er im Suchanow-Gefängnis zu Tode gefoltert hatte. Das Suchanow war Berijas Privatgefängnis in Moskau. Dorthin kamen diejenigen, denen er eine Extraportion Grausamkeit angedeihen lassen wollte, und auch Frauen, die er zu vergewaltigen gedachte, ehe er sie zur Erschießung freigab.

Die Wachen schleiften einen nackten Mann in Handschellen herein und stellten ihn vor den NKWD-Chef. Berija musterte den Gefangenen, der mit unverhohlenem Hass zurückstarrte. »Aber man sieht ja kaum etwas an ihm«, kritisierte er. »Wer hat ihn denn verhört?«

»Ich, Genosse Berija«, sagte Koltsow.

»Womit haben Sie ihn denn geschlagen? Mit einem Staubwedel?«

»Ich versichere Ihnen, Genosse Vorsitzender, ich bin mit äußerster Härte vorgegangen.«

Berija befühlte ein paar blaue Flecken im Gesicht und an den Armen des Gefangenen und lachte. »Mit äußerster Härte? Koltsow, Sie haben ja keine Ahnung, was äußerste Härte ist. Sie verstehen vielleicht etwas von Exekutionen, aber nicht von Verhören.«

Berija sah dem Gefangenen fest in die Augen und fuhr fort: »Das ist ein großer Unterschied. Es braucht nämlich eine bestimmte Sorte Mann, um jemanden dreißig Minuten mit einem Stock zu schlagen. Ich sehe, du weißt, wovon ich rede.

Ich sehe es an deinen Augen. Jemanden zu töten, ihm eine Pistole an den Kopf zu setzen und abzudrücken, das ist gar nichts. Na gut, beim ersten Mal mag es sich noch anfühlen, als wäre es etwas. Aber wenn man hundertmal, tausendmal getötet hat, dann weiß man, wie einfach es ist. Wie die Arbeit in einem Schlachthof. Einfach nur Töten, das ist gar nichts, das kann jeder Idiot.«

Noch im Sprechen drehte Berija sich rasch um, hob den Revolver und schoss Hauptmann Koltsow in den Kopf. Noch ehe der Hauptmann umgefallen war, fixierte Berijas kalter, erbarmungsloser Blick bereits wieder den ukrainischen Gefangenen.

»Siehst du, was ich meine? Nichts. Es ist nichts. Gar nichts.«

Berija streckte die Waffe Wertinskij hin, der sie mit zitternder Hand nahm. Dann deutete Berija mit dem Kinn auf den toten Hauptmann und befahl dem Ukrainer: »Sieh ihn dir an. Los, sieh ihn dir an.« Er packte den Ukrainer am Haar und zog seinen Kopf herab. »Denk dran. Er war einer von meinen Leuten. Kein Verräter wie du.« Berija schnaubte verächtlich, drehte sich dann zur Seite und spuckte dem Toten auf den Kopf. »Nein, er war einfach nur unfähig.«

Berija ließ das Haar des Mannes los, trat einen Schritt zurück, krempelte sich die Ärmel noch ein paar Zentimeter weiter auf und wählte eine Hartgummirute aus, die an einem Nagel an der Wand hing. »Ich verspreche dir etwas, mein Freund. Bevor ich mit dir fertig bin, wirst du diesen« – Berija stieß dem Toten verächtlich die Stiefelspitze ins Gesicht – »diesen Haufen Scheiße hier beneiden.«

Berija sah Melamed und Wertinskij bedeutungsvoll an. »Diesen Clown, der viel zu weich war. Denn es gibt nur eine Methode, mit einem Tier aus der Ukraine umzugehen. Man schlägt es. Und schlägt es immer wieder.«

»Sie da«, wandte sich Berija an einen der anderen NKWD-Offiziere in der Folterkammer und schnippte mit dem Finger. »Stellen Sie den Stuhl da auf den Tisch.« Dann befahl er mit erneutem Fingerschnippen den beiden Männern, die den Ukrainer festhielten: »Setzt ihn auf den Stuhl und bindet seine Füße an den Stuhlbeinen fest. Und jetzt alle mal gut aufpassen. So amüsieren wir die Spione und Verräter unter uns. Wir tun Folgendes. Wir kitzeln den Kerlen die Füße.« Und als Berija sah, dass der Gefangene fest an den Stuhl gefesselt war, ließ er die Rute auf die Zehen des Mannes herabsausen. Dann hob er die Stimme, um das Geheul des Ukrainers zu übertönen, und sagte: »Wir kitzeln ihnen die Zehen, bis sie um Gnade betteln.« Berija schlug wieder auf die Füße des Gefangenen ein und schrie dabei: »So! Und so! Und so! Und so!«

Lawrentij Pawlowitsch Berija nahm den Kneifer ab, barg ihn in seiner Hosentasche und leckte sich die Lippen. Er war körperlich nicht besonders gut in Form, obwohl er oft mit seinen Leibwächtern Volleyball spielte. Aber er hatte ziemlich viel Kraft und verabreichte die Schläge mit Genuss und einer physischen Ökonomie, die von jahrelanger Übung zeugte. Die Leute beschrieben Berija meist als »energisch«, und die anwesenden Offiziere hätten dem kaum widersprechen können. Abakumow, Berijas Sekretär, hatte, ehe er in Berijas Dienste getreten war, Vegetarier für schwächliche, blutleere Menschen gehalten, die übertriebene Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben hatten. Aber mit anzusehen, wie jemand volle dreißig Minuten auf die bloßen Füße eines Mannes einpeitschte, das war eine Lektion aus der tiefsten Hölle, die auf keinen der NKWD-Offiziere im Raum ihren Eindruck verfehlte.

Endlich warf Berija die Hartgummirute weg, ergriff das Handtuch, das ihm Abakumow fürsorglich bereitgelegt hatte, und wischte sich Gesicht und Hals ab. »Danke«, sagte er ruhig. »Das habe ich bei Gott gebraucht, nach dieser Reise.«

»Auf den Boden mit ihm«, befahl er den beiden Männern, die den nunmehr ohnmächtigen Gefangenen festhielten. »Idioten«, fauchte er, als sie den Stuhl herunterheben wollten. Wie eine Katze sprang Berija auf den Tisch. »Nicht so. So.« Mit dem Fuß stieß er den Stuhl vom Tisch, sodass der immer noch daran gefesselte Gefangene brutal auf den Boden schlug. »Wir sind doch hier keine Sanitäter. Sie.« Berija zeigte auf Melamed. »Holen Sie einen Eimer Wasser und eine Flasche Wodka.«

Berija kippte dem Gefangenen das Wasser über den Kopf und warf dann den Eimer beiseite, als der Mann, dessen Füße wie zwei große Fetzen rohen Rindfleischs aussahen, langsam wieder zu sich kam. »Hebt ihn auf«, befahl Berija.

Die Wachen richteten den Stuhl auf. Berija nahm Wertinskij die Wodkaflasche ab, zwängte sie dem Gefangenen in den Mund und neigte sie trinkgerecht. »Merkt's euch«, erklärte er seinen Männern. »Wenn ihr wollt, dass jemand redet, dann schlagt ihn nicht auf Kopf und Mund, sodass er nicht mehr reden kann. Schlagt ihn auf die Füße. Auf den Hintern. Auf den Rücken, auf die Eier. Aber vergreift euch nicht an seinen Sprechwerkzeugen. Also, mein Freund, wer hat dich auf diese Mission geschickt?«

»Schellenberg«, flüsterte der Gefangene. »General Walter Schellenberg vom SD. Es gibt zwei Gruppen, Gruppe Nord und Gruppe Süd. Gruppe Süd steht unter dem Befehl von …«

Berija tätschelte dem Mann die Wange. »Seht ihr, was ich meine? Jetzt redet der Kerl nicht nur, nein, wir werden sogar Mühe haben, ihn wieder zum Schweigen zu bringen. Er würde mir erzählen, Charlie Chaplin hätte ihn auf diese Mission geschickt, wenn es das wäre, was ich hören wollte.« Berija wischte den Flaschenhals ab und genehmigte sich selbst einen großen Schluck Wodka. »Stehen Sie nicht dumm herum«, blaffte er Melamed an. »Er ist jetzt so weit, dass er aufplatzt wie ein Granatapfel. Nehmen Sie Papier und Bleistift und halten Sie jedes Wort fest, das aus seinem stinkenden Maul kommt.«

Die Wodkaflasche noch immer in der Hand, nahm Berija sein Jackett an sich und ging, gefolgt von Abakumow, wieder nach oben. Er gab die Flasche seinem Sekretär. »Wo sind Sarkisow und Nadaraia?« Das waren die beiden NKWD-Obersten, die als seine inoffiziellen Mädchenbeschaffer fungierten.

»In der Sommerbotschaft, Genosse Berija.« Da Stalin die Winterbotschaft im Zentrum von Teheran mit Beschlag belegt hatte, war beschlossen worden, dass Berija über die Sommerbotschaft in Zargandeh, etwa fünf Meilen außerhalb der Hauptstadt, verfügen konnte.

»Haben Sie Frauen beschafft?«

»Ein ganzes Sortiment. Zwei Polinnen, mehrere Perserinnen und ein paar Araberinnen.«

»Klingt nach Rimskij-Korsakow«, sagte Berija lachend. »Hoffen wir, dass genug Zeit bleibt und unsere Gäste nicht zu früh kommen. Ich habe es noch nie mit einer Araberin getrieben. Sind sie sauber?«

»Ja, Genosse Berija. Genosse Baroyan hat sie alle gründlich untersucht.«

Dr. Baroyan war der Leiter des sowjetischen Krankenhauses in Teheran. Er arbeitete gleichzeitig für das NKWD und räumte manchmal unliebsame Patienten mittels unterlassener Hilfeleistung, unnötiger Operationen oder Medikamentenüberdosen aus dem Weg.

»Gut. Ich bin nämlich gerade erst diese Syphilis losgeworden. So was will ich nicht noch mal mitmachen. Das war diese Schauspielerin, Sie wissen schon. Wie hieß sie doch gleich?«

»Tatjana.«

»Ja. Die. In welches Lager haben wir sie noch mal geschickt? Ist mir entfallen.«

»Kolyma.«

Das Lager Kolyma, eine Dreimonatsreise von Moskau entfernt, war wohl der schlimmste Ort des gesamten sowjetischen Gulag-Systems.

»Dann ist sie ja jetzt wohl tot«, sagte Berija. »Das Luder. Gut.«

Berija ignorierte die hübsche Sekretärin, die als Zerberus des lokalen Kommissars der Staatssicherheit fungierte, ging in Melameds Büro und warf sich aufs Sofa. Er furzte laut und befahl Abramow, »dem Mädchen« zu sagen, es solle ihm Tee bringen. »Und Wein«, rief er Abramow hinterher. »Georgischen Wein. Nicht diese Pisse von hier.«

Er schloss die Augen und schlief fast eine halbe Stunde. Als er die Augen wieder öffnete, sah er Melamed nervös vor dem Sofa stehen. »Was wollen *Sie* denn?«, knurrte er.

»Ich habe hier das Protokoll von Kosiors Aussage, Genosse Berija.«

»Wer zum Teufel ist Kosior?«

»Der ukrainische Gefangene, den Sie unten im Keller verhört haben.«

»Ach, der. Und?«

Melamed reichte ihm ein maschinebeschriebenes Blatt. »Möchten Sie's durchlesen?«

»Du grüne Neune, nein. Erzählen Sie mir einfach, was Sie veranlasst haben.«

»Na ja, Genosse Berija, ich wollte mich natürlich mit Ihnen beraten, ehe ich irgendwas unternehme.«

Berija stöhnte laut. »Ich dachte, ich hätte klargestellt, wie wichtig es ist, diese Terroristen so schnell wie möglich zu fassen. Sie hätten mich wecken sollen.«

Melamed sah nervös zu dem Karton mit Seidenteddybären hinüber, der jetzt in einer Ecke seines Büros stand – Geschenke für die jungen Frauen, mit denen Berija den Abend zu

verbringen gedachte. »Der Genosse Vorsitzende muss doch müde sein, nach der langen Reise von Moskau hierher«, sagte er. »Ich wollte den Genossen Vorsitzenden nicht stören.«

»Wenn plötzlich ein Attentäter vor dem Genossen Stalin steht«, sagte Berija und schnappte Melamed das Protokoll aus der Hand, »werde ich an Ihre rücksichtsvolle Art denken.« Berija setzte sich den Kneifer auf die breite Nase und warf einen Blick auf das Blatt. »Gut. Meine Befehle sind folgende. Ich will, dass der Basar von Truppen umstellt wird. Niemand darf rein oder raus, bis sämtliche Häuser durchsucht sind.«

»Jawohl, Genosse Berija.«

Berija las ein Stück weiter. »Ringer?«, sagte er.

»Die genießen hierzulande hohes Ansehen«, erklärte Melamed. »Viele wurden als Leibwächter rekrutiert.«

»Je von diesem Misbah Ebtehaj gehört?«

»Er ist ziemlich berühmt, glaube ich.«

»Festnehmen. Gehen Sie dorthin, wo diese Ringkämpfer zu finden sind –«

»Ins Zurkhane?«

»Gehen Sie hin. Und verhaften Sie sie allesamt. Und auch bei dieser Adresse in der Abassi Street. Auch dort alle festnehmen.«

Melamed eilte beflissen zur Tür.

»Melamed!«

»Ja, Genosse Berija?«

»Wo Sie schon dabei sind, lassen Sie Plakate aufhängen, dass wir für Hinweise, die zur Ergreifung der deutschen Terroristen führen, eine Belohnung aussetzen. Zwanzigtausend Dollar, in Gold. Das müsste reichen, dass jeder, der die Kerle verstecken soll, sie lieber verpfeift.«

»Aber wo soll ich so viel Geld auftreiben?«

»Überlassen Sie das mir«, sagte Berija, der noch immer das Protokoll überflog. »Dieser Kosior. Er sagt nicht genau, wie viele Männer in seiner Gruppe waren. Meinen Sie nicht, es wäre ganz nützlich, das zu erfahren? Damit wir wissen, wie viele wir noch suchen. Zehn? Zwölf? Dreizehn? Ich will es wissen.«

»Er ist leider ohnmächtig geworden, Genosse Berija. Bevor wir die genaue Zahl feststellen konnten.«

»Dann bringen Sie ihn wieder zu sich und fragen Sie ihn. Und wenn er damit nicht herausrückt, schlagen Sie ihn. Oder schlagen Sie einen von den anderen, bis Sie alles wissen, restlos alles. Wie viele Ukrainer? Wie viele Deutsche?« Berija warf Melamed das Protokoll vor die Füße. »Und schalten Sie die Briten und die Amerikaner ein. Die Zeiten, in denen wir so etwas hätten für uns behalten können, sind vorbei. Aber erwähnen Sie um Himmels willen mit keinem Wort, dass die meisten dieser Terroristen aus der Ukraine sind. Es sind SS-Leute. Haben Sie das verstanden? SS-Leute. Und somit Deutsche. Kapiert?«

»Jawohl, Genosse Berija.«

»Und jetzt verschwinden Sie und tun Sie Ihre Arbeit, ehe ich Sie erschießen lasse.«

Melamed gab die Verhaftungsbefehle an Wertinskij weiter, rief dann in der britischen Gesandtschaft an und verlangte Colonel Spencer, den britischen Sicherheitschef in Teheran. Es war das zweite Mal, dass die beiden über die deutschen Fallschirmagenten sprachen. Beim ersten Gespräch hatte Melamed Colonel Spencer versichert, die Sache sei im Keim erstickt worden, und sämtliche SS-Leute seien tot oder in sicherem Gewahrsam. Jetzt musste er Spencer mitteilen, dass doch noch ein paar frei herumliefen. Spencer bot sofort 170 britische Kriminalbeamte und MPs zur Unterstützung der Suche an. Melamed akzeptierte das Angebot und schlug vor, dass die Briten ihre Suche auf die Abassi Street konzentrieren sollten.

Dann rief Melamed in Schwarzkopfs Büro an und sprach mit Colonel L. Steven Timmermann, der ihm jede nur mögliche Unterstützung zusicherte und ein Team von amerikanischen MPs zur Durchsuchung des Basars abstellte. Jetzt wurde ganz Teheran, vom Gale-Morghe-Flughafen im Süden bis nach Kulhek im Norden, von alliierten Truppen durchsucht. Melamed wandte sich also der Sache mit den Plakaten zu. Als auch diese hingen, galt es mit Telefonanrufen verschiedener Suchtrupps zu verfahren. Und so kam er nur ganz allmählich ins Grübeln darüber, warum die Deutschen eigentlich ihren eigenen Attentatsplan Berija persönlich verraten hatten und welch seltsame Vorbereitungen noch immer unter der Aufsicht von Berijas Sohn Sergo auf dem Gelände der Winterbotschaft im Gange waren.

Stalin wohnte nicht im Hauptgebäude der kürzlich renovierten Botschaft, sondern in einer der Dependancen auf dem Gelände des einstigen Luxusanwesens eines reichen persischen Geschäftsmannes. Bis zur Konferenz der Großen Drei hatten diese Nebengebäude und Villen leer gestanden. Seit zwei Wochen durchkämmte Zoja Zarubina, die Stieftochter des NKWD-Generals Leonid Eltingen, die Teheraner Läden nach Teppichen und Möbeln. Neue Bäder waren schon eingebaut worden. In einer der Villen war sogar ein Stalin-Bild durch ein Beethoven-Porträt ersetzt worden. Nicht minder bemerkenswert war Melamed die Entscheidung erschienen, einen großen unterirdischen Bunker wieder betriebsbereit zu machen und die Geheimgänge, die das Hauptgebäude mit einigen der Villen verbanden, trockenzulegen und neu zu streichen. Immerhin wurde Teheran von einem Dutzend russischer und britischer Jägerstaffeln geschützt. Ein Luftangriff, wie ihn der SS-General plante, der die deutschen Fallschirmagenten geschickt hatte, wäre reiner Selbstmord. Dass Stalin hier in Teheran einen Luftschutzbunker brauchen würde, dachte Melamed, war

ungefähr so wahrscheinlich, wie dass Berija den geistlichen Beistand eines russisch-orthodoxen Priesters suchen würde.

Bis zum späten Nachmittag waren noch weitere SS-Fallschirmagenten gefasst worden. Nach Melameds Rechnung fehlten jetzt nur noch drei Männer, darunter zwei Deutsche. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde Melamed darüber informiert, dass einige Gäste bereits an diesem Abend auf dem Gale-Morghe-Flughafen eintreffen würden. Wer das war, wurde ihm allerdings nicht mitgeteilt. Die Gäste wurden von Berija persönlich empfangen und dann unter strikter Geheimhaltung nicht etwa in die britische oder amerikanische Botschaft, sondern auf das russische Botschaftsgelände gebracht. Melamed rätselte, wem aus dem Kreml dieselbe Wichtigkeits- und Sicherheitsstufe zuerkannt wurde wie dem Genossen Stalin selbst. Molotow? Stalins Tochter Swetlana? Sein Sohn Wassilij? Stalins Geliebte vielleicht?

Doch die wohl seltsamste Entdeckung dieses Tages machte Melamed kurz vor Mitternacht, als er, eingedenk Berijas Drohung, ihn zu erschießen, noch einen Rundgang um die Winterbotschaft machte und zu seiner Verblüffung feststellte, dass einer der NKWD-Offiziere, die, ein Degtijarew-Handfeuermaschinengewehr in der Armbeuge, bei den Toren auf und ab patrouillierten, Lawrentij Berija selbst war.

SAMSTAG, 27. NOVEMBER 1943

KAIRO

ICH VERBRACHTE drei ungemütliche Nächte in einer Zelle unter dem Polizeirevier in der Kairoer Zitadelle. Es gab in der Geschichte eine ganze Reihe Philosophen, die im Gefängnis gesessen hatten: Zeno, Sokrates, Roger Bacon, Hugo Grotius und Dick Tracys Bruder Destult. Aber von denen war natürlich keiner des Mordes beschuldigt worden. Nicht mal Aristoteles, der, wie Bacon witzelte, nach Art eines morgenländischen Despoten seine Rivalen strangulierte, um in Ruhe zu herrschen.

Philosophenwitze sind so richtig zum Schenkelklopfen.

Dass ich die Gelegenheit verpasste, Teheran zu sehen, grämte mich wenig. Nach allem, was ich über diese Stadt gehört hatte – über das Wasser, die nazifreundlichen Iraner, die hochmütige Kolonialherrschaft, die die Briten und die Russen in dem Land ausübten – war ich ganz froh, nicht dorthin zu müssen. Ich wollte jetzt nichts weiter, als dieser Mordanklage zu entgehen und nach Washington zurückzukehren. Dann würde ich das OSS verlassen, das Haus in Kalorama Heights verkaufen und wieder nach Harvard oder Princeton gehen. Wo immer man mich haben wollte. Ich würde ein neues Buch schreiben. Die Wahrheit schien mir ein interessantes Thema zu sein. Vorausgesetzt, ich konnte genau bestimmen, was Wahrheit war. Vielleicht, dachte ich, würde ich sogar noch einmal einen Brief an Diana schreiben, eine wesentlich schwierigere Aufgabe, als ein Buch über die Wahrheit zu verfassen.

Am vierten Tag meines Urlaubsaufenthaltes in der Zitadelle erwachte ich frühmorgens und sah Mike Reilly in meiner Zelle stehen. Trotz seines cremefarbenen Tropenanzugs entsprach er wohl kaum irgendjemandes Vorstellung vom Engel des Herrn.

»Hat Sie das Mädchen reingelassen?« Ich schüttelte schlaftrunken den Kopf. »Wie spät ist es?«

»Zeit zum Aufstehen«, sagte Reilly ruhig und reichte mir einen Becher Kaffee. »Hier. Trinken Sie das.«

»Riecht fast wie Kaffee. Wie machen Sie ihn?«

»Mit einem Schuss Brandy. Draußen im Wagen ist noch mehr. Brandy, meine ich. Genau das Richtige, um den Magen für einen langen Flug zu stählen.«

»Wo fliegen wir hin?«

»Teheran, wohin sonst?«

»Teheran? Soll ja ein mieses Nest sein.«

»Ist es auch. Deshalb wollen wir Sie ja dabeihaben.«

»Und die Briten?«

»Die kommen auch hin.«

»Ich meine die Polizei.«

»Harry Hopkins hat die letzten sechsunddreißig Stunden damit verbracht, Strippen für Sie zu ziehen«, sagte Reilly. »Offenbar halten er und der Präsident Ihre Anwesenheit in Teheran für absolut unerlässlich.« Er schüttelte den Kopf und zündete sich eine Zigarette an. »Fragen Sie mich nicht, warum. Ich habe keine Ahnung.«

»Meine Sachen aus dem Hotel …«

»Sind draußen im Wagen. Sie können sich in einem Raum oben waschen, rasieren und umziehen.«

»Und die Mordanklage?«

»Fallen gelassen.« Reilly gab mir meine Armbanduhr. »Hier. Hab sie sogar für Sie aufgezogen.«

Ich sah auf die Uhr. Es war halb sechs. »Wann geht unser Flug?«

»Halb sieben.«

»Dann haben wir ja noch Zeit, in Grey Pillars vorbeizuschauen.«

Reilly schüttelte den Kopf.

»Reilly, Mann, wir müssen doch über den Nil, um zum Flughafen zu kommen. Also liegt Garden City auf dem Weg. Mehr oder weniger.« Ich sah wieder zu dem vergitterten Fenster empor. Der frühmorgendliche Himmel draußen hatte nichts von dem üblichen leuchtenden Orange. »Außerdem haben wir Nebel, ist Ihnen das noch nicht aufgefallen? Würde mich sehr überraschen, wenn wir pünktlich starten.«

»Ich habe Anweisung, Sie zum Flughafen zu bringen, Professor Mayer. Um jeden Preis.«

»Gut. Das vereinfacht es für uns beide. Wenn wir nicht erst noch nach Grey Pillars fahren, komme ich nicht mit nach Teheran.«

Grey Pillars lag nur zwei Meilen westlich der Zitadelle. Mit der offiziellen Limousine waren wir binnen weniger Minuten dort. Das britische Militärhauptquartier hatte immer geöffnet. Frisch geduscht und rasiert und in den sauberen Sachen, die mir Reilly aus dem Shepheard mitgebracht hatte, gelangte ich problemlos zu den Zellen im Kellergeschoss. Corporal Armfields Dienst ging gerade zu Ende.

»Ich möchte zu Major Reichleitner«, erklärte ich dem verwirrten Corporal.

»Aber der ist weg, Sir. Letzte Nacht zu einem Kriegsgefangenentransport gebracht worden. Auf Befehl von Major Deakin. Der war hier, mit Ihrem General Donovan, Sir, und wollte etwas wegen irgendwelcher Codeschlüssel wissen. Reichleitner hat Ihrem General Donovan erklärt, er habe sie verbrannt, worauf der General ziemlich sauer wurde, Sir. Danach haben er und Deakin miteinander geredet. Dabei kam heraus, dass Reichleitner auf ein Gefangenenschiff gebracht werden sollte, das heute Morgen in Alexandria ablegt.«

»Wohin fährt dieses Schiff, Corporal?«

»Belfast, Sir.«

»Belfast? Hat er irgendwas für mich hinterlassen?«

»Nein, Sir. Wahrscheinlich, weil ihm der General gesagt hat, Sie seien unter dem Verdacht verhaftet worden, ein deutscher Spion zu sein. Das schien Major Reichleitner ziemlich komisch zu finden. Sehr komisch sogar. Er hat schallend gelacht.«

»Das glaube ich sofort. Was hat ihm Donovan noch gesagt? Dass ich unter Mordverdacht stehe? Hat er ihm von der erschossenen Frau erzählt?«

»Nein, Sir. Ich stand ja die ganze Zeit in der Tür und habe jedes Wort mitgekriegt.«

Also wusste Reichleitner nicht, dass seine Freundin tot war. Vielleicht war das ja ganz gut so. Jemand, der einen Aufenthalt in einem nordirischen Gefangenenlager vor sich hatte, brauchte eine tröstliche Perspektive.

»Haben Sie's schon gehört? Meine Verhaftung war ein Irrtum. Nur für den Fall, dass Sie sich gewundert haben, Corporal.«

»Hab mich schon gewundert, Sir«, sagte Armfield grinsend.

»Nett, Sie gekannt zu haben, Corporal. Freut mich, dass nicht alle Engländer Arschlöcher sind.«

»Oh, das sind sie schon, Sir. Ich bin Waliser.«

Reilly wartete ungeduldig im Fond des Wagens. Noch ehe ich die Tür zugemacht hatte, preschten wir schon über die English Bridge und fädelten uns zwischen den Limousinen der britischen Paschas, den Eiswagen, den Handkarren, Eseln und Gharrys hindurch. »Nehmen wir die Route über Basrah?«, fragte ich Reilly.

»In Basrah geht der Typhus um. Und soweit ich weiß, auch der eine oder andere Nazi-Fallschirmagent. Außerdem ist es eine höllische Bahnfahrt von Basrah nach Teheran. Selbst im Privatzug des Schahs.« Er bot mir eine Zigarette an und gab uns

Feuer. »Nein, wir fliegen direkt nach Teheran. Falls wir je durch diesen verdammten Verkehr hier durchkommen.«

»Ich mag den Kairoer Verkehr«, sagte ich. »Er ist so ehrlich.«

Reilly reichte mir seine Taschenflasche. »Sieht aus, als hätten Sie Recht gehabt«, sagte er und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Nebel draußen.

»Ich habe immer Recht«, erklärte ich Reilly. »Deshalb bin ich ja auch Philosoph geworden.«

»Ich bin gerade dahinter gekommen, warum die Sie unbedingt dabeihaben wollen, Professor«, sagte er. »Sie sind viel leichter zu befördern als eine komplette Enzyklopädie.«

Ich nahm einen ausgiebigen Schluck von seinem Brandy. Und dann noch einen.

»Wir sollten ihn uns einteilen. Das ist unser gesamtes Frühstück bis Teheran.«

Ich begann ihn wieder zu mögen. Vielleicht war da ja doch mehr unter seinem Panamahut als nur ein dicker Schopf irisches Schwarzhaar.

Auf dem Rollfeld des Kairoer Flughafens standen mehrere Maschinen. Reilly dirigierte mich zur C-54 des Präsidenten. Ich ging an Bord und setzte mich neben Harry Hopkins, als wäre nichts gewesen. Ich schüttelte ihm die Hand. Ich schüttelte Roosevelt die Hand. Ich wechselte sogar ein paar scherzhafte Bemerkungen mit John Weitz.

»Schön, dass Sie mitkommen, Professor«, sagte Hopkins.

»Ich bin sehr froh, dass ich hier bin, Sir. Wenn ich Reilly richtig verstanden habe, wäre das ohne Sie nicht der Fall.«

»Vergessen Sie’s.«

»Ich werde es versuchen, Sir.«

Hopkins nickte zufrieden. »Das liegt jetzt alles hinter uns. Alles vergangen und vergessen. Außerdem konnten wir es uns

gar nicht leisten, Sie zurückzulassen, Willard. Wir werden Ihre Sprachkenntnisse noch brauchen.«

»Aber bei der Konferenz wird doch wohl keine andere Fremdsprache gesprochen als Russisch.«

Hopkins schüttelte den Kopf. »Der Schah war auf einer Schweizer Schule. Und Sie wissen ja wohl, wie sehr sein Vater die Briten gehasst hat. Daher sprechen Seine Majestät nur Französisch und Deutsch. Wegen der heiklen politischen Situation im Iran wurde beschlossen, jede Zusammenkunft der Großen Drei mit Schah Reza geheim zu halten. Aus Rücksicht auf den Schah. Er ist erst vierundzwanzig und sitzt noch nicht besonders fest auf dem Thron. Bis vor sechsunddreißig Stunden war gar nicht sicher, ob er überhaupt ein Treffen mit uns riskieren würde. Deshalb wurde Ihnen nicht mitgeteilt, was da genau stattfinden wird. Wir wussten es selbst nicht. Nach dem Krieg wird das Erdöl der Schlüssel zur Weltmacht sein. Unter dem Iran lagert ein ganzer Ozean von dem Zeug. Deshalb hat sich der Präsident überhaupt bereit erklärt, dorthin zu kommen.«

Ich hatte inzwischen den starken Verdacht, dass ich ohne meine Deutschkenntnisse noch immer in einer Kairoer Gefängniszelle säße. Und doch war Hopkins Geschichte irgendwie nicht ganz schlüssig.

»Aber, bei allem Respekt, Sir, wäre es da nicht besser gewesen, jemanden mitzunehmen, der Farsi spricht?« Als Hopkins mich verdutzt ansah, erklärte ich: »So heißt die moderne persische Sprache auf Persisch, Sir.«

»Leichter gesagt als getan. Nicht mal Dreyfus, unser Botschafter in Teheran, spricht das dortige Idiom. Ungarisch und ein wenig Französisch, ja, aber kein Farsi. Unser Außenministerium ist leider sprachlich nicht so ganz auf der Höhe. Wie sonst auch.«

Ich sah mich um. John Weitz, der Russischspezialist des Außenministeriums und Bohlens Ersatzmann, saß direkt hinter

mir. Er hatte Hopkins Bemerkung ganz offensichtlich gehört und hob mit ostentativer diplomatischer Langmut die Augenbrauen. Kurz darauf stand er auf und ging nach hinten in die winzige Bordtoilette. Indessen schauten der Präsident, sein Sohn Elliott, Mike Reilly, Averell Harriman, Agent Pawlikowski und die Mitglieder des Vereinigten Generalstabs aus ihrem jeweiligen Fenster, denn wir überflogen in diesem Moment bei Ismailia den Suez-Kanal.

»Wo wir gerade offen reden, Sir«, nutzte ich Weitz' Abwesenheit, »ich glaube immer noch, dass wir einen deutschen Spion in unserer Delegation haben. Einen Mann, der inzwischen zwei Morde begangen hat. Wenn nicht noch mehr. Ich bin der festen Überzeugung, dass jemand unter uns ein Attentat auf Josef Stalin plant.«

Hopkins hörte mir geduldig zu und nickte dann. »Professor, ich weiß nun mal, dass Sie sich irren. Und Sie müssen sich mit meinem Wort begnügen, denn ich kann es Ihnen leider nicht näher erklären. Noch nicht. Aber ich weiß, dass das, was Sie sagen, ganz ausgeschlossen ist. Wenn wir am Boden sind, können wir noch mal darüber reden. Bis dahin wäre es gut, Sie würden diese Theorie einfach ad acta legen. Haben Sie mich verstanden?«

Wir überquerten Jerusalem und Bagdad, wo wir den Tigris kreuzten, folgten der Bahnstrecke Basrah-Teheran und hielten dann von Ramadan auf Teheran zu, alles in maximal zweitausend Meter Höhe, um Roosevelt und Hopkins physisch nicht zu sehr zu belasten. Für den Piloten allerdings musste es eine ganz schöne Herausforderung sein, mit der großen C-54 Gebirgspässen zu folgen, statt die Berge einfach zu überfliegen.

Es war fünfzehn Uhr, als endlich der Flughafen Ghale Morghe in Sicht kam. Auf dem Flughafen standen Dutzende amerikanischer B-25, die jetzt den roten Sowjet-Stern trugen.

»Meine Güte, was für ein Anblick«, scherzte Roosevelt. »Unsere Maschinen in russischer Uniform. So wird es wohl aussehen, wenn die Roten je die Vereinigten Staaten erobern sollten, was, Mike?«

»Sie anzumalen, ist eine Sache«, sagte Reilly. »Sie zu fliegen, eine ganz andere. Als ich das letzte Mal in diesem verflixten Land war, habe ich gelernt, dass wer einen Flug mit einem russischen Piloten überlebt, auf dieser Welt gar nichts mehr fürchtet.«

»Aber Sie wissen doch, Mike«, sagte Roosevelt lachend, »meine Sicherheit ist Ihrer umgekehrt proportional.«

Wir gingen in den Landeanflug, unter uns ein Schachbrett aus Reisfeldern, die durch Schlammwälle voneinander getrennt waren.

Eine Militäreskorte unter der Führung von General Connolly brachte Roosevelt und sein Gefolge zur amerikanischen Botschaft im Norden der Stadt. Ich fuhr mit dem Vereinigten Generalstab, Harriman, Bohlen und einigen Secret-Service-Leuten in unser Quartier in Camp Amirabad.

Amirabad war ein noch im Bau befindlicher Army-Stützpunkt, aber es gab hier bereits Backsteinkasernen, ein Krankenhaus, ein Kino, mehrere Geschäfte, Bürogebäude, Lagerhäuser und Freizeiteinrichtungen. Es sah aus wie irgendein Army-Stützpunkt in New Mexico oder Arizona und wirkte wie ein Indiz dafür, dass die Präsenz der Amerikaner in Teheran nicht nur vorübergehend gedacht war.

Sobald die Generalstabsmitglieder, Bohlen und ich uns umgezogen hatten, wurden wir von einem Konvoi aus Jeeps, Limousinen und Motorrädern zur amerikanischen Botschaft gebracht, wo die Agenten Rauff und Qualter bereits auf der Veranda Wachposten bezogen hatten. Ich nickte den beiden zu. Zu meinem Erstaunen nickten sie zurück.

»Haben Sie mal eine Zigarette?«, fragte ich Qualter. »Muss meine irgendwo vergessen haben.«

»Im Gefängnis vielleicht?«, sagte Qualter grienend, zog ein Päckchen Zigaretten hervor und klopfte mir eine heraus. »Sind aber mit Menthol, stört Sie das?«

»Nein«, sagte ich und registrierte rasch die Marke. »Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich diese Frau erschossen habe, oder?«

Was er glaubte, war mir ziemlich schnuppe, ich wollte nur das Gespräch in Gang halten. Mich interessierte viel mehr, dass er Kool rauchte.

Qualter gab mir Feuer und sagte achselzuckend: »Kommt mir nicht zu, irgendwas zu denken, was nicht den Boss und seine Sicherheit betrifft. Verdammich, ich weiß nicht, Professor. Wie ein Mörder sehen Sie nicht gerade aus, das stimmt schon. Aber Sie sehen ja auch nicht wie ein Geheimagent aus.«

»Ich nehme das mal als Kompliment.« Ich sah an Qualters einreihigem Jackett hinab und zählte die Knöpfe. Drei Stück, wie vorgesehen. »Jedenfalls vielen Dank für die Zigarette.«

»Schon gut.« Qualter grinste. »Sind nicht meine.«

»Ach? Wessen dann?«

Aber Qualter hatte sich schon abgewandt, um den Generalstabschefs die Tür zu öffnen. Ich folgte ihnen hinein, über eine Holzrampe, die die Army-Zimmerleute gebaut hatten, damit Roosevelt leichter hinein- und hinauskam. Aber offenbar stellte die Rampe die amerikanische Delegation auch vor ein Problem.

Im Salon wünschte Roosevelt einen Drink, und Botschafter Dreyfus sah sich zu der Erklärung gezwungen, man habe die Rampe leider über den einzigen Zugang zum Weinkeller der Botschaft gelegt. Er habe sich vom britischen Botschafter, Sir

Reader Bullard, acht Flaschen Scotch ausborgen müssen. Reilly hörte Dreyfus höflich zu und lotste ihn dann zur Tür.

»Du lieber Himmel«, sagte Roosevelt, als Dreyfus draußen war.

»Scotch. Was ist mit Gin? Und Wermut? Mike? Wie soll ich einen verflixten Martini mixen, ohne Gin und Wermut?«

Reilly gab Pawlikowksi ein Zeichen, worauf dieser ebenfalls hinausging, vermutlich, um Gin und Wermut aufzutreiben.

»Setzen Sie sich, meine Herren«, sagte Hopkins.

Ich ließ mich neben Chip Bohlen nieder, sodass ich dem Präsidenten, Hopkins, den Admirälen King und Leahy und Botschafter Harriman gegenübersaß. Harriman hatte ich bisher noch nie aus der Nähe gesehen. Er war groß, mit vorspringendem Kinn und Lachfalten, die an einen Clown ohne Schminke erinnerten. Er hatte dunkles Haar, dicke, buschige Augenbrauen und eine Stirn, so hoch wie die Grand Central Station. Sein Vater war ein Räuberbaron gewesen, einer der großen Eisenbahn-Magnaten, und damit vermutlich noch reicher als meine Mutter. Harriman sah ein bisschen so aus, wie ich mich fühlte: nervös.

Roosevelt sprach noch mit Harriman und King, also beugte ich mich zu Bohlen hinüber und sagte: »Da ja wohl hauptsächlich Sie dolmetschen, sollten Sie dem Präsidenten vielleicht noch einmal sagen, nach welchem System Sie vorgehen möchten.«

»System?«, fragte Bohlen stirnrunzelnd und schüttelte den Kopf. »Du liebe Güte, es gibt ja noch nicht mal einen Stenographen. Und es scheint auch niemand irgendwelche Positionspapiere zu anstehenden Fragen vorbereitet zu haben. Jedenfalls nicht dass ich wüsste. Kommt Ihnen das nicht ein bisschen seltsam vor?«

»Wenn Sie mich so fragen, doch. Aber das ist typisch FDR. Er improvisiert eben gern. Hat es lieber informell.«

»Ist das wirklich praktikabel, wenn es um das Schicksal der Nachkriegswelt geht? Das sollte man doch wohl so formell wie irgend möglich handhaben, meinen Sie nicht?«

»Mich kann nichts mehr überraschen, Chip. Nicht auf dieser Reise.«

»Was ist in der Mappe da?«, fragte Hopkins und zeigte auf die Aktenmappe neben meinem Stuhl. »Eine Bombe?«

Ich lächelte ein wenig bemüht, öffnete die Mappe, zog die Beketowka-Akte heraus und gab sie Hopkins. Ich war noch dabei, ihm den Inhalt zu erläutern, als Roosevelt sich plötzlich räusperte und das Wort ergriff.

»So, meine Herren«, sagte er. »Kommen wir zur Sache. Ich muss Professor Mayer und Mr. Bohlen bitten, ihre Neugier noch ein wenig zu zügeln. Vieles, was wir hier besprechen, wird für Sie momentan keinen Sinn ergeben, Sie müssen sich noch etwas gedulden. Sie werden alles erfahren. Es hat einen verdammt guten Grund, dass wir Sie hierher gebeten haben. Aber darauf komme ich gleich. Mike – sind alle Delegationen wohlbehalten angekommen?«

»Bereits gestern.«

»Was macht Churchill, Harry?«

»Er schmollt.«

»Na ja, kann ich ihm nicht verdenken. Ich werde ihn persönlich anrufen. Mal sehen, ob ich ihn überreden kann, das Ganze doch noch mit zu tragen. Ich glaube allerdings, dass wir auch mit General Marshall und General Arnold Probleme haben werden. Aus demselben Grund.«

Hopkins zuckte die Achseln.

»Trotzdem bedauerlich.« Roosevelt zündete sich eine Zigarette an und rauchte sie ohne seine Zigarettenspitze, was wohl von erhöhter Nervosität zeugte. Er setzte sich in seinem

Rollstuhl zurecht und sah Reilly an. »Mike? Wie begründen wir offiziell unseren Umzug in die russische Botschaft?«

»Damit, dass es eine ganz schöne Strecke von hier bis zur sowjetischen Botschaft ist. Was bedeuten würde, dass Sie durch ungesicherte Straßen fahren müssten, während hier immer noch deutsche Fallschirmagenten frei herumlaufen. Drei bis sechs Mann sind nach Auskunft der Iwans immer noch nicht gefunden. Außerdem könnte es irgendwelche Demonstrationen gegen die Briten oder auch gegen die Russen geben, und dann würden wir mittendrin stecken.«

»Das stimmt wirklich«, sagte Roosevelt. »Haben Sie gesehen, was für einen Empfang sie uns auf dem Weg vom Flughafen hierher bereitet haben? ich kam mir vor wie Hitler beim Einzug in Paris.«

»Hinzu kommt«, fuhr Reilly fort, »dass die russische und die britische Botschaft, verglichen mit unserer, geradezu hermetisch gesichert sind. Wussten Sie, dass diese Botschaft hier im letzten Monat mehrfach ausgeraubt wurde? Zudem sitzen die Briten und die Russen direkt nebeneinander, sodass wir, falls doch irgendetwas schief liefe, jede Menge Soldaten hätten, um Sie zu schützen, Mr. President. Jedenfalls dürfte unterm Strich kaum jemand widersprechen, wenn wir behaupten, dass wir um Ihrer Sicherheit willen in die russische Botschaft umgezogen sind.«

Im ersten Moment traute ich meinen Ohren nicht. Reilly konnte doch nicht davon gesprochen haben, den Präsidenten der Vereinigten Staaten in die »sichere« russische Botschaft bringen zu wollen. Aber Roosevelt nickte.

»Ja, Mike, sagen Sie das«, sagte er. »Aber glauben Sie nicht, dass es kein Gerede geben wird. Ganz egal, welche Begründung wir liefern. Das gesamte Pressekorps wird zetern, dass die Russen alles, was ich sage, mit versteckten Mikrophonen abhören werden. Solange wir darauf keine Antwort haben,

werden sie mir vorwerfen, ich sei naiv. Oder schlimmer noch, unfähig. Lahm. Krank.«

»Wie wäre es denn mit Folgendem?«, sagte Hopkins. »Um zu demonstrieren, dass wir ohne vorgefertigte Strategie nach Teheran gekommen sind, ohne irgendwelche Pläne, die wir mit den Briten ausgebrütet hätten …« Hopkins hielt einen Moment inne und fuhr dann fort: »Im Geiste der Offenheit und Zusammenarbeit wohnen wir in der russischen Botschaft, wohl wissend, dass wahrscheinlich alles, was wir sagen, von den Sowjets abgehört wird.

Aber vor unseren Verbündeten haben wir ja nichts zu verbergen. Und deshalb kann es uns piepegal sein, ob sie unsere Gespräche abhören. Wie finden Sie das, Mr. President?«

»Klingt gut, Harry. Das gefällt mir. Wenn wir erst mal auf dem russischen Botschaftsgelände sind, können wir uns natürlich völlig abschotten, und die Presse erfährt überhaupt nicht mehr, was dort drinnen vor sich geht, stimmt's, Mike? Die Sowjets sind doch unschlagbar darin, auf derlei Dinge den Deckel draufzuhalten.«

»Deshalb sind wir ja nach Teheran gekommen«, sagte Reilly.

»Um den Deckel draufzuhalten. Aber wie wäre es, wenn wir vorher noch behaupten würden, wir hätten Stalin auf einen Drink herübergebeten und er habe uns abblitzen lassen? Er habe sich geweigert, zu uns zu kommen? So steht er als derjenige da, der um seine Sicherheit besorgt ist, besorgter als Sie. Und deshalb seien wir in die russische Botschaft umgezogen.«

»Gut«, sagte Roosevelt. »Auch das gefällt mir.«

»Schließlich, Mr. President«, sagte King, »waren Sie doch derjenige, der um die halbe Welt geflogen ist, um hierher zu kommen. Nicht Stalin. Sie haben ja keine Angst vor dem Fliegen.«

»Stimmt, Ernie«, sagte Roosevelt.

»Und wann bringen wir unser kleines Theaterstückchen?«, fragte Harriman.

»Heute Abend«, sagte Roosevelt. »Dann kann es gleich morgen früh losgehen. Wenn die andere Seite mitspielt.«

»Tut sie«, sagte Reilly. »Aber Mr. Harriman sagt etwas sehr Richtiges, wenn er von einem Theaterstückchen spricht. Ich denke, das Beste wäre vielleicht eine kleine Inszenierung, wie Sie diese Botschaft hier verlassen und zur russischen Botschaft fahren. So wie wir es schon mal gemacht haben, mit Agent Holmes in Ihrer Rolle.«

»Sie meinen, ein fingierter Autokorso? Ja, das ist gut. Und in der Zwischenzeit gelangen wir mit einem neutralen Kleintransporter dorthin, durch eine Hintertür vielleicht. Durch den Dienstboteneingang.«

»Dürfen sowjetische Botschaften überhaupt einen Dienstboteneingang haben?« Hopkins lachte. »Klingt irgendwie antikommunistisch.«

»Also, ich weiß nicht, ob ich es gut finde, dass sich der Präsident der Vereinigten Staaten aus irgendwelchen Gebäuden hinaus- und in andere hineinschleicht wie ein gewöhnlicher Dieb«, sagte Admiral King. »Das klingt irgendwie, na ja, Sir, unwürdig.«

»Glauben Sie mir, Ernie«, sagte Roosevelt, »mit der Würde ist es nicht weit her, wenn man im Rollstuhl sitzt. Außerdem, was. auch passiert, mir wird es auf jeden Fall besser gehen als Hull.«

Harry Hopkins lachte wieder. »Ich würde ihn jetzt gern sehen, den alten Mistkerl. Fagen Fie, waren daf Bomben, waf ich da eben gehört habe?«

Roosevelt wieherte. »Sie sind ein gemeiner Halunke, Harry. Das ist es vermutlich, was ich an Ihnen mag. Und Sie haben Recht. Ich würde jetzt auch gern Cordell Hulls Gesicht sehen.«

»Was ist mit Protokollen?«, fragte Hopkins. »Stenographen?«

Roosevelt schüttelte den Kopf. »Nein, wir tauschen einfach nur die Positionspapiere aus, die wir jeweils vorbereitet haben. Ansonsten wird es keine offiziellen Aufzeichnungen geben. Professor Mayer und Mr. Bohlen – wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich Sie von jetzt an beim Vornamen nennen. Willard? Chip? Sie werden sich Notizen machen, soweit Sie sie zum Übersetzen benötigen, aber ich will keine Mitschrift dessen, was dort gesprochen wird. Jedenfalls nicht zu Beginn. Und alle Notizen sind anschließend zu vernichten. Chip? Willard? Haben Sie gehört?«

Bohlen und ich nickten gehorsam, obwohl wir jetzt beide vollkommen irritiert waren. Ich dachte, dass da noch etwas sein musste, was man uns nicht gesagt hatte. Etwas, das uns vielleicht nicht gefallen würde. Averell Harriman wirkte jetzt noch nervöser.

»Sir«, sagte Harriman, »der Verzicht auf ein Protokoll könnte gefährlich sein. Nicht mitzuschreiben, wenn Sie mit Mr. Churchill sprechen, ist eine Sache. Sie beide sind auf derselben Wellenlänge, jedenfalls meistens. Aber die Sowjets können es mitunter sehr genau nehmen. Wenn Sie etwas sagen, erwarten sie, dass Sie sich wortwörtlich daran halten.«

»Tut mir Leid, Averell, aber meine Entscheidung steht fest. So wird es erst einmal gemacht.« Er sah Reilly an. »Mike, gießen Sie uns doch etwas von Sir Dingsbums' Scotch ein. Ich bin sicher, wir können alle einen Drink vertragen.«

Roosevelt blickte nachdenklich in sein Glas. »Ich wünschte, Churchill könnte sich damit abfinden.« Er nahm einen Schluck vom Whisky des Botschafters. »Averell? Hat er gesagt, was er heute Abend vorhat?«

»Er sagte, er wolle sich früh zurückziehen und einen Roman von Charles Dickens lesen, Mr. President.«

»Wir müssen Churchill noch mal bearbeiten«, sagte Roosevelt.

»Er wird schon noch umschwenken, Mr. President.«

Roosevelt nickte, sah dann mein Stirnrunzeln und lächelte verlegen. »Willard, Chip. Sie beide fragen sich sicherlich, wovon zum Teufel hier die Rede ist?«

»Die Überlegung habe ich tatsächlich schon angestellt, Sir.«

Bohlen nickte nur.

»Morgen früh wird Ihnen alles klar werden«, sagte Roosevelt. »Bis dahin muss ich Sie um Nachsicht bitten. Wenn es je eine Situation gab, in der der Präsident der Vereinigten Staaten das volle Vertrauen und die volle Unterstützung seiner Umgebung brauchte, dann ist es diese, meine Herren. Es steht viel auf dem Spiel, aber es ist auch viel zu gewinnen.«

»Sie können sich auf uns verlassen, Mr. President«, sagte Bohlen.

»Wie sind jetzt ein Team«, setzte Roosevelt hinzu. »Ich wollte nur sicherstellen, dass ihr Jungs euch dessen bewusst seid.«

»Sie haben unsere volle Unterstützung, Sir«, sagte ich.

»Gut, meine Herren, das wäre es für den Moment.«

Wir waren entlassen. Ich leerte hastig meinen Scotch und folgte Reilly hinaus in die Eingangshalle, wo er mir ein offiziell aussehendes Schriftstück reichte.

»Spionagegesetz, 1917«, las ich den Titel vor. »Was ist das, Mike? Eine kleine Bettlektüre?«

»Ich möchte, dass Sie beide sich bis morgen früh mit dem Inhalt vertraut machen«, sagte er. »Es geht um die Weitergabe nichtsicherheitsrelevanter Regierungsinformationen.«

Ich sagte nichts. Der Demokrat in mir wollte den Secret-Service-Agenten daran erinnern, dass die Vereinigten Staaten offiziell keine Geheimnisse hatten, aus dem simplen Grund, dass der Erste Verfassungszusatz die Redefreiheit garantierte. Da ich mir jedoch sagte, dass ich wohl schon genug Unruhe gestiftet hatte, beschloss ich, den Mund zu halten.

»Was zum Teufel ist das, Mike?«, fragte Bohlen.

»Hören Sie«, sagte Reilly, »der Präsident ist bei dieser Mission extrem auf Geheimhaltung bedacht. Das verstehen Sie doch, oder? Deshalb wollte er sie bei dieser Unterredung dabeihaben. Damit Sie das selbst sehen. Und damit Ihnen klar wird, dass Sie ein wichtiger Teil dieses Teams sind.«

Ich sagte achselzuckend: »Klar.«

Bohlen nickte.

»Die Regierung hat juristischen Rat eingeholt, und wir bitten Sie beide lediglich, ein Schriftstück zu unterzeichnen, in dem Sie erklären, dass Ihnen die Notwendigkeit der Geheimhaltung bewusst ist. Das ist alles.«

»Was heißt ›juristischen Rat eingeholt‹?«, fragte Bohlen.

»Drei Richter des Obersten Gerichtshofs haben inoffiziell befunden, dass das Spionagegesetz nicht nur Spionage im engeren Sinne abdeckt. Es gilt auch für die Weitergabe von Regierungsinformationen an andere Parteien als den Feind, etwa an Zeitungen oder Zeitschriften.«

»Sie wollen uns knebeln?«, sagte Bohlen. »Ich glaub’s nicht.«

»Nein, nicht knebeln. Ganz und gar nicht. Dies hier soll Ihnen lediglich bewusst machen, welche Konsequenzen es für Sie haben könnte, über das zu reden, was hier in Teheran vor sich gehen wird. Wir wollen lediglich, dass Sie nach der Lektüre dieses Schriftstücks eine eidesstattliche Erklärung unterzeichnen, einfach nur um zu dokumentieren, dass Sie sich über die volle Tragweite des Gesetzes im Klaren sind.«

»Können auch *wir* juristischen Rat einholen, Mike?«, fragte ich.

»Ich halte das für illegal«, protestierte Bohlen mit einem nervösen Lächeln.

»Ich bin kein Jurist. Nicht mehr. Ich kann Ihnen nicht sagen, was da legal oder illegal ist. Ich weiß nur, dass der Boss will,

dass jeder, der an unserer Mission beteiligt ist, das hier unterschreibt. Sonst …«

»Sonst was, Mike?«, fragte Bohlen, dessen abstehende Ohren sich deutlich röteten.

Reilly dachte kurz nach. »Stalins Dolmetscher«, sagte er mit einem Fingerschnippen zu Bohlen. »Wie heißt er nochmal?«

»Es gibt zwei. Pawlow und Bereschkow.«

»Und was meinen Sie, was mit denen passieren würde, wenn sie irgendwo irgendetwas sagen würden, was sie nicht sagen sollen?«

Bohlen und ich schwiegen.

»Sie würden erschossen«, beantwortete Reilly seine Frage selbst. »Das steht wohl außer Zweifel.«

»Was wollen Sie damit sagen, Mike?«, fragte Bohlen.

»Nur, dass es doch eine Schande wäre, wenn die beiden am Ende alles übersetzen müssten, weil der Präsident niemanden gefunden hat, dem er vertrauen kann. Weiter nichts.«

»Natürlich kann uns der Präsident vertrauen, Mike«, sagte ich. »Wir sind nur ein bisschen überrascht, dass wir dafür ein Papier unterschreiben müssen.«

»Dass ich *Ihnen* vertrauen kann, weiß ich, Professor«, sagte Reilly mit besonderer Betonung. »Wir müssen von Teheran aus wieder nach Kairo, und ich bin sicher, Sie würden nicht gern noch einmal mit der britischen Polizei über diesen unseligen Vorfall in Garden City reden müssen.«

Jetzt spürte ich, wie mir die Röte in die Ohren stieg. Das war ein klarer Fall. Ich wurde erpresst, schön brav zu sein.

»Vielleicht reden Sie ja mal mit Chip, Professor«, sagte Reilly sanft, »und erklären ihm die Angemessenheit dieses Verfahrens.«

Reilly wandte sich um und ging, um mit Pawlikowski zu sprechen. Er ließ mich mit einem verbittert wirkenden Bohlen zurück.

»Wir sind gerade von unseren eigenen Stürmern gelegt worden«, sagte ich.

Bohlen nickte. »Was zum Teufel geht hier vor?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Aber was es auch immer sein mag, ich könnte jedenfalls noch ein Glas von Sir Lancelots Scotch vertragen.«

SONNTAG, 28. NOVEMBER 1943

TEHERAN

7.00 UHR

Von der Teppichknüpferei im Basar hatte Mehdizadeh die Gruppe Nord in ein Haus in der Abassi Street gebracht. Dort hatte Oster seinen neuen Plan inzwischen weiter ausgefeilt und ließ alle bis auf fünf Mann mit der Order zurück, die Dunkelheit abzuwarten und dann zu versuchen, aus der Stadt und über die türkische Grenze zu gelangen. Oster hatte befunden, dass er jetzt ein kleines, bewegliches Kommando von nicht mehr als einem halben Dutzend Männern brauchte. Nach einem kurzen, aber emotionalen Abschied wurden er, Schoellhorn, die Untersturmführer Schnabel und Schkwarzew sowie drei weitere Ukrainer zu einer Pistazienrösterei nordöstlich der Stadt gefahren.

Am berühmten Hof der Königin Belghais von Saba waren Pistazien noch eine Delikatesse ausschließlich für den Hofadel und die privilegierte Elite gewesen. Zum Glück für Hauptsturmführer Oster und seine Männer wurden diese Nüsse jetzt jedoch schon im ganzen Land gegessen. Jomat Abdoli war einer der bedeutendsten Pistaziengroßhändler im Iran. Bauern aus allen wichtigen Pistazienanbaugebieten verkauften ihm ihre Ernte. Er röstete und lagerte die Pistazien nordöstlich von Teheran auf einem Anwesen in Eshtejariyeh. Jomat hasste die Briten. Als Mehdizadeh, der Ringer, zu ihm gekommen war und ihn gebeten hatte, ein paar Deutsche bei sich zu verstecken, hatte er sich nur zu gern dazu bereit erklärt.

Mehdizadeh, Schoellhorn, Oster, Schnabel, Schkwarzew und die anderen hatten im Hauptlagerhaus geschlafen und gerade ein traditionelles iranisches Frühstück mit Tee, gekochten Eiern, gesalzenem Käse, Joghurt und Fladenbrot zu sich genommen, als sie die Nachricht erreichte, dass ein Lastwagen mit russischen Soldaten am Fuß des Hügels, auf dem Jomats Lagerhaus stand, gesichtet worden war. Schkwarzew griff nach seinem russischen PPSh41-Handfeuermaschinengewehr. Weder Jomat noch irgendeiner der sechs Männer im Pistazienlager wusste, dass die Männer in dem Haus in der Abassi Street inzwischen bei einem Feuergefecht umgekommen waren. Hätte Oster das gewusst, wäre er wahrscheinlich davon ausgegangen, dass es kein Entkommen gab. Dann wäre er dem Impuls des Ukrainers, wenigstens kämpfend zu sterben, nicht entgegengetreten.

So aber legte er Schkwarzew die Hand auf den Arm und sagte: »Nein, wir hätten keine Chance.« Dann fragte er Jomat: »Können wir uns hier irgendwo verstecken?«

Jomat raffte bereits einen Stapel leerer Säcke an sich. »Folgen Sie mir«, sagte er und führte sie durchs Hauptlagerhaus und den Röstschuppen in ein leeres, aus Ziegeln gemauertes Silo. »Legen Sie sich auf den Boden und decken Sie sich mit den Säcken zu«, wies er sie an. Sobald sie das getan hatten, zog er eine Metallschütte über das Silo und öffnete einen Zufuhrschieber, sodass sich eine halbe Tonne glatter, frisch geernteter, lilafarbener Pistazien in das Silo ergoss.

Oster hatte Pistazien nie besondere Beachtung geschenkt. Im Adlon gab es eine Cocktailbar, wo sie die Dinger in kleinen Messingschälchen servierten, und ein-, zweimal hatte er welche davon gegessen. Wenn sie ihm jetzt sein Leben retteten, würde er ganz bestimmt öfter Pistazien essen. Außerdem hatte Jomat beim Frühstück behauptet, Pistazien seien, nach dem Abendessen genossen, ein perfektes Aphrodisiakum. »Der König Salomon aus Ihrer Bibel war ein so großartiger

Liebhaber«, hatte Jomat erklärt, »nur weil Königin Belghais ihm so viele *Peste* gegeben hat.« *Peste* war das Farsi-Wort für Pistazien.

Staub drang Oster in Mund und Nase. Er versuchte, den Hustenreiz zu ignorieren. Was gäbe er jetzt für ein Glas Wasser! Nicht von dem Zeug, das in diesen Qanats, den offenen Rinnen, die Straßen entlangfloss, sondern von dem reinen Gletscherwasser seines Heimatorts in den österreichischen Alpen. Typisch für die Briten, dass sie das Wasser aus der einzig wirklich sauberen Quelle in Teheran zu sich herableiteten und an ihre Freunde verkauften! Ein Volk von Krämern, wahrhaftig. Es gab zwar jede Menge von Pferden gezogene Wasserkarren in und um Teheran, aber denen traute keine der Botschaften. Was nur gut war, dachte er. Der Sinn der Briten für Hygiene und Handel würde noch einmal ihr Untergang sein.

Die Wasserkarren Teherans wurden fast alle von der australischen Firma J. Furphy in Shepperton, Victoria, hergestellt. Sie waren im Ersten Weltkrieg mit australischen Truppen nach Mesopotamien gelangt. Beim Abzug der Australier waren sie dann an Iraner verkauft worden. Die iranischen Fahrer dieser Wasserkarren galten als Verbreiter windiger Informationen und Klatschgeschichten, sodass das Wort »Furphy« inzwischen zum lokalen Synonym für ein unbestätigtes Gerücht geworden war. Auf Osters Anweisung hin hatte Mehdizadeh dem Besitzer des Cafés Firdusi einen Furphy abgekauft und dazu bei einem lokalen Pferdehändler ein kaspisches Pony erstanden. Der Furphy war in das Pistazienlager in Eshtejariyeh gebracht worden, wo sich Schkwarzew und Schnabel darangemacht hatten, ihn in eine mobile Bombe zu verwandeln.

Der Tank des Wasserkarrens bestand aus zwei gusseisernen Endscheiben mit einem Durchmesser von neunzig Zentimetern und einem Blechzylinder von etwa ein Meter zwanzig Länge. Mit rund achthundert Liter Wasser gefüllt, wog der Furphy etwa

eine Tonne und war, sorgsam über der Achse ausbalanciert, für ein gutes Pferd eine durchaus zumutbare Zuglast. Der Karren selbst war aus Holz und mit zwei 75-cm-Rädern versehen. Das Wasser wurde aus einem Hahn am hinteren Ende abgelassen und durch ein großes Deckelloch auf der Oberseite eingefüllt. Es war nicht weiter schwer, durch dieses Deckelloch den leeren Tank mit Stickstoffdünger und Zucker zu füllen und so eine Bombe zu fabrizieren, die etwa halb so groß war wie die größte Bombe, die die Luftwaffe routinemäßig an der Ostfront einsetzte – die Zweieinhalb-Tonnen-Bombe »Max«. Oster hatte einmal gesehen, wie eine solche Bombe, von einer Heinkel abgeworfen, ein vierstöckiges Haus in Charkow so gründlich zerstörte, dass niemand darin überlebte, also kalkulierte er, dass eine wohl platzierte Bombe von einer guten Tonne Gewicht allemal genügen musste, um die kleine Villa, die die britische Botschaft beherbergte, dem Erdboden gleich zu machen.

Oster erstarrte, als er gedämpft klingende russische Stimmen hörte. Gleichzeitig sah er, wie sich unmittelbar vor ihm Schkwarzews Hand um das Handfeuermaschinengewehr schloss. Er konnte es dem Ukrainer nicht verübeln, dass er nicht lebend ergriffen werden wollte. Es hieß, alle Zeppelin-Freiwilligen aus Wlassows Armee erwarte ein besonders grausames Schicksal: etwas Besonderes, das sich Berija persönlich ausgedacht hatte, auf ausdrücklichen Befehl Stalins. Ob Churchill und Roosevelt die Explosion überlebten oder nicht, war Oster ziemlich egal, aber Stalin – das war etwas anderes. Es gab wohl keinen Deutschen an der Ostfront, der für die Chance, Stalin zu töten, nicht sein Leben riskiert hätte. Viele Freunde und auch ein, zwei Verwandte von Oster waren in Stalingrad dabei gewesen und jetzt tot oder, schlimmer noch, in sowjetischer Gefangenschaft. Ein Anschlag auf Stalin, das war etwas, worauf jeder deutsche Offizier stolz gewesen wäre.

Der Plan war einfach. Jeden Morgen verließen zwei Iraner mit einem Furphy die amerikanische Botschaft und fuhren gute zwei

Meilen durch die Stadt, um den Tank mit sauberem Wasser zu füllen. Die beiden zu kaufen, war ein Leichtes gewesen – ein paar von den Goldsovereigns, die Oster aus Winniza mitgebracht hatte, hatten genügt. Am Dienstagmorgen würden Oster und Schkwarzew, als Einheimische verkleidet, zwei Furphys auf das britische Botschaftsgelände kutschieren. Wenn jemand wissen wollte, warum es diesmal zwei waren, würde Oster erklären, dass sie wegen des Aufenthalts der Roosevelt-Delegation mehr Wasser bräuchten. Laut den beiden Wasserkutschern, die Mehdizadeh bestochen hatte, mündete die britische Wasserleitung innerhalb des Botschaftsgeländes in ein blau gefliestes Wasserbecken in einer Art Rotunde, einem überdachten Rund aus Säulen und Gitterwerk draußen vor der Küche. An dem Furphy mit der Bombe würde dummerweise das Pferdegeschirr kaputtgehen, sodass sie ihn vorerst zurücklassen müssten. Das würde der Moment sein, die Bombe scharf zu machen, und zwar mit Hilfe eines billigen »Big Ben«-Weckers (was Oster nur angemessen schien) der Marke Westclox, einer Radiobatterie Eveready B103, einer elektrischen Zündkapsel und einer Drei-Pfund-Portion Plastiksprengstoff. Oster und Schkwarzew würden mit dem anderen Furphy die Botschaft verlassen und auf den beiden Karrenpferden fünfzehn Meilen bis Kan reiten, wo Mehdizadeh sie mit einem Lastwagen voller gerösteter Pistazien erwarten würde, um sie an die vierhundert Meilen entfernte türkische Grenze zu bringen. Wenn die Bombe dann hochging, hoffte Oster bereits in einem neutralen Land zu sein.

Wenn der Plan einen Haken hatte, dachte Oster, dann höchstens den, dass er fast schon zu simpel war. Er selbst sprach etwas Persisch und ein wenig Englisch, und da er und Schkwarzew sich, seit sie im Iran waren, weder gewaschen noch rasiert hatten, würden sie in entsprechender Kleidung sicher problemlos als Einheimische durchgehen. Jedenfalls bei den Briten. Wenn alles nach Plan lief, würden sie die Bombe etwa

um neun Uhr scharf machen. Hochgehen würde sie dann zwölf Stunden später, wenn Churchills Dinner-Gäste sich gerade zu Tisch setzten. Und wenn das nicht den Sieg bringen würde, dachte Oster, dann würde es sicher reichen, um einen Waffenstillstand zu erzwingen. Und das war doch wohl jedes Risiko wert.

Oster hörte Jomat rufen, dass die Russen wieder abgezogen waren. Erleichtert kämpfte er sich mit den anderen unter der Pistazienlawine hervor. So viel Glück würden sie sicher nicht noch einmal haben! Da es noch achtundvierzig Stunden waren, bis er und Schkwarzew mit der Umsetzung des Plans beginnen konnten, blieb ihnen nichts weiter zu tun, als Ruhe zu bewahren und zu warten.

8.00 UHR

Der amerikanische Stützpunkt Amirabad lag ganz in der Nähe des Gale-Morghe-Flughafens, doch trotz des Lärms der amerikanischen C-54, die die ganze Nacht hindurch mit Kriegsmaterial für die Russen eintrafen, schlief ich ausgezeichnet. Kein Wunder, ich hatte ja auch endlich ein richtiges Bett statt einer Holzpritsche. Und meine Zimmertür hatte einen Schlüssel, über den ich selbst verfügen durfte. Wie auf den meisten Army-Stützpunkten waren die Unterkünfte und auch die sanitären Einrichtungen ziemlich elementar, aber das störte mich nicht. Nach drei Nächten als Hausgast der Kairoer Polizei fühlte ich mich hier wie im Plaza Hotel. Ich sah kurz zu, wie zwei Army-Footballteams auf einem Matschfeld vor dem Fenster trainieren. Es interessierte mich wenig, denn ich hätte ein gutes Football-Team sowieso kaum vom Chor einer Methodistenkirche unterscheiden können. Nach einem hastigen Frühstück, bestehend aus Kaffee und Rührei, wurden Bohlen und ich von einem Jeep abgeholt. Er brachte uns allerdings nicht

etwa wieder in die amerikanische Botschaft, sondern in die russische.

Hinter der schwer bewachten Mauer stand in einem kleinen Park ein viereckiger Bau aus hellbraunem Stein, das Hauptgebäude der Botschaft. Auf der Vorderseite hatte es einen hübschen Portikus mit weißen dorischen Säulen und sechs hohen Bogenfenstern in der Hauswand. In der Ferne sah ich Springbrunnen, einen Teich und noch etliche kleinere Villen, von denen eine jetzt von Stalin und Molotow bewohnt war. Alle diese Nebengebäude wurden von russischen Soldaten mit Handfeuermaschinengewehren bewacht.

Der Präsident residierte bereits im Hauptgebäude. Er war in den frühen Morgenstunden in die Botschaft geschmuggelt worden. Das bedeutete, dass ihn außer dem Vereinigten Generalstab, dem Secret Service und einigen wenigen anderen Menschen noch alle in der amerikanischen Botschaft wähnten. Bohlen und ich fanden ihn in einem kleinen Wohnzimmer im hinteren Teil des Botschaftsgebäudes, in seinem Rollstuhl neben Hopkins, der auf der Kante eines zweisitzigen Ledersofas saß.

Auf dem Boden lag ein neuer Perserteppich mit einem Pfauenmotiv, passend zu den hellblauen Vorhängen. Hinter dem Präsidenten stand eine prunkvolle Tischlampe, etwas weiter seitlich ein riesiger Ölradiator. Ganz offensichtlich hatten es die Russen Roosevelt behaglich machen wollen, aber insgesamt wirkte es doch, als hätte sich Stalin persönlich als Innenarchitekt betätigt.

Reilly kam herein und schloss die Tür hinter sich.

»Marshall und Arnold?«, fragte Roosevelt.

»Nein, Sir«, sagte Reilly.

»Churchill?«

Reilly schüttelte den Kopf.

»Mist«, sagte Roosevelt. »Mist! … Auf wen warten wir dann?«

»Admiral Leahy, Sir.«

Roosevelt erblickte Bohlen und mich und bedeutete uns, Platz zu nehmen.

Ich sah, dass Hopkins die Beketowka-Akte auf dem Schoß hatte. Er tätschelte sie. »Hochexplosiv, das Ding hier«, sagte er, während Roosevelt auf die Generäle Marshall und Arnold schimpfte.

»Aber Sie werden sicher verstehen, dass wir darauf nicht reagieren können.«

Ich nickte. In Wahrheit hatte ich das kommen sehen.

»Nicht jetzt. Aus demselben Grund, aus dem wir auch wegen des Katyn-Massakers nichts unternehmen konnten.«

Und er gab mir die Akte zurück.

Die Tür ging wieder auf. Herein trat Leahy, dicht gefolgt von Agent Pawlikowski, der zwischen mir und der Tür Wachposten bezog. Links hatte ich den Präsidenten im Blick. Und zu meiner Rechten stand jetzt, nicht minder gut in meinem Gesichtsfeld postiert, Pawlikowski. Und plötzlich fiel mir auf, dass einer der Knöpfe an seinem Jackett anders aussah als die anderen beiden.

Ich sah fort, um keinen Verdacht zu erregen. Als ich wieder hinsah, war es mir zweifelsfrei klar: Der eine Knopf war schlicht schwarz, während die anderen beiden aus Perlmutt waren und schimmerten. Es fehlte also ein Originalknopf. Aber war es wirklich der, den ich auf Elenas Schlafzimmerboden gefunden hatte?

»Danke, dass Sie gekommen sind, Bill«, sagte Roosevelt zu Leahy. »Tja, sieht so aus, als wären wir jetzt vollzählig.«

»Ja, Sir, sieht so aus«, sagte Leahy.

»Keine Anmeldungen in letzter Minute?«

»Nein, Sir«, sagte Leahy. »Was ist mit Winston?«

Roosevelt schüttelte verbittert den Kopf.

»Sturer alter Bock«, sagte Leahy.

»Der Teufel soll ihn holen«, sagte Hopkins. »Hierfür brauchen wir ihn nicht. Ja, wahrscheinlich ist es sogar besser, dass er nicht dabei ist. Außerdem, irgendwann schwenkt er schon noch ein. Sie werden schon sehen. Er hat ja keine andere Wahl, als mitzumachen. Jede andere Position wäre unhaltbar.«

»Hoffentlich haben Sie Recht«, sagte Roosevelt.

Es folgten ein paar Sekunden Schweigen, die ich nutzte, um noch einen Blick auf Pawlikowski zu werfen. Hier in Teheran war es viel kühler als in Kairo, aber der Secret-Service-Agent schwitzte offenbar dennoch. Er wischte sich mehrfach mit dem Taschentuch die Stirn, und als er dazu den Arm hob, sah ich die 45er Automatik im Schulterholster unter seinem Jackett. Dann bemerkte er, dass ich ihn ansah.

»Kann ich vielleicht eine Zigarette von Ihnen schnorren?«, fragte ich ihn. »Ich habe meine in Amirabad vergessen.«

Pawlikowski griff wortlos in die Jackettasche und förderte ein Päckchen Kool zutage. Er klopfte mir eine heraus und gab mir Feuer.

»Danke.« Ich war mir ziemlich sicher, dass Pawlikowski der Mann war, den ich suchte. Und war ein Polnisch-Amerikaner nicht der perfekte Stalin-Mörder? Doch während ich im Geiste Pawlikowski im Funkraum von Elenas Villa beobachtete, hörte ich Roosevelt das Wort an mich richten.

»Da Churchill und zwei meiner Generalstabsmitglieder schmollend in ihren Zelten hocken, kann ich es mir nicht leisten, noch mehr Mitglieder meines Verhandlungsteams zu verlieren. Schon gar nicht Sie beide. Sie sind meine Ohren und meine Stimme. Ohne Sie beide wäre das Ganze schon vorbei, noch ehe es begonnen hat. Deshalb möchte ich von Ihnen beiden das persönliche Versprechen, dass Sie mich nicht sitzen lassen, was auch immer passiert. Ich möchte Ihr Wort, dass Sie dabeibleiben

werden, so widerwärtig Ihnen Ihre Übersetzerpflichten auch erscheinen mögen. Vor allem Sie, Willard, denn das, was heute passieren wird, lastet vor allem auf Ihren Schultern. Und ich muss mich noch einmal dafür entschuldigen, dass ich Sie beide so lange über meine Absichten im Dunkeln gelassen habe. Aber ich will Ihnen eines sagen: Wenn heute Vormittag alles glatt geht, bin ich überzeugt, dass die Welt es uns danken wird. Wenn wir es jedoch vermasseln, wird es das schmutzigste Geheimnis in der gesamten Geschichte dieses Krieges sein. Ja, vielleicht sogar das schmutzigste Geheimnis aller Zeiten.«

»Ich werde Sie nicht im Stich lassen, Mr. President«, sagte ich, obwohl ich immer noch keinen Schimmer hatte, worum es eigentlich ging. »Mein Wort darauf.«

»Meins auch«, sagte Bohlen.

Roosevelt nickte und schwenkte seinen Rollstuhl energisch in Richtung Tür. »Gut. Packen wir es an.«

Pawlikowski sprang eilfertig hinzu, um seinem Boss die Tür zu öffnen. Doch statt zum Hauptportal der Botschaft rollte Roosevelt zum anderen Ende des Flurs, wo Mike Reilly bereits eine schwere Stahltür aufwuchtete. Ich folgte der kleinen Delegation durch die Stahltür und einen langen, abfallenden Gang hinab. Es wirkte, als verschwänden wir in einem Luftschutzbunker.

Pawlikowski setzte sich an meine Seite. Ich erwog schon, ihm – und sei es nur abschreckungshalber – zu sagen, dass ich ihm auf der Spur sei, doch plötzlich eilte er voraus, um eine weitere Tür zu öffnen. Dahinter lag ein weiterer Gang, fast fünfzig Meter lang, gut beleuchtet und offenbar ganz neu instand gesetzt.

Wir kamen an eine dritte Tür. Hier wachten zwei NKWD-Leute, die, als sie den Präsidenten sahen, so zackig strammstanden, dass die Hacken ihrer Stiefel knallten. Dann drehte sich einer der beiden um und klopfte dreimal an die Tür.

Sie schwang langsam auf. Pawlikowski und Reilly führten unseren kleinen Trupp in den riesigen Raum dahinter.

Der war so groß wie ein Tennisplatz und fensterlos, aber dafür brannte über dem runden, mit grünem Stoff überzogenen Tisch, der problemlos König Artus' Tafelrunde Platz geboten hätte, eine gigantische Messinglampe.

Den Tisch umgaben zwei Sitzreihen, innen fünfzehn prunkvolle Mahagonistühle, bezogen mit Seide in persischem Dekor, und außen zwölf kleinere Stühle, auf denen jeweils ein Notizblock und ein Stift lagen. Im Raum selbst wachten zehn NKWD-Leute, die in gleichmäßigen Abständen an der mit Teppichen behängten Wand standen, so stoisch und reglos wie Ritterrüstungen. Roosevelts Secret-Service-Agenten postierten sich zwischen den NKWD-Leuten, ebenfalls an der Wand.

Sechzig Sekunden später nahm ich das alles gar nicht mehr wahr. Sechzig Sekunden später sah ich weder Stalin noch Molotow, seinen Außenkommissar, noch Berija oder Woroschilow, den Feldmarschall der Roten Armee. Sechzig Sekunden später starrte ich nur mit offenem Mund auf den Mann, der durch eine gegenüberliegende Tür trat. Ich hätte es nicht gemerkt, wenn Betty Grable sich mir auf den Schoß gesetzt und bis auf die Knöchelriemchenpumps entkleidet hätte.

In jeder anderen Situation hätte ich es für einen Scherz gehalten. Nur dass der Mann jetzt mit ausgestreckter Hand auf Roosevelt zukam und dabei lächelte, als freute es ihn wirklich, den Präsidenten eines Landes zu treffen, dem er persönlich den Krieg erklärt hatte.

Der Mann war Hitler.

8.30 UHR

»Großer Gott«, murmelte ich.

»Reißen Sie sich zusammen«, flüsterte Roosevelt und schüttelte dann die ihm dargebotene Hand. Fast schon automatisch begann ich Hitlers erste Worte zu übersetzen. Jetzt war mir alles klar: Warum Harry Hopkins und Donovan so sicher gewesen waren, dass die Deutschen keinen Anschlag auf die Großen Drei planten, beispielsweise, und warum Churchill und vermutlich auch Marshall und Arnold »schmollend in ihren Zelten hockten«.

Nicht zuletzt verstand ich jetzt auch, warum Roosevelt mich überhaupt mitgenommen hatte: Natürlich brauchte er jemanden, der fließend Deutsch sprach und sich bereits als das erwiesen hatte, was der Präsident einen »Realpolitiker« nannte. Jemanden, der bereit war, um eines höheren Zwecks willen den Mund zu halten. Und auch dieser »höhere Zweck« war jetzt nur allzu offenkundig: Roosevelt und Stalin wollten mit Hitler Friedensverhandlungen führen.

»Der britische Premierminister ist nicht hier«, sagte Hitler, dessen Stimme viel weicher war, als ich es aus den deutschen Rundfunkansprachen gewohnt war. »Habe ich davon auszugehen, dass er nicht teilnehmen wird?«

»Ich fürchte, ja«, sagte Roosevelt. »Für den Moment jedenfalls.«

»Schade«, sagte Hitler. »Ich hätte ihn gern kennen gelernt.«

»Dazu wird vielleicht noch Gelegenheit sein, Herr Hitler«, sagte Roosevelt. »Hoffen wir es zumindest.«

Hitler sah sich um, während sein Dolmetscher hinter ihm auftauchte, um ihm zu übersetzen, was der Präsident gesagt hatte. Das war für mich die Gelegenheit, mich auch noch einmal kurz umzublicken und zu sehen, wie Molotow Ribbentrop die Hand schüttelte, Stalin über Bohlen mit Harry Hopkins sprach und Himmler, umgeben von diversen SS-Leuten in Zivil, so breit lächelte, als entzückte ihn der relativ freundliche Beginn des Ganzen wirklich.

»Ihr Mr. Cordell Hull hat mich gebeten, Ihnen auszurichten, dass es ihm soweit gut geht«, sagte Hitler. »Und dass er gut betreut wird. Und ebenso der russische Außenhandelskommissar, Herr Mikojan.«

Ich übersetzte. Als Roosevelt mein Stirnrunzeln sah, war er so freundlich, mir eine kurze Erklärung zu den Worten des Führers zu geben. »Cordell Hull ist in Berlin«, sagte er. »Als Unterpfand für die sichere Heimkehr des Führers.«

Plötzlich ergab alles einen Sinn – auch die Tatsache, dass der Außenminister nicht zu der Konferenz geladen worden war.

Hitler ging zu Stalin, der ein Stück kleiner war als er und etwas von einem kleinen, dicken Bären hatte. Alle Fotos, die ich von Stalin gesehen hatte, hatten den Eindruck eines wesentlich größeren Mannes erweckt. Sie mussten wohl von schräg unten aufgenommen worden sein. Als Stalin sich eine Zigarette anzündete, bemerkte ich, dass sein linker Arm lahm und leicht verkrüppelt war, genau wie bei Kaiser Wilhelm.

»Geht es, Willard?«, fragte Roosevelt und bezog sich dabei wohl vor allem auf meine jüdische Herkunft.

»Ja, Mr. President, kein Problem.«

Himmler ergriff die Gelegenheit, kam straff heranmarschiert, neigte, noch immer lächelnd, kurz den Kopf, entspannte sich dann etwas und reichte dem Präsidenten die Hand. Er trug einen Anzug, ein Seidenhemd mit Seidenschlips und ein Paar schmucke goldene Manschettenknöpfe, die im grellen Licht des Raums wie Alarmlämpchen blinkten.

»Ich nehme an, Sie sind der Hauptarchitekt dieses Treffens«, sagte Roosevelt.

»Ich habe lediglich versucht, allen Parteien den Sinn dessen, was heute Vormittag hier unternommen werden soll, vor Augen zu führen«, sagte der Reichsführer-SS geschwollen und behielt dabei Hitler im Auge. »Und ich bin der aufrichtigen

Überzeugung, dass dieser Krieg noch vor Weihnachten beendet werden kann.«

»Hoffen wir's«, sagte Roosevelt. »Hoffen wir's.«

Die Vertreter Russlands, der Vereinigten Staaten und des Deutschen Reiches sowie ihre Berater setzten sich um den großen, grünen Tisch herum. Stalin als dem Gastgeber fiel es zu, die Sitzung zu eröffnen. Da Bohlen übersetzte, konnte ich erst einmal tief durchatmen und darüber nachdenken, was hier eigentlich gerade geschah. Dass die Russen Hitlers Ankunft in Teheran geheim zu halten vermocht hatten, war fast so erstaunlich wie die Tatsache, dass Hitler überhaupt gekommen war. Und ich war bereits zu dem Schluss gelangt, dass selbst ein mögliches Scheitern dieser Gespräche Roosevelt kaum etwas anhaben konnte, da kein Mensch für möglich halten würde, dass sie jemals stattgefunden hatten.

Von den beiden Diktatoren am Tisch schien Stalin der abschreckendere, nicht nur, weil ich kein Russisch konnte. Er hatte ein kaltes, undurchdringliches, fast schon leichenhaftes Gesicht, und wenn seine gelblichen Augen in meine Richtung huschten und er beim Lächeln seine kaputten, nikotinverfärbten Zähne entblößte, dann konnte man in ihm nur allzu leicht eine moderne Ausgabe Iwans des Schrecklichen erkennen, einen Tyrannen, der, ohne mit der Wimper zu zucken, Männer, Frauen und Kinder in den Tod schickte. Gleichzeitig schien er jedoch einen schärferen Verstand zu haben als Hitler. Er sprach frei und wohl formuliert.

»Wir sitzen hier erstmals an diesem Tisch, nur das eine Ziel vor Augen«, sagte er, »die Beendigung dieses Krieges. Ich bin der aufrichtigen Überzeugung, dass wir bei dieser Konferenz alles tun werden, um im Rahmen unserer Zusammenarbeit gebührenden Gebrauch von der Macht und Autorität zu machen, die uns unsere Völker verliehen haben.«

Stalin nickte Roosevelt zu, der den Kneifer abnahm und in der Hand behielt, während er sprach. »Ich möchte Herrn Hitler in diesem Kreis willkommen heißen«, sagte er. »Bei den bisherigen Treffen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten war es unsere Gewohnheit, nichts Schriftliches an die Öffentlichkeit zu geben, sondern sehr frei und offen auszusprechen, was wir denken. Und ich möchte auch jetzt jeden von uns eindringlich dazu auffordern, so frei und offen zu sprechen, wie er dies auf Grund des aufrichtigen guten Willens, den wir durch unsere Anwesenheit in diesem Raum bereits bekundet haben, zu tun wünscht. Wenn jedoch jemand von uns über ein bestimmtes Thema nicht sprechen möchte, so muss er es natürlich nicht tun.« Roosevelt lehnte sich im Rollstuhl zurück und wartete, dass Ribbentrop, der hervorragend Englisch sprach, zu Ende übersetzte.

Hitler nickte und verschränkte die Arme. Er schwieg. Nur Stalin, der seine Pfeife mit Tabak aus aufgerissenen russischen Belomor-Zigaretten stopfte, schien von diesem Schweigen gänzlich unbeeindruckt. Als Hitler dann sprach, begriff ich nicht ohne eine gewisse Belustigung, dass der Führer zuerst noch sein Pez-Pfefferminz fertig zu lutschen versucht hatte.

»Danke, Marschall Stalin, danke, Herr Präsident. Ich hätte mich auch gern bei Mr. Churchill bedankt. Es ist jedoch meine Überzeugung, dass die drei hier vertretenen Länder die größte Konzentration weltlicher Macht darstellen in der Geschichte der Menschheit, und daher bin ich der Meinung, dass auch wir drei allein diesen Krieg abzukürzen vermögen und dass der Friede in unser aller Hand liegt. Die Vorsehung bevorzugt Menschen, welche die Gelegenheiten zu nutzen verstehen, die ihnen das Schicksal gibt. Dies ist eine solche Gelegenheit, und jenen, die uns vielleicht vorwerfen, dass wir sie nutzen, will ich sagen, dass die abstrakten Vorstellungen, was richtig oder falsch ist im Krieg oder im Frieden, wenig zu tun haben mit der politischen Realität. Moral hat keinen Platz am Verhandlungstische, und die

einzigen Wahrheiten, die wir anzuerkennen haben, sind die des Pragmatismus und der Zweckdienlichkeit.«

Roosevelt strahlte wie ein wohlwollender Onkel und nickte zufrieden, als Hitler fortfuhr.

»Und jetzt lassen Sie mich auf das Thema kommen, das unser aller Aufmerksamkeit beansprucht: die zweite Front. Ich werde nicht sagen, ich glaube nicht an die Möglichkeit einer zweiten Front, denn das würde ja den gesamten Zweck meines Hierseins gefährden. Ich will also nur sagen, dass deutsche militärische Genauigkeit und Gründlichkeit bereits jetzt Gewähr geben dafür, dass wir auf eine solche Möglichkeit bestens vorbereitet sind. Es war und ist eine Tatsache, dass der Versuch einer Landung an der Küste Europas jedem vernünftigen Militärstrategen ganz gewaltig zu denken geben würde. Die Gründe, die mich 1940 von der Invasion Englands abgehalten haben, sind dieselben, die jetzt Ihren Generälen schlaflose Nächte bereiten. Die Probleme einer solchen Landung lassen sich gar nicht zu hoch ansetzen, und ein Blutbad wäre unvermeidlich. Meine Generäle schätzen, dass dies mindestens eine Viertelmillion Soldaten das Leben kosten würde – Deutsche und Alliierte zusammengenommen. 1940 habe ich befunden, dass England das Leben so vieler deutscher Soldaten nicht wert ist, und heute frage ich mich, ob Sie befinden werden, dass ein Landekopf in Holland, Belgien oder Frankreich das Leben so vieler britischer und amerikanischer Soldaten wert ist. Marschall Stalin, dessen Verluste jetzt schon heroische Ausmaße haben, wird genauso denken.«

Hitler zuckte die Achseln. »Oh, ich sage nicht, wir könnten den Krieg noch gewinnen. Nach der verlorenen Schlacht von El Alamain im Oktober 42 und, entscheidender noch, der Niederlage der Sechsten Armee bei Stalingrad weiß ich, der Sieg ist jetzt nicht mehr möglich. Wir können diesen Krieg nicht mehr gewinnen. Ja, ich sage das ganz offen – wie Sie, Herr Präsident, uns aufgefordert haben. Ich sage es noch einmal.

Deutschland kann diesen Krieg nicht mehr gewinnen. Aber Deutschland kann es Ihnen immer noch qualvoll schwer machen, ihn Ihrerseits zu gewinnen.«

Roosevelt zündete die Zigarette in seiner Zigarettenspitze an, nahm wieder den Kneifer ab und beugte sich vor, um dazu Stellung zu nehmen. »Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen, Herr Hitler. Also will auch ich ganz offen sein. Das strategische Hauptziel der Alliierten ist nicht eine Landung im Norden Europas, sondern vielmehr die Erzwingung des Abzugs weiterer deutscher Divisionen von der Russlandfront. Dafür stehen uns mehrere Möglichkeiten offen. Ein Vormarsch durch Italien, ein Vorstoß von der nordöstlichen Adria her, eine Operation in der Ägäis, ja, sogar von der Türkei aus. Das alles würde Sie zwingen, einen Teil Ihrer Streitkräfte von der Ostfront abzuziehen. Doch all dessen ungeachtet, gibt es in Großbritannien und den Vereinigten Staaten viele Menschen, die durchaus befinden würden, dass ein freies und demokratisches Europa den Preis einer Viertelmillion Menschenleben wert ist.«

Hitler strich sich die Haare aus der Stirn und schüttelte langsam den Kopf. »Wir alle wissen, dass der Italienfeldzug nur nütze ist dafür, das Mittelmeer für alliierte Schiffe zu öffnen, aber für die Bezwingung Deutschlands wenig Bedeutung hat. Das wird Ihnen Marschall Stalin auch sagen, sobald ich nicht mehr im Raum bin. Auf die Gefahr hin, pedantisch zu klingen, Herr Präsident, muss ich Sie erinnern an ein Stück deutsche Geschichte, das Marschall Stalin zweifellos bekannt ist. Im Jahr 1799 musste Marschall Suworow einsehen, dass die Alpen ein unüberwindliches Hindernis darstellen für eine Invasion Deutschlands von Italien aus. Und die Türkei? Ja, das könnte vielleicht den Weg öffnen für einen alliierten Vormarsch über den Balkan, aber das ist *sehr* weit weg vom Herzen Deutschlands. Nein, meine Herren, Deutschlands neuralgischer Punkt ist Frankreich, wo Sie und die Briten, wenn wir einmal

ehrlich sind, schon ein ganzes Jahr Zeit für eine Invasion gehabt hätten. Aber mehr noch, in meinen Augen können Sie an eine Landung in Frankreich frühestens im Sommer nächsten Jahres denken. Bis dahin dürften, nach meiner Rechnung, noch eine Million Soldaten der Roten Armee gefallen sein. Ich sage das, aus Respekt vor Marschall Stalin, keineswegs leichthin. Die Verluste, die eine Landung in Europa bedeuten würde, sind geringfügig im Vergleich zu denen, die er bereits erlitten hat. Und noch erleiden wird. Eine Million toter Rotarmisten, das ist das Vierfache dessen, was Sie und Mr. Churchill an Menschenleben zu opfern zögern. Erst wenn Frankreich gesichert ist, ist es militärisch sinnvoll, Ihre Kräfte in Italien zu verstärken. So können Sie dann Südfrankreich sichern und nach der Vereinigung dieser beiden alliierten Armeen den großen Vorstoß nach Deutschland beginnen.« Hitler sprach schnell und obenhin, als könnte er die Optionen der Alliierten jederzeit aus dem Ärmel schütteln. »Aber die Türkei, nein. Es wäre ein Fehler, Ihre Kräfte zu zersplittern, indem sie zwei oder drei Divisionen in die Türkei schicken. Außerdem ist die Türkei immer noch ein neutrales Land. Und wenn ich recht informiert bin, widersetzt sie sich nach wie vor Mr. Churchills Versuchen, sie hineinzuziehen in diesen Krieg. Wie wohl auch der Iran haben die Türken nach Versailles nicht mehr viel Vertrauen in das britische Fairplay.«

Stalin hatte die letzten Minuten damit zugebracht, mit einem dicken Rotstift Wolfsköpfe auf einen Notizblock zu zeichnen. Jetzt hielt er inne und nahm die Pfeife aus dem Mund. »Die Rote Armee«, sagte er ruhig und sah dabei weder Hitler noch Roosevelt an, »hat in diesem Jahr eine Reihe von Erfolgen errungen. Aber das lag vor allem an der schlichten zahlenmäßigen Überlegenheit. Wir haben dreihundertdreißig russische Divisionen gegenüber zweihundertsechzig Divisionen der Achsenmächte. Wenn die deutschen Truppen an der Ostfront bis auf den letzten Mann ausgelöscht sind, werden noch immer

siebzig russische Divisionen übrig sein. Aber das ist Mathematik aus dem Tollhaus. Ich hoffe, es wird nie dazu kommen. Außerdem haben die Deutschen ein paar überraschende Siege errungen. Sicher ist gar nichts, außer dass wir genau wie die Deutschen glauben, dass die Briten und Amerikaner am meisten ausrichten könnten, wenn sie in Frankreich angreifen. Aus unserer Sicht ist die Einschätzung des Führers, was die Aufgaben der Briten und Amerikaner angeht, völlig richtig. Aber der Führer ist ja gewiss nicht den ganzen weiten Weg bis Teheran gekommen – und ich muss die Gelegenheit nutzen, um dem außerordentlichen persönlichen Mut, den er damit bewiesen hat, Beifall zu zollen –, nur um zu erklären, dass er in den von ihm vereinnahmten Ländern zu bleiben gedenkt. Da ich davon ausgehe, dass ihm genauso viel daran liegt, diesen Krieg zu beenden, wie uns, frage ich: Wie lauten seine Vorschläge bezüglich der von Deutschland besetzten Gebiete? Insbesondere jener Teile Russlands und der Ukraine, die sich noch immer unter seiner Kontrolle befinden? Aber auch in Bezug auf Ungarn, Rumänien, den Balkan, Griechenland, Polen, die Tschechoslowakei, die Niederlande, Belgien, Frankreich und Italien? Ich würde gern hören, was er als Grundlage für einen Frieden, den Deutschland als ehrenhaft empfinden könnte, vorzuschlagen hat.«

Hitler nickte und holte tief Luft: »Mein Vorschlag ist folgender, Marschall Stalin. Der Rückzug der deutschen Truppen hinter die Grenzen von 1939, im Westen wie im Osten. Damit bliebe Russland die beherrschende Macht in Osteuropa. Durch eine solche Rückzugsvereinbarung – wohlgemerkt, ich benutze nicht das Wort ›Kapitulation‹ – wäre der Krieg in Europa spätestens Weihnachten vorbei, was es Amerika und seinen Verbündeten erlauben würde, sich ganz zu konzentrieren auf die Bezwingung Japans, die Amerika ja gewiss als seine strategische Priorität ansieht. Unter diesen Umständen, Herr Präsident, wäre Ihnen wohl der Wahlsieg im nächsten Jahr

sicher. Denn dann hätten Sie nicht nur zweihundertfünfzigtausend Briten und Amerikaner bewahrt vor dem sicheren Tod an europäischen Landesränden, sondern auch die Juden Ungarns, Italiens, Norwegens, Dänemarks und Frankreichs vor der Liquidierung.«

Roosevelt schien sprachlos.

Hitler lächelte schmallippig. »Ich dachte, wir wollten offen reden«, sagte er. »Aber wenn Sie, Herr Präsident, über dieses Thema nicht sprechen möchten, dann brauchen Sie es natürlich nicht zu tun. Allerdings scheint mir doch, dass das Schicksal von drei Millionen europäischen Juden von großem Belang ist für einen recht stimmgewaltigen Teil Ihrer Wählerschaft.«

»Haben Sie vor, die europäischen Juden als Geiseln zu benutzen?«, fragte Roosevelt schroff und auf Deutsch.

»Herr Präsident«, sagte Hitler. »Ich stehe mit dem Rücken zur Wand. Den Deutschen droht immerhin die totale Vernichtung. Sie haben uns, zumindest öffentlich, nichts anderes gelassen als die bedingungslose Kapitulation. Ich mache Sie lediglich aufmerksam darauf, dass da noch ein Faktor ist, den Sie vielleicht nicht bedacht haben.«

»Wie der Führer sich gewiss erinnern wird«, sagte Roosevelt steif, »war die Verwendung der Formulierung ›bedingungslose Kapitulation‹ immer nur als ein Mittel gedacht, ihn an den Verhandlungstisch zu bringen.«

»Da bin ich ja nun«, sagte Hitler. »Ich verhandle. Und einer der Trümpfe an diesem Spieltisch ist, neben dem Schicksal von zweihundertfünfzigtausend alliierten Soldaten, nun einmal das Schicksal der Juden in Europa. Marschall Stalin hat selbst ein paar ganz ähnliche Trümpfe auf der Hand, zum Beispiel das Schicksal der Don-Kosaken oder jener Weißrussen, die lieber für Deutschland kämpfen wollten als für Sowjetrussland.«

»Wir waren immer für Kapitulationsverhandlungen«, sagte Stalin, »und wir waren immer der Meinung, dass die Äußerung

des Präsidenten bezüglich der bedingungslosen Kapitulation die Deutschen nur zusammenschweißen würde. Aber das Schicksal der europäischen Juden kümmert mich, offen gestanden, nicht im Geringsten.«

»Mich kümmert es sehr wohl«, insistierte Roosevelt. »Und wo wir gerade dabei sind, ich habe da auch noch ein paar Bedingungen. Ich würde mich möglicherweise mit dem Rückzug Deutschlands in die Grenzen von vor 1939 einverstanden erklären, wenn damit auch die Rückkehr zur Verfassung von vor 1933 einherginge. Das heißt, freie und faire Wahlen und der Rückzug des Führers aus der deutschen Politik.«

»Das würde ich vielleicht akzeptieren«, sagte Hitler, »wenn ich das Recht hätte, meinen Nachfolger als Führer meiner Partei zu benennen.«

»Ich wüsste nicht, wie das gehen sollte«, wandte Roosevelt ein.

Jetzt schüttelte Stalin den Kopf. »Ich für mein Teil muss sagen, dass mich das mit den deutschen Wahlen noch weniger kümmert als die europäischen Juden. Ich halte das deutsche Volk für nicht reformierbar und sehe wirklich nicht, dass eine Wahl ausreichen sollte, um den deutschen Militarismus zu zügeln. Soweit ich sehe, gibt es nur eine Bedingung, auf der ich bestehen würde, und das sind deutsche Reparationszahlungen an Russland. Das hätte einen doppelten Effekt. Erstens würde es viel dazu beitragen, das Deutsche Reich davon abzuhalten, jemals wieder einen Krieg zu beginnen. Und zweitens würde es nur das wieder aufzubauen helfen, was der deutsche Aggressionskrieg gegen Russland zerstört hat.« Stalin machte eine wegwerfende Handbewegung in Roosevelts Richtung. »Alles andere interessiert uns wenig, einschließlich der Frage, ob der Führer abtritt oder nicht. Ja, wir hätten wahrscheinlich sogar lieber einen starken Mann in Deutschland als die Anarchie, in der es nach seinem Abtreten zweifellos versinken

würde. Zumindest aber würden wir es vorziehen, wenn er sich nur teilweise zurückzöge, nach Berchtesgaden vielleicht, während Reichsmarschall Göring die täglichen Regierungsgeschäfte übernähme.«

Roosevelt lächelte verkrampft. »Ich wüsste nicht, wie ich einen solchen Deal je dem amerikanischen Volk begreiflich machen sollte«, sagte er.

»Bei allem Respekt, Herr Präsident«, sagte Stalin. »Russland hat doch mehr Erfahrung, was Arrangements mit Deutschland angeht, als die Vereinigten Staaten. Es gibt keinen Grund, davon auszugehen, dass wir jetzt kein Arrangement erzielen könnten. Aber natürlich verstehe ich Ihre Probleme in dieser Hinsicht. Wenn Sie mir den Rat gestatten, wäre es für Sie vielleicht die beste Politik, dem amerikanischen Volk einfach zu erklären, dass da ein fait accompli zwischen Deutschland und der Sowjetunion bestand und Sie wenig anderes tun konnten, als diese Tatsache anzuerkennen und damit umzugehen.«

Stalin war offenbar entschlossen, Frieden zu schließen, wenn auch zum richtigen Preis. Und mir fiel wieder ein, was ich bei dem Streit zwischen Ted Schmidt und John Weitz auf der *Iowa* gedacht hatte: dass es nicht die Deutschen waren, die Stalin am meisten fürchtete, sondern Meutereien in den eigenen Reihen, so wie 1917.

»Ich habe zwei Bedingungen«, sagte Hitler und hob dabei fast schon gebieterisch die Hand. »Die erste ist, dass die Briten den Führerstellvertreter Rudolf Hess nach Deutschland zurückkehren lassen.«

»Ich bin gegen die Herausgabe von Hess«, sagte Stalin. »Die Briten halten Hess zwar nur fest, um vielleicht irgendwann einen separaten Handel mit Deutschland zu schließen. Aber ein noch größerer Affront für uns ist, dass Hess nach England wollte, um die Briten als Verbündeten gegen Russland zu

gewinnen. Das verzeihen wir nicht. Wir sagen, Hess muss im Gefängnis bleiben.«

»Haben denn die Russen nicht selbst versucht, einen Separatfrieden mit Deutschland zu schließen?«, fragte Roosevelt. »Hat Marschall Stalin die Verhandlungen vergessen, die in Stockholm zwischen der sowjetischen Botschafterin, Madame de Kollontay, und dem deutschen Außenminister Joachim von Ribbentrop stattgefunden haben? Es leuchtet mir nicht ein, dass Sie den Briten vorwerfen, was Sie selbst tun.«

»Ich werfe es nicht den Briten vor«, sagte Stalin. »Nur Rudolf Hess. Ich bin nur dagegen, dass er nach Deutschland zurückkehren darf. Aber wo wir gerade beim Thema Separatfrieden sind: Es ist unseren Geheimdiensten nicht entgangen, dass Ihr persönlicher Beauftragter, Commander George Earle, und der deutsche Türkei-Botschafter Franz von Papen ebenfalls eine Reihe von Friedensgesprächen geführt haben.«

Dem folgte längeres Schweigen. Endlich ergriff Hitler das Wort, der jetzt, wie mir schien, ein wenig hämisch lächelte, ganz so, als ob ihm diese offensichtlichen Spannungen zwischen Stalin und Roosevelt Vergnügen bereiteten. »Meine zweite Bedingung«, sagte er, »ist, dass Deutschland keine Reparationen zahlen muss. Alles Eigentum, das aus den besetzten Gebieten nach Deutschland gebracht wurde, wird natürlich zurückgegeben. Aber es scheint uns nur gerecht, dass jeder seine Kosten selbst trägt. Wenn Deutschland Reparationen an Russland leisten würde, dann würde das Tür und Tor öffnen für weitere Forderungen von Großbritannien, Frankreich, Polen und allen übrigen. Wo wäre dann Schluss? Und was würde Russland sagen, wenn es Polen Reparationen zahlen sollte? Oder Italien? Würde es Abessinien entschädigen, wenn es Forderungen an Deutschland stellte? Nein, meine Herren, wir müssen Tabula rasa machen, sonst kann es keinen wirklichen Frieden geben. Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, dass die Rechnung,

die uns in Versailles präsentiert wurde, vom Völkerbund und insbesondere von den Franzosen, Deutschland gar keine andere Wahl ließ, als wieder in den Krieg zu ziehen.«

»Ich für meinen Teil muss sagen«, wiederholte Roosevelt mit Absicht Stalins Formulierung, »dass mich Reparationen noch weniger interessieren als die Herausgabe von Rudolf Hess. Für uns ist das alles nicht von Belang.«

»Weil Sie so wenig verloren haben«, sagte Stalin ein wenig gereizt. »Ich sehe nicht, wie wir je Ihre Kriegsmateriallieferungen bezahlen sollen, wenn Deutschland uns keine Reparationen leistet.«

»Ich finde, der Führer hat da etwas sehr Richtiges gesagt, Marschall Stalin«, erklärte Roosevelt. »Wenn er Ihnen Reparationen zahlt, welche Reparationen zahlen Sie dann den Polen?«

Hitler versuchte, seine Befriedigung zu verbergen. Er schien jetzt ganz darauf bedacht, den Vermittler zwischen Roosevelt und Stalin zu spielen. »Aber ist es denn überhaupt möglich«, fragte er, »eine Vereinbarung zu erzielen ohne die Briten? Habe ich aus deren Abwesenheit zu schließen, dass sie gar nichts akzeptieren werden? Wird Deutschland einen Frieden mit Russland und Amerika aushandeln, nur um sich dann immer noch im Krieg zu befinden mit Großbritannien?«

»Machen Sie sich wegen der Briten keine Sorgen«, sagte Roosevelt. »Von jetzt an entscheiden die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion. Amerika ist gewiss nicht in diesen Krieg eingetreten, um das britische Weltreich wieder herzustellen. Oder auch das französische. Die Vereinigten Staaten zahlen die Rechnung für diesen Krieg, und das gibt uns gewisse Vorrechte. Wenn wir Frieden wollen, dann wird seitens der Westalliierten kein Krieg mehr geführt, das jedenfalls kann ich dem Führer versichern.«

Stalin nahm das mit einem breiten Lächeln auf. Ich befürchtete allmählich, dass sich der Präsident etwas übernommen hatte. Stalin allein war ja als Verhandlungspartner schon schlimm genug, aber er und Hitler waren wie zwei hungrige Wölfe, die von zwei verschiedenen Seiten angriffen. Roosevelts Eingeständnis, dass die Briten bei den bevorstehenden Entscheidungen so gut wie keine Rolle spielen würden – dass Russland und Amerika die beherrschenden Mächte der Nachkriegswelt sein würden –, das war mehr, als Stalin sich je hätte erhoffen können.

10.30 UHR

Himmler war hochzufrieden. Nicht nur, weil er diese geheimen Friedensverhandlungen zustande gebracht hatte, sondern auch mit der Art, wie der Führer die Situation handhabte. Er wirkte plötzlich viel geistesgegenwärtiger und hatte sogar seine beiden schlechten Angewohnheiten unter Kontrolle: das zwanghafte Zupfen an seiner Nackenhaut und das Herumkauen an den Nagelhäuten seiner Daumen und Zeigefinger. Himmler war sich nicht sicher, hielt es aber sogar für möglich, dass Hitler auf seine morgendliche Kokainspritze verzichtet hatte. Das war schon fast wieder der alte Hitler, der Hitler, der 1938 die Franzosen und die Briten nach seiner Pfeife hatte tanzen lassen. Was im Vorfeld noch schwer vorstellbar gewesen war, jetzt aber deutlich zutage trat, waren die Differenzen zwischen den Alliierten: Dass Churchill sich weigerte, mit Hitler zu verhandeln oder ihn auch nur treffen, war ja noch verständlich, dass aber Roosevelt und Stalin sich nicht auf eine gemeinsame Position geeinigt hatten, ehe sie sich mit dem Führer an einen Tisch setzten, verblüffte Himmler. Das hätte er nie zu hoffen gewagt, als sie aus Ostpreußen nach Teheran abgereist waren und es einem Stenographen namens Heinrich Berger überlassen hatten, in der Wolfsschanze Hitler zu verkörpern, während Bormann faktisch

die Kontrolle über das Reich übernahm. Die Russen hatten sich, das musste er zugeben, überaus gastfreundlich gezeigt. Ribbentrop sagte, Molotow und Stalin seien genauso freundlich wie damals, 1939, als er in Russland gewesen war, um den Nichtangriffspakt zuwege zu bringen. Und ihre Sicherheits- und Geheimhaltungsmaßnahmen waren, wie erwartet, ausgezeichnet. Niemand verstand sich besser auf Geheimhaltung und auf die Manipulation der öffentlichen Wahrnehmung als die Russen. Geheimhaltung war natürlich auch der Grund gewesen, weshalb Stalin auf Teheran als Konferenzort bestanden hatte. Diese Friedensgespräche hätten sich nirgendwo anders arrangieren lassen, außer vielleicht in Russland selbst. Man brauchte sich ja nur anzusehen, wie es bei den Gesprächen der Alliierten in Kairo um die Geheimhaltung gestanden hatte, dachte Himmler. Dennoch war es seine Idee gewesen, Schellenbergs Unternehmen Großer Sprung zu benutzen, um den Russen den guten Willen der Deutschen zu beweisen. Diese Männer dem NKWD preiszugeben, war zwar bedauerlich gewesen, aber dann doch durch die Erkenntnis erleichtert worden, dass das Kommando zum größten Teil gar nicht aus Deutschen bestand, sondern aus ukrainischen Freiwilligen. Diese Leute kümmerten Himmler nicht, also hatte er sie ohne Skrupel an das NKWD verraten können. Und die Handvoll eigenmächtiger deutscher Offiziere und Unteroffiziere würde, Schellenberg auf dem Gewissen haben, nicht er.

Natürlich hatte die herzliche Aufnahme durch die Russen viel mit den zehn Millionen Dollar in Gold zu tun, die heimlich von deutschen Bankkonten in der Schweiz auf die der Russen transferiert worden waren. Wie Recht der Führer doch gehabt hatte: Russland war geradezu der Inbegriff eines kapitalistischen Staates, mit einem Mann an der Spitze, der alles tun, jedes Opfer bringen und sich in jeder Weise korrumpieren lassen würde, nur um seiner fixen Idee willen. Und ungeachtet dessen, was Hitler vor Roosevelt gesagt hatte, war er längst darauf eingestellt,

Stalin einen »Bonus« von fünfzig Millionen Dollar zu zahlen, wenn es in Teheran zu einem Friedenskompromiss kam. Das war nur ein Trinkgeld, gemessen an dem, was Deutschland an Gold auf Schweizer Bankkonten liegen hatte.

»Letzten Endes«, hatte Hitler Himmler bei ihren Vorbereitungsgesprächen in der Wolfsschanze erklärt, »ist Stalin nichts als ein Plutokrat, der auf die nächste Gelegenheit zum Absahnen wartet. Allein deshalb weiß man bei den Russen immer, woran man ist. Sie sind Realisten.«

Realisten? Ja, dachte Himmler, bei den Russen wusste man immer, woran man war. Für Geld würden sie alles tun. Aber er würde auf gar keinen Fall zulassen, dass Göring die Macht übernahm, wie es Stalin vorgeschlagen hatte. Den Reichsmarschall hasste Himmler fast so sehr wie Bormann, und er hatte nicht seinen Hals riskiert und den Führer überredet, persönlich an dieser Konferenz teilzunehmen, nur damit er jetzt zusehen musste, wie das fette Schwein Deutschland übernahm.

In manchem, dachte er, waren die Briten genau wie die Russen. So berechenbar. Vor allem Churchill. Höchstwahrscheinlich hatte der britische Premierminister Angst, sobald ein Frieden mit Deutschland unterzeichnet wäre, würde das großzügige Angebot, das Hess Großbritannien 1940 gemacht hatte – Frieden ohne jegliche Bedingungen –, öffentlich werden, und es käme zu einem Aufschrei der Presse. Hätte der Führer großmütiger sein können? Kein Wunder, dass Churchill nicht an den Verhandlungstisch gekommen war. Sobald der Krieg vorbei war, würde Churchill sicher aus dem Amt gejagt werden.

Mangelnden Realismus konnte man den Amerikanern zwar nicht vorwerfen, aber im Gegensatz zu den Russen ließen sie sich nicht mit Geld bestechen. Aber sie waren, wie der Führer gesagt hatte, bei ihrer eigenen Paranoia zu packen. »Sie fürchten den Bolschewismus mehr als uns«, hatte er Himmler in der Wolfsschanze erklärt. »Die größte Tat der Roten Armee war

nicht, dass sie die deutsche Wehrmacht besiegt, sondern dass sie damit die Amerikaner eingeschüchtert hat. Das müssen wir nutzen. Wenn sich die Amerikaner nicht bestechen lassen, müssen wir sie erpressen. Sie wissen natürlich von der Geheimwaffe, die wir in Peenemünde entwickelt haben. Warum hätten sie sonst im August mit der gesamten Bomberflotte einen Angriff fliegen sollen auf dieses Gebiet? Es wird Raffinesse erfordern, Himmler, denn ohne den Amerikanern genau zu sagen, was wir haben, müssen wir ihnen zu verstehen geben, dass wir, wenn Deutschland gezwungen sein sollte, einen Separatfrieden mit Russland zu schließen, nicht umhin könnten, den Russen unsere neuen Waffen zukommen zu lassen anstelle von Reparationen. Das werden die Amerikaner natürlich fürchten, denn bereits jetzt ist klar, dass es ihnen mehr um die Gestalt Europas nach dem Kriege geht als um die Besiegung Deutschlands.

Dieser Vergeltungswaffenfilm, den die Leute von Fieseler gemacht haben – davon müssen die Amerikaner eine Kopie zu sehen bekommen. Und für den Fall, dass sie es dann immer noch nicht glauben, werden wir uns darauf vorbereiten, am 28. November, dem Tag der Konferenz, eine solche Waffe abzuschießen auf England. Natürlich nicht von der neuen Erprobungsstelle aus, sondern von Peenemünde. Das sollte ihnen klar machen, dass wir es ernst meinen. Aber schießen Sie die Rakete nicht auf London. Nein, nehmen Sie einen amerikanischen Luftwaffenstützpunkt. Den von Shipham bei Norwich vielleicht. Der ist groß. Eine V1 dort könnte eine ziemlich ernüchternde Wirkung haben, Himmler.«

Die V1 war zwar noch am selben Tag auf einer Abschussrampe in Peenemünde installiert, aber nie abgefeuert worden. Letztlich war das doch nicht nötig erschienen. Der amerikanische Militärgeheimdienst, inzwischen im Besitz von Filmmaterial über einen erfolgreichen V1-Testflug und einer Liste deutscher Raketenwissenschaftler, hatte Roosevelt klar

gemacht, dass die deutschen Raketengeheimnisse nach dem Krieg unbedingt in amerikanische und nicht in russische Hände fallen mussten. Der Präsident war also insgeheim längst bewogen worden, nicht auf deutschen Reparationszahlungen zu bestehen und auch von seiner Forderung nach freien und fairen Wahlen abzurücken.

Da die Amerikaner wie auch die Russen längst einen privaten Handel zu ihrem Vorteil geschlossen zu haben glaubten, sah Himmler, wenn keine Katastrophe passierte – Hitler einen jener Jähzornsanfälle bekam, die nun einmal in seinem Wesen lagen, oder Churchill Roosevelt doch noch dazu brachte, die Gespräche mit Hitler abzubrechen –, keinen Grund, warum die Verhandlungen scheitern sollten. Wenn es in Teheran zu einer Friedensvereinbarung kam, dann, da war sich Himmler sicher, würde er wegen seines Anteils an diesem diplomatischen Triumph einen glanzvolleren Platz in der deutschen Geschichte einnehmen als Bismarck.

11.00 UHR

Ich trank in kleinen Schlucken mein Wasser und versuchte, den Harndrang zu ignorieren.

Die Diskussion war jetzt auf Frankreich gekommen, ein Thema, das Hitler nicht ernsthaft zu erörtern bereit war. In keinem Fall hätten die Franzosen doch wohl ein Recht auf die Wiederherstellung ihres Kolonialreichs, argumentierte er. Und warum Roosevelt und Stalin geneigt sein sollten, Frankreich anders zu behandeln denn als Feind, wo doch die jetzige Regierung, außer dem Namen nach, in allem nationalsozialistisch sei und Deutschland aktiv unterstütze?

»Frankreich ist ja wohl kaum ein besetztes Land«, sagte Hitler.

»Im ganzen Land stehen keine fünfzigtausend deutschen Soldaten. Das ist weniger eine Besatzungsarmee als eine

Hilfspolizei, die den Willen der Vichy-Regierung umzusetzen hilft. Wissen Sie, was mich am meisten verblüfft an den Franzosen? Sie waren so eifrig bestrebt, sich auf jeden Stuhl zu setzen, dass sie sich neben alle Stühle gesetzt haben. Sie kämpfen für die freie Meinungsäußerung, und doch ist Frankreich das antisemitischste Land in Europa. Sie weigern sich, ihre Kolonien herzugeben, und erwarten, dass Russland und Amerika, zwei Nationen, die selbst das Joch des Imperialismus abgeschüttelt haben, ihnen helfen, sie wiederzuerlangen. Und was bieten sie dafür? Ein paar Flaschen guten Wein, ein bisschen Käse und vielleicht das Lächeln eines hübschen Mädchens?«

Stalin grinste. »Ich neige da zu Herrn Hitlers Meinung«, sagte er. »Ich sehe keinen vernünftigen Grund, warum Frankreich bei offiziellen Friedensverhandlungen mit Deutschland irgendeine Rolle eingeräumt werden sollte. Ich stimme ganz mit dem überein, was der Führer vorhin sagte. In meinen Augen hätte es gar keinen neuen Krieg gegeben, wenn Frankreich nicht darauf bestanden hätte, Deutschland für den vorigen zu bestrafen. Außerdem ist die gesamte herrschende Klasse Frankreichs bis ins Mark verrottet.«

Ich wünschte, Stalin würde noch weiterreden, denn für mich bedeutete das eine kleine Ruhepause. Roosevelt war leicht zu übersetzen, denn er teilte seine Rede in kleine Portionen auf, was eine gewisse Rücksicht auf seine Dolmetscher zeigte. Hitler hingegen ließ sich von seiner eigenen Eloquenz viel zu sehr hinreißen, um groß auf Ribbentrop zu achten, der doch einige Mühe hatte, die Worte zu finden, die Hitlers Gedanken auf Englisch wiedergaben. Ich hatte mich sogar genötigt gesehen, helfend einzuspringen. Und schließlich hatte Ribbentrop, sichtlich erschöpft, ganz aufgegeben und die gesamte Übersetzerei zwischen Hitler und Roosevelt mir überlassen.

Roosevelt hatte seit Beginn der Verhandlungen Kette geraucht und bekam jetzt einen plötzlichen Hustenanfall. Er langte nach

der Wasserkaraffe, die vor ihm stand, stieß sie aber versehentlich, um. Bohlen und ich hatten unser gesamtes Wasser bereits getrunken, und als Hitler Roosevelts missliche Lage erkannte, goss er ein Glas aus seiner eigenen Karaffe voll, stand rasch auf und brachte es dem immer noch hustenden Roosevelt um den Tisch herum. Stalin tat dasselbe von der anderen Seite, war aber langsamer.

Der Präsident nahm das Glas von Hitler entgegen, doch als er es an die Lippen setzen wollte, stürzte Agent Pawlikowski vor und schlug es ihm aus der Hand. Ein paar Spritzer Wasser trafen mich, aber das meiste ergoss sich auf Roosevelts Hemd.

Im ersten Moment dachten alle, der Secret-Service-Agent sei übergeschnappt. Dann sprach Ribbentrop aus, was inzwischen jedem im Raum dämmerte. Er hob Hitlers Karaffe hoch, schnupperte argwöhnisch daran und sagte in seinem kanadisch gefärbten Englisch: »Stimmt etwas nicht mit diesem Wasser?« Er sah zuerst Stalin an, dann Molotow und schließlich Stalins Leibwächter Wlasik und Poskrebyschew, die beide nervös grinsten. Einer von ihnen sagte etwas auf Russisch, was Pawlow, der sowjetische Dolmetscher, schleunigst übersetzte.

»Das Wasser ist tadellos. Es wurde frisch aus der britischen Botschaft geholt. Heute früh.«

Roosevelt hatte sich in seinem Rollstuhl umgedreht und sah Pawlikowski entsetzt an. »Was zum Teufel soll das, John?«

»John«, sagte Reilly ruhig. »Ich glaube, Sie sollten sofort den Raum verlassen.«

Pawlikowski zitterte wie Espenlaub. Da ich direkt vor ihm saß, sah ich, dass sein Hemd beinahe so nass war wie das von Roosevelt, allerdings von Schweiß. Der Secret-Service-Agent seufzte und sah Roosevelt fast schon bedauernd an. Im nächsten Moment zog er seine Waffe und zielte auf Hitler.

»Nein!«, rief ich, sprang auf und drückte Pawlikowskis Arm samt Pistole empor, sodass der Schuss, als er sich löste, in die Decke ging.

Während ich Pawlikowski auf den Tisch niederrang, sah ich aus dem Augenwinkel, wie Stalins Leibwächter das russische Staatsoberhaupt zu Boden rissen und andere Wachen in Deckung hechteten. Pawlikowski gab einen zweiten Schuss ab. Ein dritter folgte. Dann erschlaffte Pawlikowski und glitt zu Boden. Ich richtete mich auf und sah Mike Reilly über dem hingestreckten Agenten stehen, einen rauchenden Revolver in der Hand. Als er erkannte, dass sein Kollege nicht tot war, trat er ihm die Automatik aus der Hand.

»Einen Krankenwagen«, rief er. Dann sah er, dass Hitlers und Stalins Leibwächter ebenfalls die Waffen gezogen hatten und jetzt auf ihn zielten, für den Fall, dass er sich ebenfalls bemüßigt fühlen sollte, auf einen der beiden Diktatoren zu schießen. Vorsichtig steckte Reilly die Waffe weg. »Ganz ruhig«, sagte er. »Es ist vorbei.«

Gelassen hob Reilly Pawlikowskis Automatik auf, sicherte sie, warf das Magazin aus und legte beides auf den Konferenztisch.

Allmählich kehrte im Raum wieder Ordnung ein. Kriminaldirektor Högl, der für Hitlers persönlichen Schutz zuständig war, steckte als Erster die Waffe wieder weg. Wlasik tat es ihm nach. Pawlikowski, der aus einer Rückenwunde stark blutete, wurde von den Agenten Qualter und Rauff eilig hinaustransportiert.

Ich setzte mich auf meinen Stuhl und starrte auf das Blut an meinem Ärmel. Erst nach ein paar Sekunden merkte ich, dass jemand direkt vor mir stand. Ich hob den Blick, von den blank geputzten schwarzen Schuhen über die dunkle Hose, den schlichten, braunen Uniformrock und das weiße Hemd mit Krawatte bis zu Hitlers wasserblauen Augen. Instinktiv stand ich auf.

»Junger Mann«, sagte Hitler, »ich verdanke Ihnen mein Leben.« Und noch ehe ich etwas sagen konnte, schüttelte er mir mit einem breiten Lächeln die Hand. »Ohne Ihr entschlossenes Eingreifen hätte mich dieser Mann sicher erschossen.« Dabei wippte der Führer leicht auf den Zehenspitzen, wie jemand, für den das Leben plötzlich neue Würze hat. »Ja, Sie haben mir das Leben gerettet. Und aus der Sache mit dem Wasserglas muss ich wohl schließen, dass dieser Mann zuvor bereits versucht hat, mich zu vergiften. Was sagen Sie, Herr Präsident?«

Roosevelt nickte. »Ich bitte vielmals um Verzeihung, Herr Hitler«, sagte er, jetzt wieder auf Deutsch. »Allem Anschein nach haben Sie Recht. Dieser Mann wollte Sie töten. Was mich zutiefst, beschämt.«

Stalin war ebenfalls bereits dabei, sich in seiner Eigenschaft als Gastgeber zu entschuldigen.

»Lassen Sie es gut sein, meine Herren«, sagte Hitler, der immer noch meine Hand festhielt. »Wie heißen Sie?«, fragte er mich.

»Mayer, Herr Reichskanzler. Willard Mayer.«

Und während Hitler noch meine Hand umfasst hielt, überkam mich plötzlich die Erkenntnis, was wir beide waren, der Führer und ich: zwei Männer, für die Moral keine reale Bedeutung hatte, für die die humanitären Werte und die Welt der Ideen nicht wirklich von Belang waren. Hier stand die konsequente Erweiterung all dessen, woran ich als logischer Positivist glaubte. Hier stand ein Mann ohne Werte. Und plötzlich erkannte ich den Bankrott all meiner intellektuellen Strebungen, die Bedeutungslosigkeit aller Bedeutungen, die ich zu finden versucht hatte. Das war die Wahrheit Hitlers und des strikten Materialismus: Es hatte alles absolut nichts mit Menschlichkeit zu tun.

»Danke«, sagte Hitler und drückte meine Hand. »Ich danke Ihnen.«

»Schon gut, Herr Reichskanzler«, sagte ich mit einem gezwungenen Lächeln.

Endlich ließ mich der Führer los. Das war für Hopkins das Signal zu erklären, dass dies doch der geeignete Zeitpunkt sei, die Verhandlungen für eine Weile zu unterbrechen. »Ich schlage vor«, sagte er, »in der Pause studieren wir die Dokumente, die wir zur Untermauerung unserer jeweiligen Verhandlungsposition erstellt haben. Willard?« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf eine Akte, die auf dem Tisch lag. »Würden Sie das bitte dem Führer übergeben?«

Ich nickte benommen und übergab Hitler die Akte.

Die drei Delegationen begaben sich langsam zu dreien der vier Türen des Raums. Erst jetzt fiel mir auf, dass der Raum darauf angelegt war, dass ihn vier Delegationen durch vier getrennte Eingänge und vermutlich auch von vier getrennten Datschas auf dem Botschaftsgelände aus betreten konnten.

»Moment mal«, sagte Hopkins, als die amerikanische Delegation sich der Tür näherte, durch die sie gekommen war. »Ich habe die amerikanischen Positionspapiere immer noch in der Hand. Was war das, was Sie dem Führer gegeben haben, Willard?«

»Ich weiß nicht. Es muss wohl die Beketowka-Akte gewesen sein«, sagte ich.

»Dann ist ja weiter nichts passiert«, sagte Hopkins. »Die dürfte Hitler ja wohl bekannt sein. Aber ein Glück, dass Sie sie nicht den Russen gegeben haben. Das wäre doch sehr peinlich gewesen.«

12.15 UHR

Himmler war erstaunt, dass die Friedensgespräche offenbar weitergehen würden. Nach dem Attentatsversuch hatte er fest

damit gerechnet, dass der Führer darauf bestehen würde, sofort nach Deutschland zurückzukehren. Und er hätte es ihm nicht mal verübeln können. Aber man wusste eben nie, wie der Führer reagieren würde.

In gewisser Weise lebte Hitler natürlich schon seit Beginn seiner politischen Laufbahn mit der Gefahr von Anschlägen. Bereits 1921 hatte bei einer Saalschlacht jemand – Himmler hatte nie herausbekommen, wer – auf Hitler geschossen. Seither hatte es noch mindestens dreißig Attentatsversuche gegeben, die von der Gestapo erfundenen Verschwörungen nicht mitgerechnet. Allein in einem Zeitraum von zwölf Monaten zwischen den Jahren 1933 und 1934 waren zehn Anschlagsversuche gezählt worden. Wohl jeder hätte gesagt, dass der Führer erstaunliches Glück hatte. Hitler aber schaffte es, sobald sich der Schock und der Zorn gelegt hatten, sein Entrinnen als Wunder zu betrachten. Für ihn war es ein Zeichen göttlicher Intervention. Nach gut dreißig missglückten Attentaten war Himmler schon fast geneigt, ihm Recht zu geben.

Attentatsversuche, die er überlebte, waren das Einzige, was Hitler dazu brachte, mit echter Überzeugung und Inbrunst von Gott zu sprechen. Sie wirkten sich auf seine Rhetorik und auf sein Selbstbild aus. Je mehr Attentatsversuche Hitler überlebte, desto fester war er davon überzeugt, dass ihn Gott ausersehen hatte, Deutschland groß zu machen. Und je überzeugter er selbst davon war, desto leichter konnte er andere davon überzeugen.

Inmitten eines schwierigen Krieges war die hysterische Führerverehrung früher Tage natürlich abgeklungen. Himmler erinnerte sich noch gut an das ebenso überwältigende wie unheimliche Gefühl, als Hitler sich beim Nürnberger Reichparteitag 1934 im offenen Mercedes durch die Stadt hatte fahren lassen. Die Gesichter dieser vielen tausend Frauen, die Hitlers Namen schrien und die Hände nach ihm ausstreckten, um ihn zu berühren, als wäre er der wiederauferstandene Heiland! Himmler hatte Häuser gesehen, in denen es

Führeraltäre gab. Er hatte Schulmädchen getroffen, die sich Hakenkreuze auf die Fingernägel malten. Es gab sogar deutsche Dörfer und Kleinstädte, in denen die Kranken angehalten wurden, ein Führerbild zu berühren, um Heilung zu finden. Was alles Hitler nur in dem Gefühl bestärkte, von Gott auserwählt zu sein. Doch um ihn wirklich euphorisch zu stimmen, bedurfte es eines Attentatsversuchs. Gewöhnlich setzte die volle Wirkung nach ein paar Tagen ein, wenn die Täter ergriffen und aufs Grausamste bestraft worden waren. Diesmal jedoch kehrte Hitler sofort mit strahlendem Gesicht und blitzenden Augen in die Villa auf dem russischen Botschaftsgelände zurück und versicherte Himmler und dem Rest der deutschen Delegation, es bestehe kein Anlass zur Beunruhigung, was den Fortgang der Gespräche betreffe.

»Die Vorsehung verhindert, dass mir irgendetwas geschieht«, erklärte er Himmler und Ribbentrop, »ehe meine Mission erfüllt ist.«

Der Führer zog sich in sein Schlafzimmer zurück, um »ein wenig zu ruhen und diese Positionspapiere der Alliierten zu lesen«.

Hitlers demonstrativer Optimismus beruhigte Himmler so sehr, dass er für sich und Ribbentrop eine Flasche Champagner orderte.

»Erstaunlich, was?«, sagte Himmler und trank dem Reichsaußenminister zu. »Wer außer dem Führer könnte so etwas fertig bringen? Zwei Stunden dazusitzen, ohne einen Tropfen von diesem Wasser zu trinken. Und dann, nachdem er gerade einem Giftanschlag entronnen ist, knapp vor einer Kugel bewahrt zu werden, und das ausgerechnet von einem Juden.« Himmler lachte laut.

»Sind Sie sicher?«, fragte Ribbentrop. »Der Dolmetscher ist Jude?«

»Lassen Sie sich’s gesagt sein, Ribbentrop. Von Juden verstehe ich eine ganze Menge, und ich kann Ihnen versichern, Mayer ist unzweifelhaft ein jüdischer Name. Und außerdem ist da noch diese eindeutige Physiognomie. Das dunkle Haar, die hohen Wangenknochen. Dieser Mann *ist* Jude. Ich habe mich nur noch nicht getraut, es dem Führer zu sagen.«

»Vielleicht weiß er’s ja bereits.«

»Der Attentäter selbst ist wohl allerdings Pole. Oder jedenfalls polnischer Abstammung.«

Ribbentrop zuckte die Achseln. »Vielleicht ist er ja auch Jude.«

»Ja, mag sein. John Pawlikowski.« Himmler dachte kurz nach. »Ist Molotow Jude?«

»Nein«, sagte Ribbentrop, »nur mit einer Jüdin verheiratet.«

Himmler lachte. »Wetten, dass das ganz schön peinlich ist? Stalin ist ja offen antisemitisch. Das hatte ich gar nicht gewusst. Stellen Sie sich vor, ich habe ihn zum Führer sagen hören, die Juden seien ›Spekulanten, Profiteure und Parasiten‹.«

»Ja, ich fand, er und der Führer verstehen sich recht gut. Sie sehen vieles ganz ähnlich. Zum Beispiel hasst auch Stalin, genau wie der Führer, Leute, die zwischen verschiedenen Loyalitäten lavieren. Deshalb hält er Roosevelt auch für schwach. Wegen der mächtigen jüdischen Lobby in Amerika.« Ribbentrop schlürfte sichtlich zufrieden seinen Champagner. »Und noch etwas. Er hält genauso wenig von seinen Generälen wie Hitler.«

»Kein Wunder, wenn man diesen General sieht, den er mitgebracht hat. Haben Sie die Fahne dieses Woroschilow gerochen? Mein Gott, der Mann muss Bier zum Frühstück getrunken haben. Wie hat der es bloß je zum Marschall gebracht?«

»Ich glaube, er war der Einzige, der bei Stalins letzter Säuberung nicht erschossen wurde. Weil er dafür zu mittelmäßig

war. Daher jetzt seine hohe Position in der Roten Armee. Apropos erschießen, ich weiß nicht, ob es Ihnen aufgefallen ist, aber gestern bei dem Abendessen mit Stalin trug jeder der Kellner eine Waffe.«

»NKWD-Leute vermutlich. Berija hat mir erzählt, sie haben davon ein paar tausend hier in der Botschaft und um das Gelände herum. Schellenbergs Kommando hätte nie eine Chance gehabt. Umso besser, dass ich Berija Bescheid gesagt habe.«

»Haben sie sie alle erwischt?«

»Berija sagt, ja. Aber ich bin mir nicht so sicher. Trotzdem, selbst wenn noch ein paar auf freiem Fuß sind, gebe ich ihnen keine große Chance. Nicht in diesem Land. So ein Dreckloch. Gar nicht, wie ich es mir vorgestellt hatte. Soweit ich es mitbekommen habe, ist das Leitungswasser hier kaum weniger tödlich als das Zeug, das in der Karaffe des Führers war.«

»Ich glaube ja, Roosevelt hat noch von diesem Wasser getrunken«, sagte Ribbentrop, »ehe es ihm aus der Hand geschlagen wurde.«

»Er scheint wohlauf.« Himmler zuckte die Achseln. »Ich habe Brandt losgeschickt, sich zu erkundigen, wie es ihm geht – in Zivil natürlich. Aber anscheinend ist Roosevelt gerade einkaufen.«

»Einkaufen?«

»Ja, die Russen haben auf dem Botschaftsgelände einen Laden eingerichtet. Als Annehmlichkeit für alle Delegationsmitglieder, sagen sie, damit wir nicht nach draußen müssen – aber, du liebe Güte, die Preise! Astronomisch, sagt Brandt.«

»Aber was gibt es denn da zu kaufen?«, fragte Ribbentrop lachend.

»Oh, sie haben alles auf Lager, was das amerikanische Touristenherz begehrt. Wasserpfeifen, Teppiche, Holzschalen,

persische Dolche, Silber. Brandt sagt, sie haben sogar einen ganzen Karton mit Seidenteddybären.«

»Vielleicht kauft Roosevelt ja einen Teddy, als Geburtstagsgeschenk für Churchill.« Ribbentrop lachte wieder. »Oder vielleicht ein paar saure Trauben. Churchills Sohn ist ja auch hier. Randolph. Er ist anscheinend ein noch größerer Trunkenbold als sein Vater.«

»Roosevelts Sohn Elliott muss wohl genauso schlimm sein. Anscheinend haben er und Randolph gestern noch bis spät in die Nacht zusammen gesoffen. Es gibt keinen größeren Fluch, als einen großen Mann zum Vater zu haben.«

»Können Sie sich vorstellen, wie Hitlers Sohn geworden wäre?«, fragte Ribbentrop. »Wenn er einen hätte, meine ich. Ein würdiger Sohn eines solchen Mannes zu sein. Unmöglich.«

Himmler lächelte leise: Es gab wohl auf der ganzen Welt nur drei Personen, die wussten, dass Hitler tatsächlich einen Sohn gezeugt hatte, mit einer Jüdin, 1913 in Wien. In *Mein Kampf* hatte Hitler behauptet, er habe die alte Hauptstadt der Donaumonarchie »aus politischen Gründen« verlassen, ja, es gab sogar die Version, dass er aus Wien weggegangen sei, um der Einberufung zum österreichisch-ungarischen Militär zu entgehen und sich stattdessen freiwillig zum Bayerischen Reserveinfanterie-Regiment 16 zu melden. Nur Hitler, Himmler und Julius Streicher kannten die Wahrheit: Dass Hitler eine Liebschaft mit einer österreichischen Prostituierten gehabt hatte, einer Hannah Mendel, die ihm einen Sohn gebar. Niemand, nicht einmal Hitler, wusste, was aus Hannah Mendel und ihrem Sohn geworden war. Nur Himmler war bekannt, dass Hannah Mendel ihren Sohn 1915 ausgesetzt hatte, dass sie 1919 an Syphilis gestorben und ihr Sohn Wolfgang im katholischen Waisenhaus in Linz aufgezogen worden war, dass Wolfgang Mendel sich in Paul Jetzinger umbenannt und als Kellner im Wiener Hotel Sacher gearbeitet hatte, bis er bei Kriegsausbruch zur dritten motorisierten Infanteriedivision gegangen war, und

dass der Obergefreite Jetzinger bei Stalingrad gefallen oder in Gefangenschaft geraten war. Was in Himmlers Augen wohl auch das Beste war.

Große Männer wie Hitler sollten keine Söhne haben, schon gar keine, die Halbjuden waren.

Himmler und Ribbentrop waren bester Laune, als plötzlich die Tür des Salons aufflog und Hitler hereinstürmte. Zornrot im Gesicht, marschierte er auf Himmler zu und wedelte mit einer Akte, vor der Nase des Reichsführers herum.

»Haben Sie das gewusst?«, brüllte er.

Himmler stand auf und schlug die Hacken zusammen. »Was, mein Führer?«

»Das hier ist eine SD-Akte mit der Aufschrift ›Beketowka‹.«

»Beketowka?«, stammelte Himmler und lief rot an, während er überlegte, wie in aller Welt der Führer an diese Akte gekommen sein konnte.

»Wie ich sehe, sagt Ihnen der Name etwas«, blaffte Hitler. »Warum habe ich das hier nie zu sehen bekommen? Warum habe ich es erst von den Amerikanern erhalten müssen?«

»Ich verstehe nicht – die Amerikaner haben Ihnen diese Akte gegeben?«

»Ja. Ja, ja, ja! Aber das spielt keine Rolle, verglichen mit der Tatsache, dass man mir den Inhalt dieser Akte nie gezeigt hat.«

Plötzlich begriff Himmler, was passiert sein musste. Die Beketowka-Akte. Die hatte er ganz vergessen. Die Akte war, wie er befohlen hatte, in Roosevelts Hände gelangt, und die Amerikaner hatten sie irrtümlich Hitler zurückgegeben. Während Himmler noch nach einer Erklärung suchte, versetzte ihm Hitler mit der Akte einen Schlag auf die Schulter und feuerte sie dann auf den Boden.

»Glauben Sie wirklich, ich wäre hierher gekommen, bereit, meine Truppen aus Russland abzuziehen, wenn ich das gewusst hätte?«

Himmler schwieg. Er kannte Hitler gut genug, um zu wissen, dass dies eine rhetorische Frage war. Das war das Ende der Teheraner Gespräche, so viel war klar. So wie Hitler tobte – schlimmer, als Himmler es je erlebt hatte –, war es völlig ausgeschlossen, dass sich der Führer noch mit Leuten an einen Tisch setzen würde, die er für die in der Beketowka-Akte dargestellten Gräuel verantwortlich machte.

»Tausende und Abertausende unserer tapferen Soldaten und Offiziere haben diese russischen Schweine ermordet, unter unfassbaren Umständen, und Sie wollten trotzdem noch, dass ich mich mit denen an einen Tisch setze und Friedensgespräche führe. Wie könnte ich meinen Soldaten in die Augen sehen, wenn ich einen Handel mit diesen Tieren schlösse?«

»Mein Führer, es ging mir um die Soldaten, die noch am Leben sind, ihretwegen hielt ich es für das Beste, diese Gespräche in die Wege zu leiten«, sagte Himmler. »Für diejenigen deutschen Gefangenen, die noch in russischen Lagern sitzen, käme eine Freilassung doch immer noch rechtzeitig.«

»Was sind Sie bloß für ein Mensch, Himmler? Zweihunderttausend deutsche Soldaten haben diese slawischen Untermenschen systematisch verhungern und erfrieren lassen oder zu Tode geprügelt, und Sie können immer noch daran denken, sich mit ihnen traulich an einem Tisch zu setzen?« Hitler schüttelte den Kopf. »Aber das müssen Sie mit Ihrem Gewissen ausmachen, sofern Sie eins haben. Ich für mein Teil werde keinen Frieden mit den kaltblütigen Mördern deutscher Soldaten schließen. Haben Sie gehört? Ich werde keine Hände schütteln, die von deutschem Blute triefen. Sie sind ein prinzipienloses Schwein, Himmler. Wissen Sie das? Sie sind ein Mann ohne moralische Werte.«

Noch immer außer sich vor Wut marschierte Hitler im Zimmer umher, biss an der Nagelhaut seines Daumens herum und beschwor Unheil und Vernichtung auf die Häupter der Russen herab.

»Aber was sollen wir ihnen sagen?«, fragte Himmler kleinlaut. Er wusste, diese Frage zu stellen war müßig, da der Raum höchstwahrscheinlich mit Abhörmikrophonen gespickt war: Seine Strategie gründete ja sogar darauf, dass die Russen ihre vermeintlichen Privatgespräche abhören würden. Noch ein Beweis unseres aufrichtigen guten Willens, hatte er Hitler erklärt. Aber in seinem Zorn hatte der Führer das wohl vergessen.

»Sagen Sie Stalin, wegen des versuchten Attentats auf mich hielten Sie meine Sicherheit nicht mehr für gewährleistet, und deshalb sähen wir uns leider gezwungen, uns aus diesen Verhandlungen zurückzuziehen. Sagen Sie ihm, was Sie wollen. Aber wir reisen ab. Sofort.«

12.45 UHR

Sobald Sergo Berija das Abhörprotokoll des Gesprächs zwischen Hitler, Himmler und Ribbentrop gelesen hatte, eilte er hinüber in die Villa des NKWD, um seinem Vater Bericht zu erstatten. Sergo liebte seinen Vater und war vermutlich der einzige Mann in Russland, Stalin eingeschlossen, der keine Angst vor dem Chef der Staatssicherheit hatte. Trotz seiner ständigen Weibergeschichten war Lawrentij Berija in Sergos Augen immer ein guter Vater gewesen, ein Vater, der nichts sehnlicher wollte, als seinen Sohn aus der Politik herauszuhalten, und ihn ermutigte, Naturwissenschaftler zu werden. Doch Stalin hatte an dem neunzehnjährigen Sohn seines Staatssicherheitskommissars einen Narren gefressen und sah den hübschen Sergo als künftigen Ehemann seiner Tochter

Swetlana, die mit ihm zur Schule gegangen war. Zu diesem Zweck hatte Stalin den jungen Sergo zum Hauptmann des NKWD befördert, nach Teheran mitgenommen und persönlich beauftragt, ihm jeden Morgen zu berichten, was die anderen beiden Staatsoberhäupter »privat« in ihren jeweiligen Villen redeten.

Lawrentij Berija beunruhigte es, dass sein Sohn bei Stalin einen solchen Stein im Brett hatte, weil er wusste, wie launisch der Alte war. Vor allem fürchtete er diese Heiratsidee. Noch mochte Stalin zwar selbst dafür sorgen, dass sich zwischen den beiden jungen Leuten ein zartes Band entspann, aber Berija wusste, schon in einem Jahr konnte der Alte ganz anders darüber denken, so anders womöglich, dass er seinen Staatssicherheitskommissar beschuldigen würde, sich in seine Familie einschleichen zu wollen. Man konnte nie vorhersagen, wozu ein paranoider Charakter wie Stalin fähig war.

In der NKWD-Villa fand Sergo seinen Vater bereits im Gespräch mit Himmler. Er musste nur wenige Minuten warten, dann verschwand Himmler durch einen Geheimgang im Keller und ließ Vater und Sohn allein zurück. Berija sah Sergo düster an.

»Wie ich sehe, weißt du schon, was passiert ist«, sagte Berija.

»Ja, aber der Grund, den Himmler dir genannt hat – dass er Hitlers Sicherheit nicht mehr gewährleistet sieht –, das ist Quatsch.« Sergo zeigte seinem Vater das Abhörprotokoll. Lawrintij Berija las das halbe Dutzend Seiten ohne jeden Kommentar. Schließlich platzte sein Sohn mit der Frage heraus, die ihm schon die ganze Zeit auf der Zunge lag, seit er erstmals das Wort »Beketowka« gehört hatte. »Wer oder was ist Beketowka?«, fragte er seinen Vater.

»Das ist ein Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Stalingrad«, erklärte Berija. »Für deutsche Gefangene. Ich brauche dir ja wohl nicht zu sagen, dass Stalin die noch weniger

kümmern als seine eigenen Soldaten. Ich habe das Lager nie gesehen, aber ich kann mir vorstellen, dass die Bedingungen dort hart sind. Sehr hart. Wenn diese Beketowka-Akte, von der Hitler spricht, die Verhältnisse in dem Lager wirklich eingehend dokumentiert, dann dürfte es nicht weiter verwunderlich sein, dass er so aufgebracht ist. Sehr wahrscheinlich haben die Deutschen die Akte den Amerikanern gegeben, um ihre Behauptung zu stützen, dass sie nicht schlimmer sind als wir. Vermutlich hat Himmler diese Akte Hitler vorenthalten. Er muss genau gewusst haben, was sie bei ihm auslösen und wie sich das auf diese Friedensgespräche auswirken würde. Die Frage ist also nur, ob das den Amerikanern bewusst war, als sie ihm die Akte gegeben haben. Denn daraus müsste man schließen, dass sie das Scheitern dieser Verhandlungen wollten.«

Sergo Berija sagte achselzuckend: »Es gibt doch bestimmt auch Amerikaner, die immer noch Churchills Meinung teilen, dass wir mit diesen Faschisten nicht verhandeln dürfen.«

Lawrentij Berija griff zum Telefon. »Geben Sie mir Molotow«, befahl er der Telefonzentrale der Botschaft. Dann erklärte er Sergo:

»Ich selbst habe nicht gesehen, was dort im Konferenzraum passiert ist. Vielleicht kann uns ja unser Außenminister sagen, wer von den Amerikanern Hitler diese Akte gegeben hat.«

Berija erklärte Molotow ausführlich die Sachlage. Aber wer sollte Stalin sagen, dass Hitler abreisen würde?

»Das ist eindeutig eine Sicherheitssache«, argumentierte Molotow. »Dafür sind Sie zuständig, Berija.«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Berija. »Das ist fraglos eine außenpolitische Angelegenheit.«

»Unter normalen Umständen würde ich Ihnen da Recht geben«, sagte Molotow. »Aber wenn ich mich recht erinnere, war es Ihr Amtskollege Himmler, der die ersten Friedensfühler ausgestreckt hat. Und Sie haben sich damit befasst. Außerdem

ist doch wohl alles, was mit der Anwesenheit des Führers hier in Teheran zu tun hat, von Ihnen organisiert worden, Genosse Kommissar.«

»Das ist richtig. Dennoch liefen Himmlers erste Kontakte über Madame de Kollontay in Stockholm. Soweit ich weiß, wurden diese Gespräche von Stalin persönlich genehmigt, über Sie, Genosse Sekretär.«

»Und es wurde vereinbart, dass die gesamten Sicherheitsmaßnahmen rings um die deutsche Delegation von NKWD und SS gemeinsam übernommen würden. Wie ich es sehe, fliegt Hitler in jedem Fall wegen eines Sicherheitsversagens nach Hause. Sei es, weil ein Amerikaner einen Anschlagsversuch auf ihn unternommen hat oder weil ein weiterer Amerikaner ihm vor unserer Nase eine Geheimakte gegeben hat.«

Ausnahmsweise einmal musste Berija zugeben, dass Molotow Recht hatte. »Wissen Sie zufällig noch, welcher Amerikaner ihm die Akte gegeben hat?«, fragte er den Außenkommissar.

»Das war der Mann, der Hitler das Leben gerettet hat. Der Dolmetscher.«

»Warum sollte er Hitler das Leben retten und dann die Friedensverhandlungen torpedieren?«

»Ich vermute, es war einfach ein Versehen. Der Bursche war verwirrt, nach dem, was gerade passiert war. Ich glaube, wenn ich gerade Hitler das Leben gerettet hätte, wäre ich auch ein bisschen durcheinander. Milde ausgedrückt. Jedenfalls hat Hopkins diesem Mayer Anweisung gegeben, die amerikanischen Positionspapiere zu übergeben, und da hat er Hitler irrtümlich etwas anderes gegeben. Schlicht und einfach. Es muss diese Akte gewesen sein, von der Sie sprechen, weil Hopkins, als er schon fast an der Tür war, plötzlich merkte, dass er das für Hitler bestimmte Positionspapier immer noch in der Hand hielt. Vielleicht war er selbst ja auch ein bisschen verdattert. So ist es

gelaufen. Die Amerikaner haben sich vertan, das ist alles. Sie dachten wahrscheinlich, es sei nicht weiter schlimm, dass dieser Mann Hitler soeben die Beketowka-Akte gegeben hatte. Sie konnten ja schließlich nicht ahnen, dass Hitler eine wichtige Akte, die von seinem eigenen Sicherheitsdienst erstellt worden war, nie gesehen hatte.«

»Himmelherrgott«, stöhnte Berija. »Der Chef dreht durch.«

»Schieben Sie es alles auf den Ami«, riet ihm Molotow. »Das wäre mein Rat. Lassen Sie ihn die Sache ausbaden. Was nützt es, Hitler das Leben zu retten, wenn man es anschließend schafft, die Friedensgespräche zum Platzen zu bringen?«

»Aber wie denn? Es war doch ein Versehen. Weiter nichts. Das haben Sie doch selbst gesagt, Molotow.«

»Hören Sie, Berija, Sie wissen doch selbst, wie der Chef ist. Er hat es mit eigenen Augen gesehen, genau wie ich. Möglich, dass er befunden hat, es war ein Versehen. Aber vergessen Sie nicht, es ist unser Umgang mit deutschen Kriegsgefangenen, der Hitler verprellt hat. Mit anderen Worten, die Amerikaner werden dahinter kommen, dass das der Grund für Hitlers Abreise ist. Damit haben wir den schwarzen Peter, und das wird dem Chef gar nicht gefallen. Also geben Sie ihm etwas in die Hand, was er gegen die Amerikaner ins Feld führen kann, nur für den Fall, dass er Blut sehen will.«

»Was denn?«

»Na, gut. Aber es ist nur so ein Gedanke. Und Sie sind mir etwas schuldig, Lawrentij Pawlowitsch. Verstanden? Einen Gefallen.«

»Sicher, was Sie wollen. Was ist es, was der Chef gegen die Amis einsetzen kann?«

»Nur diese eine Kleinigkeit. Der Dolmetscher. Er ist Jude.«

»Und?«

»Und er ist vielleicht ein Freund von Cordell Hull, der amerikanischen Geisel in Berlin. Er könnte doch gewollt haben, dass die Gespräche platzen, ohne dass Hitler ermordet wird und sein Freund Hull folglich ebenfalls dran glauben muss. So was in der Art.«

»Aber Sie haben doch gehört, was Hitler gesagt hat. Er droht damit, die restlichen Juden in Europa zu vernichten. Warum sollte ein Jude diese Gespräche platzen lassen wollen?«

»Vielleicht aus demselben Grund wie Churchill. Weil die völlige Zerschlagung Deutschlands die Anwesenheit amerikanischer Truppen in Europa bedeuten würde. Churchill will diese amerikanischen Streitkräfte in Europa als Bollwerk gegen uns, Berija. Churchill weiß, wenn Hitler an der Macht bleibt, wird es einen neuen Krieg in Europa geben, den Stalin gewinnen wird. Was heißt, dass ganz Europa, Großbritannien eingeschlossen, unter sowjetische Kontrolle geraten wird. Es könnte doch sein, dass dieser jüdische Dolmetscher den Kommunismus noch mehr hasst als die Nazis. Wie so viele Amerikaner.«

»Nicht schlecht«, gab Molotow zu. »Das ist gar nicht schlecht. Sie sind ein verdammt listiger Fuchs, Molotow. Alle Achtung.«

»Deshalb habe ich ja so lange überlebt. Noch etwas: Hopkins hat mir erzählt, dass dieser Jude ein ziemlich berühmter Philosoph ist. Hat seinen Doktor in Deutschland gemacht. Wahrscheinlich ist er ein großer Deutschenfreund. Vielleicht können Sie damit ja auch etwas anfangen.«

Berija lachte. »Wjatscheslaw Michailowitsch, Sie hätten einen verflixt guten Polizisten abgegeben, wissen Sie das?«

»Wenn Sie das hier nicht hinkriegen, Lawrentij Pawlowitsch, könnte da ja ein Posten frei werden.«

14.30 UHR

Es war ein milder, sonniger Sonntagnachmittag. In den vielen Kirschbäumen auf dem russischen Botschaftsgelände sangen Vögel, und irgendwo wurde etwas Köstliches gekocht. Doch in der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten war die Laune auf dem Nullpunkt, und niemand hatte Appetit auf das späte Mittagessen. Hitlers jähe Abreise – er war bereits an Bord seiner Condor, auf dem Rückweg auf die Krim und von dort nach Hause – hatte Roosevelt schwer getroffen.

»Es lief doch gerade alles so gut«, sagte er kopfschüttelnd. »Wir waren doch auf dem Weg zu einem Frieden. Keinem perfekten Frieden, aber immerhin. Hitler war doch schon bereit, seine Truppen aus fast allen besetzten Gebieten abzuziehen. Sie haben es doch gehört, Professor. Sie haben ja wohl am allerbesten verstanden, was er gesagt hat. Das hat er doch gesagt, oder?«

Ich war nicht minder verzweifelt als Roosevelt, wenn auch aus ganz anderen Gründen. »Ja, Sir. Ich glaube, dazu war er bereit.«

»Wie hatten den Frieden schon in Händen und haben es vermasselt.«

»Was heute Vormittag passiert ist, konnte doch niemand vorhersehen«, sagte Hopkins. »Dass dieser Irre einfach eine Pistole zieht und Hitler erschießen will. Großer Gott. Was hat ihn bloß dazu getrieben, Mike? Und die Sache mit dem Wasser. Das war doch vergiftet, oder?«

»Ja, Sir, es war vergiftet«, sagte Reilly. »Die Russen haben das restliche Wasser aus der Karaffe einem Hund gegeben. Der ist inzwischen gestorben.«

»Diese verdammten Russen«, sagte Roosevelt. »Warum machen sie denn so was? Der arme Hund. Was sind das für Leute, die so was tun?«

»Welche Art Gift es war, steht allerdings noch nicht fest«, fuhr Reilly fort. »Ordentliche Labors sind in diesem Land Mangelware.«

»Warum zum Teufel hat er das getan, Mike?«, fragte Roosevelt.

»Hat er irgendwas gesagt?«

Agent Pawlikowski war nach der Schießerei sofort ins amerikanische Militärkrankenhaus in Camp Amirabad gebracht worden.

»Sie operieren noch, Sir. Aber es sieht nicht gut aus. Leberdurchschuss.« Reilly schluckte beklommen. »Ich möchte mich im Namen des Finanzministeriums und des Secret Service bei Ihnen entschuldigen, Mr. President.«

»Ach, lassen Sie's gut sein, Mike. Nicht Ihre Schuld.«

»Und bei Ihnen auch, Professor Mayer. Sie hatten die ganze Zeit Recht. Sie haben schon auf der *Iowa* gesagt, wir hätten einen Mörder unter uns.«

»Ich habe nur halb richtig gelegen. Ich dachte, er hätte es auf Stalin abgesehen. Und halb richtig ist in meinen Augen keinen Deut besser als gänzlich falsch.«

»Ich finde, wir alle haben Professor Mayer zu danken«, sagte Hopkins. »Ohne ihn würden sie Cordell Hull jetzt wohl an die Wand stellen.«

»Ja«, sagte Roosevelt, der sich die Hand auf den Magen presste. »Danke, Willard.«

»Sie sehen nicht sonderlich wohl aus, Sir«, erklärte Reilly dem Präsidenten. »Soll ich Admiral McIntyre holen?«

»Nein, Mike, mir fehlt nichts. Wenn ich unwohl aussehe, dann nur, weil ich an all die amerikanischen Jungs denke, die nächstes Jahr an den Stränden der Normandie ihr Leben lassen werden. Von den Juden Europas ganz zu schweigen.« Roosevelt bewegte sich unbehaglich in seinem Rollstuhl. »Glauben Sie, er

hat das ernst gemeint, Harry? Glauben Sie, er will wirklich drei Millionen Juden umbringen?«

Hopkins sagte nichts.

»Professor?«, fragte Roosevelt. »Meint er's ernst?«

»Der Gedanke belastet mich sehr, Sir. Nicht zuletzt, weil ich derjenige bin, der Hitler das Leben gerettet hat. Es wäre mir schrecklich, bis an mein Lebensende bereuen zu müssen, was heute Vormittag war. Aber ich habe das scheußliche Gefühl, es könnte so kommen.« Ich nahm eine Zigarette von Chip Bohlen.

»Es wäre mir, ehrlich gesagt, am liebsten, es würde nie wieder angesprochen, weder mir gegenüber noch sonst jemandem. Ich will es einfach vergessen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Wir nehmen alle ein paar schmutzige Geheimnisse mit nach Hause«, sagte Roosevelt. »Vor allem ich. Können Sie sich vorstellen, was die Leute über Franklin D. Roosevelt sagen werden, wenn sie je erfahren, was ich getan habe? Ich will Ihnen sagen, was sie sagen werden. Sie werden sagen, es ist schon schlimm genug, dass er mit einem Schwein wie Hitler Frieden schließen wollte, aber noch viel schlimmer ist, dass er es vermasselt hat. Herrgott. Die Geschichtsschreibung wird auf mich spucken – gelinde gesagt.«

»Niemand wird irgendetwas Derartiges sagen, Mr. President«, sagte Chip Bohlen. »Weil keiner von uns je über die Vorgänge hier reden wird. Ich finde, wir sollten alle unser Ehrenwort geben, Schweigen über das zu bewahren, was ich zumindest als einen wackeren Versuch ansehe, der beinah geglückt wäre.«

Von den anderen im Raum kam zustimmendes Gemurmel.

»Danke«, sagte Roosevelt. »Ich danke Ihnen, meine Herren.«

Er schraubte eine Zigarette in seine Zigarettenspitze und ließ sich von mir Feuer geben. »Aber ich muss gestehen, ich begreife immer noch nicht ganz, warum Hitler abgereist ist. Er schien uns diese Sache doch nicht weiter krumm genommen zu haben.

Er hat sich doch bei Ihnen bedankt und Ihnen die Hand geschüttelt, Professor.«

»Vielleicht hat er einfach die Nerven verloren«, sagte Reilly.

»Als er wieder in seinem Zimmer war. Er hat sich hingesetzt und noch mal drüber nachgedacht, und da ist ihm klar geworden, wie knapp er davongekommen ist. Das passiert doch manchmal, wenn man um ein Haar tot gewesen wäre.«

»Schon«, sagte Roosevelt, »aber ich dachte wirklich, ich würde Hitler kriegen. Verstehen Sie? Ihn herumkriegen.«

»Jetzt müssen Sie zusehen, dass Sie Stalin kriegen«, sagte Harry Hopkins. »Wir wussten doch von Anfang an, wie hoch das Risiko war, dass diese geheimen Friedensgespräche scheitern könnten. Herrgott, deshalb waren sie ja schließlich geheim. Also greifen wir jetzt auf Plan B zurück. Die Großen Drei. Das, was ursprünglich hier in Teheran stattfinden sollte. Wir müssen Stalin nahe bringen, was eine zweite Front am Ärmelkanal bedeutet, und ihn für unsere Idee der Vereinten Nationen gewinnen.«

Hopkins war noch damit beschäftigt, das Selbstvertrauen des Präsidenten wiederaufzubauen und ihm den Glauben an seine Überzeugungskraft dem Sowjetmarschall gegenüber wiederzugeben, als plötzlich, eskortiert von Wlasik, Pawlow und mehreren georgischen NKWD-Leuten, Stalin persönlich in der Tür des Präsidentenwohnzimmers erschien.

»Guter Gott, Onkel Joe. Er ist hier«, murmelte Hopkins.

Stalin ließ die NKWD-Leute im Flur stehen und kam langsam und schwerfällig näher. Man roch das scharfe Aroma der Belomor-Zigaretten, das in seinem senffarbenen Sommeruniformrock hing wie der strenge Geruch im Fell eines nassen Hundes. Pawlow und Wlasik folgten ihm wie an einer unsichtbaren Leine gezogen. Chip Bohlen sprang rasch auf, verneigte sich vor dem sowjetischen Staatsoberhaupt und quittierte etwas, das Stalin gesagt hatte, mit einem beflissenen

»*Da da*«.

Roosevelt manövrierte seinen Rollstuhl vor Stalin hin und streckte die Hand aus. »Hallo, Marschall Stalin«, sagte er. »Was passiert ist, tut mir sehr Leid. Wirklich. Nach all Ihren couragierten Bemühungen, einen Friedensschluss zu erreichen, jetzt das – ich bin untröstlich.« Stalin schüttelte Roosevelt stumm die Hand, während Bohlen übersetzte. »Und ich schäme mich zutiefst, dass es jemand von meinen Leuten war, der Hitler zu töten versucht hat.«

Stalin ließ die Hand des Präsidenten los und schüttelte den Kopf. »Aber deshalb hat er die Sache nicht platzen lassen«, sagte er schroff. Er nahm seinem Dolmetscher Pawlow die Beketowka-Akte ab und legte sie dem Präsidenten vorsichtig auf den Schoß.

»Das hier ist der Grund dafür, dass er die Gespräche abgebrochen hat.«

»Was ist das?«, fragte Roosevelt.

»Ein Dossier, das der deutsche Nachrichtendienst für Ihre Augen erstellt hat, Herr Präsident«, sagte Stalin. »Es enthält angeblich detaillierte Informationen über Gräueltaten, die Soldaten der Roten Armee an deutschen Kriegsgefangenen verübt haben. Es wurde dem Führer heute Vormittag von einem Ihrer Leute übergeben. Das Dossier ist natürlich eine Fälschung. Wir glauben, dass es von fanatischen deutschen Faschisten fabriziert wurde, in der Absicht, einen Keil zwischen die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion zu treiben. Hitler wusste natürlich nichts davon. Wie sollte er auch? Ein Oberbefehlshaber kann nicht alles mitbekommen, was sich seine Nachrichtendienste an Desinformation aus den Fingern saugen. Als er dann diese Akte sah, nahm er diese Lügen über die Behandlung deutscher Kriegsgefangener in Russland für bare Münze und reagierte, wie es jeder Oberbefehlshaber tun würde –

indem er die Gespräche mit denjenigen abbrach, die er für die Urheber solcher Gräueltaten hielt.«

»Sie sagen, dieses Dossier wurde erstellt, um mich zu täuschen?«, sagte Roosevelt. »Und dann von einem meiner Leute Hitler übergeben?«

Stalin zündete sich in aller Ruhe eine Zigarette an. »Richtig.«

»Aber ich kann mich nicht erinnern, je eine solche Akte gesehen zu haben«, sagte Roosevelt. »Harry?«

»Ich habe sie gesehen, Mr. President«, sagte Hopkins. »Ich habe befunden, dass es unter den gegebenen Umständen nicht angezeigt wäre, sie Ihnen vorzulegen. Schon gar nicht, ehe wir dazu gekommen sind, sie gründlich zu evaluieren.«

»Dann verstehe ich es immer noch nicht«, sagte Roosevelt.

»Wer hat Hitler dieses Dossier gegeben?«

»Ihr jüdischer Doktor der Philosophie.«

Mich überlief ein eisiger Schauer, als Stalin mich mit seinen gelben Despotenaugen drohend anstarrte.

»Großer Gott, Professor, stimmt das? Haben Sie Hitler dieses Dossier gegeben?«

Ich zögerte. Mir war klar, was Stalin vorhatte. Er konnte Hitlers erboste Abreise kaum erklären, ohne die Beketowka-Akte aufs Tapet zu bringen. Das aber barg die Gefahr, dass Roosevelt die Schuld am Platzen der Gespräche den Sowjets geben würde.

Das musste ich ihm lassen: Die Akte zur Fälschung zu erklären, war der beste Weg, allen Peinlichkeiten zu entgehen. Und indem er alles auf mich schob, gab er den schwarzen Peter postwendend an die Amerikaner zurück.

Da mir klar war, dass Roosevelt es mir nie verzeihen würde, wenn ich Stalins Behauptung, die Akte sei eine Fälschung, in Zweifel zog, beschloss ich, an die Fairness des Präsidenten zu appellieren.

»Ich habe sie ihm nicht absichtlich gegeben, Mr. President. Als ich auf dem Konferenztisch mit Agent Pawlikowski rang, gerieten die Akten durcheinander. Und als Mr. Hopkins mir dann befahl, Hitler unsere Positionspapiere auszuhändigen, habe ich ihm versehentlich die Beketowka-Akte gegeben.«

»Das stimmt, Mr. President«, sagte Hopkins. »Es war ein Versehen. Und teilweise meine Schuld. Ich hielt die Positionspapiere in der Hand, als ich Willard sagte, er solle sie übergeben. Ich habe gar nicht gemerkt, dass ich sie hatte. Ich stand wohl selbst ein bisschen unter Schock. In der Situation hätte das jedem passieren können.«

»Vielleicht«, sagte Stalin.

»Ich finde, wir sollten nicht vergessen«, fuhr Hopkins fort, »dass ohne Professor Mayers geistesgegenwärtiges Handeln der Führer jetzt wahrscheinlich tot wäre und unsere Geiseln in Berlin, Mr. Hull und Mr. Mikojan, wohl bereits ihr Leben hätten lassen müssen.«

Stalin zuckte die Achseln. »Ich für mein Teil muss sagen, mir wäre es lieber, Hitler hätte tot auf dem Fußboden des Konferenzraums gelegen, als dass er diese Friedensgespräche abbricht. Für Mr. Hull kann ich nicht sprechen, aber ich weiß, dass Mikojan sich gern an die Wand hätte stellen lassen, wenn wir dafür so ein Ungeheuer wie Hitler losgeworden wären.« Stalin schnaubte und wischte sich mit einem leberfleckigen Handrücken über den Schnurrbart. Mit einer abfälligen Handbewegung in meine Richtung sagte er: »Mir scheint, dank Ihres Dolmetschers haben wir jetzt den schlimmstmöglichen Ausgang.«

»Bei allem Respekt, Mr. President«, sagte ich, »aber Marschall Stalin ist da vielleicht ein bisschen unfair.«

Es wurmte mich immer noch, dass Stalin mich Roosevelts »jüdischen Doktor« genannt hatte. Ich hatte schon schwer genug daran zu tragen, dass ich dem vielleicht übelsten Menschen in

der gesamten Geschichte das Leben gerettet hatte. Da sah ich wirklich nicht ein, warum ich auch noch die Schuld am Scheitern der Friedensgespräche auf mich nehmen sollte.

»Schon gut, Professor, schon gut«, sagte Roosevelt und bedeutete mir mit erhobener Hand, ruhig zu bleiben.

»Sollen wir vielleicht Rücksicht darauf nehmen, was diese Papageien von Dolmetschern fair oder unfair finden?«, schnaubte Stalin. »Vielleicht ist Ihr Mann hier ja einer von diesen amerikanischen Kapitalisten, die die Armeen seines Landes in Europa sehen wollen, weil sie sich einbilden, die Sowjetunion wolle sich ein eigenes Imperium errichten. So wie es die Briten in Indien getan haben. Ich habe gehört, seine Mutter ist eine der reichsten Frauen Amerikas. Vielleicht hasst er ja die Kommunisten mehr als die Nazis. Vielleicht hat er ja deshalb Hitler diese Fälschung übergeben.«

Ich wünschte, ich hätte meine ehemalige Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Österreichs erwähnen können, aber Roosevelt versuchte bereits, das Thema zu wechseln.

»Ich glaube, Indien ist allerdings reif für eine Revolution, Marschall Stalin«, sagte er. »Sie nicht? Von Grund auf.«

Stalin, der jetzt merkte, dass er mit seinen Anschuldigungen gegen mich vielleicht doch etwas zu weit gegangen war, zuckte die Achseln. »Ich bin mir da nicht sicher«, sagte er. »Das indische Kastensystem macht alles so kompliziert. Ich bezweifle, dass eine Revolution nach strikt bolschewistischem Modell da ein realistisches Unterfangen wäre.« Stalin lächelte schmallippig. »Aber ich sehe, Sie sind müde, Herr Präsident. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, dass wir uns, wenn es Ihnen recht ist, um sechzehn Uhr wieder im Hauptkonferenzraum versammeln, diesmal mit Herrn Churchill. Ich werde Sie jetzt also verlassen, damit Sie ein wenig ruhen und Kraft für das sammeln können, was wir zu besprechen haben: eine zweite Front in Europa.«

Und damit verschwand Stalin und ließ uns betroffen zurück. Roosevelt fand als Erster die Sprache wieder. »Professor Mayer? Mir scheint, Onkel Joe mag Sie nicht besonders.«

»Nein, Sir. Das glaube ich auch. Und ich schätze mich glücklich, Amerikaner zu sein und nicht Russe. Sonst würde ich jetzt wohl an die Wand gestellt.«

Roosevelt nickte müde. »Unter den gegebenen Umständen«, sagte er, »ist es wohl das Beste, Sie fahren nach Camp Amirabad zurück. Schließlich benötigen wir Ihre Dolmetscherdienste nicht mehr, jetzt, wo der Führer weg ist. Und es hat keinen Sinn, Stalin durch Ihre Anwesenheit hier in der russischen Botschaft noch mehr zu verstimmen.«

»Da haben Sie sicher Recht, Sir.« Ich ging zur Tür des Wohnzimmers. Die Hand schon auf der Klinke, drehte ich mich noch einmal um und sagte: »Nur der Vollständigkeit halber, Mr. President, als Spezialist für deutsche Nachrichtendienste bin nach reiflicher Erwägung zu dem Urteil gekommen, dass die Beketowka-Akte hundertprozentig echt und zutreffend ist. Ich sage das als jemand, der Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs war, als er noch um einiges jünger und naiver war als jetzt. Und was Stalin auch immer sagen mag, es ändert nichts an den Tatsachen.«

Im Ausgang der russischen Botschaft blieb ich stehen und atmete tief und zittrig die warme Nachmittagsluft ein. Ich schloss die Augen und dachte nach: Über die unglaublichen Geschehnisse dieses Tages und meine unbeabsichtigte Rolle in der Geschichte des Hitler-Friedens. Diese Geschichte würde wohl nie erzählt werden, denn sie war eine Geschichte der Lüge, Verstellung und Heuchelei, und sie enthüllte die tiefste Wahrheit der Geschichte schlechthin: Dass die Wahrheit selbst eine Illusion ist. Ich war jetzt Teil dieser großen Lüge und würde es immer sein.

Ich öffnete die Augen. Vor mir stand ein kleiner, dicker Mann, der die Uniform eines Commodore der Royal Air Force trug und eine lange Romeo y Julieta rauchte.

»Sir«, sagte der kleine, dicke Commodore, »Sie stehen mir im Weg.«

»Mr. Churchill, ich stehe anscheinend allen im Weg. Vor allem mir selbst.«

Churchill nahm die Zigarre aus dem Mund und nickte. »Dieses Gefühl kenne ich. Es ist die Antithese zum Lebendigsein, nicht wahr?«

»Ich habe das Gefühl, aufgetrennt zu werden, Sir. Da ist ein Hund, der sich das Ende meines Garns geschnappt hat, und bald wird nichts mehr von mir übrig sein.«

»Oh, diesen Hund kenne ich«, sagte er. Mit Interesse in den Augen trat Churchill einen Schritt näher. »Ich habe diesem Hund einen Namen gegeben. Ich nenne ihn den schwarzen Hund. Man muss ihn vertreiben wie ein echtes Tier.« Der Premierminister sah auf die Uhr und zeigte dann mit dem Spazierstock ins Botschaftsgelände. »Gehen Sie ein wenig mit mir spazieren, in diesen persischen Gärten. Wir haben vielleicht nicht fünf Meilen wandernd irren Wandelgang, wie Mr. Coleridge sagt, aber es dürfte wohl reichen.«

»Es wäre mir eine Ehre, Sir.«

»Mir ist, als müsste ich Sie kennen. Ich weiß, wir sind uns irgendwo schon einmal begegnet, aber außer dass Sie Amerikaner sind und vielleicht irgendwie in der Diplomatie tätig sind, weil Sie sonst wohl Uniform trügen, komme ich einfach nicht drauf, wer Sie sind.«

»Willard Mayer, Sir. Ich bin der Deutschdolmetscher des Präsidenten. Jedenfalls war ich es. Und wir haben uns letzten Dienstag auf dem Flur des Mena House getroffen.«

»Dann sind Sie der unglückliche junge Mann, der dem deutschen Diktator das Leben gerettet hat«, sagte Churchill. Selbst im Freien hatte er eine tragende Stimme und einen kleinen Sprachfehler, der in natura mehr auffiel als im Radio. Es klang, als hätte der Premierminister früher ein kleines Gaumenproblem gehabt.

»Und dessen anschließendes Tun die Verhandlungen mit Hitler und seiner grässlichen Bande zum Platzen gebracht hat.«

»Ja, Sir.«

»Mr. Mayer, ich wage die Vermutung, dass Sie das Scheitern dieser Friedensgespräche für etwas Beklagenswertes halten, so wie es Mr. Stalin zweifellos tut und gewiss auch Ihr eigener Präsident. Ich hege große Bewunderung und Sympathie für Mr. Roosevelt, ja, für alle Amerikaner. Sie müssen wissen, ich bin selbst Halbamerikaner. Aber ich sage Ihnen ehrlich, Sir, diese Politik war falsch konzipiert. Hitler ist ein Leviathan an Bosheit, ein blutrünstiger Gassenstrolch, wie es in der gesamten Geschichte der Tyrannei und des Bösen noch keinen gab, und wir haben nicht vier lange Jahre gekämpft, nur um jetzt, da wir den Sieg vor Augen haben, eine Kehrtwendung zu machen und mit diesen üblen Fanatikern Frieden zu schließen. Also machen Sie sich keine Vorwürfe wegen dieses Fiaskos von heute Vormittag. Keine zivilisierte Regierung hätte jemals zulassen können, dass diplomatische Beziehungen mit diesem Naziregime aufgenommen werden, einem Regime, das die christlichen Werte mit Füßen tritt, das seinen eigenen Vormarsch von einem barbarischen Heidentum bejubeln lässt, das stolz den Geist der Aggression und Eroberung vor sich her trägt, das Kraft und perverses Vergnügen aus der Verfolgung anderer zieht und mit erbarmungsloser Brutalität die Drohung des Massenmords an Unschuldigen einsetzt. Dieses Regime könnte niemals ein verlässlicher Freund der Demokratie sein. Einen Frieden mit Hitler zu schließen wäre eine moralische Schande und eine rechtsstaatliche Katastrophe gewesen. In

wenigen Jahren, vielleicht schon in wenigen Monaten, hätten Ihr Land und meines bereut, dass wir diese Schlange nicht zertreten haben, als wir die Gelegenheit hatten. Ich sage Ihnen, Willard Mayer, machen Sie sich keine Vorwürfe. Das einzig Schändliche ist, dass eine so widerwärtige Handlungsweise überhaupt in Betracht gezogen wurde und dass man ähnlich verfahren wollte wie der Mann, der einen tollwütigen Hund streichelte und sagte, der scheine doch ganz freundlich, bis ihn der Hund biss und er krank wurde und starb. Wir wollen Hitlers Frieden so wenig, wie wir Hitlers Krieg wollten, denn nur ein Narr steigt vom Baum herab, um einem verwundeten Tiger in die Augen zu schauen.«

Churchill ließ sich auf eine Bank unter einem Kirschbaum nieder. Ich setzte mich neben ihn.

»Das ist erst der Beginn der Abrechnung«, sagte er. »Nur eine Vorahnung des Gerichtes der Welt über Nazideutschland und viele bittere Tage liegen noch vor uns. Unsere besten jungen Männer werden mit großer Wahrscheinlichkeit sterben. Das ist nicht Ihre Schuld und auch nicht die Ihres Präsidenten. Es ist vielmehr die Schuld dieses blutrünstigen österreichischen Schlächters, der uns die dunkle Treppe hinabgeführt hat, in den Abgrund eines europäischen Krieges. Und Sie sollten auch nicht bereuen, dass Sie Herrn Hitler das Leben gerettet haben, denn es wäre eine Schande für uns alle gewesen, wenn wir ihn hierher eingeladen hätten und er in unserer Mitte ermordet worden wäre wie ein römischer Tyrann, denn dann hätten wir genauso niederträchtig und verabscheuenswert dagestanden wie er, der sich quer durch Europa und Russland gemordet hat. Das Schicksal der Menschheit sollte nie durch die Flugbahn einer Mörderkugel entschieden werden.

Und jetzt muss ich Sie verlassen«, sagte Churchill und erhob sich mit einigen Schwierigkeiten. »Wenn der schwarze Hund wiederkommt und knurrend nach Ihren Fersen schnappt, dann rate ich Ihnen dreierlei. Erstens, ziehen Sie Ihr Hemd aus und

setzen Sie sich in die Sonne, was, wie ich festgestellt habe, eine ausgesprochen stärkende und aufmunternde Wirkung hat. Zweitens, fangen Sie an zu malen. Das ist ein Zeitvertreib, der Sie aus sich selbst herausholt, wenn das kein angenehmer Aufenthaltsort ist. Und mein dritter Ratschlag ist, auf eine Party zu gehen und ein bisschen zu viel Champagner zu trinken, was zur Vertreibung der Düsternis nicht weniger wirksam ist als die Sonne. Schließlich ist der Wein das größte Geschenk der Sonne an uns Menschen. Sie haben Glück, denn am Dienstag gebe ich selbst eine Party zur Feier meines Geburtstags, und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie kämen.«

»Danke, Sir, aber ich bin mir nicht sicher, ob Marschall Stalin meine Anwesenheit recht wäre.«

»Da es nicht Marschall Stalins Geburtstagsfeier ist – so es da je Anlass zum Feiern gab –, braucht Sie das nicht im Geringsten zu kümmern, Mr. Mayer. Ich erwarte Sie am Dienstagabend, acht Uhr, in der britischen Botschaft. Abendanzug. Keine Hunde.«

Churchills Worte klangen mir noch in den Ohren, als der Premierminister längst weg und ich bereits in einem Army-Jeep auf dem Rückweg nach Camp Amirabad war. Ich war mir sicher, dass ich gerade den einen Mann auf der Welt getroffen hatte, der die Wahrheit verkörperte und den Mut zur Wahrhaftigkeit beweisen würde.

21.00 UHR

Nachts gibt es keine Sonne, nur Dunkelheit. Im Iran kommt die Dunkelheit schnell und mit ihren eigenen Dämonen. Ich lag auf meinem Bett in einer Militärbaracke, rauchte und betrank mich still und leise. Um kurz nach zehn klopfte es an meine Tür. Ich öffnete. Da stand ein großer, krummschultriger Mann mit den langen Gliedmaßen und großen Füßen eines Basketballers vor

mir. Er trug einen weißen Kittel über der Army-Uniform und beäugte den Drink und die Zigarette in meiner Hand mit einer Mischung aus militärischer und medizinischer Missbilligung.

»Professor Mayer?«

»Wenn das auf dem Zettel an meinem Zeh steht.« Ich setzte mich auf mein Bett. »Kommen Sie rein. Gießen Sie sich einen Drink ein.«

»Nein, danke, Sir. Ich bin im Dienst.«

»Schön zu wissen, dass jemand im Dienst ist.«

»Sir, ich bin Lieutenant John Kaplan«, sagte er und tat einen Schritt ins Zimmer. »Ich bin Oberstabsarzt am Militärkrankenhaus hier in Camp Amirabad.«

»Schon gut, Lieutenant Kaplan, ich bin nur ein bisschen betrunken. Mir den Magen auszupumpen ist im Moment noch nicht nötig.«

»Es geht um Mr. Pawlikowski, Sir. Den Mann vom Secret Service. Er verlangt nach Ihnen.«

»Nach mir?« Ich lachte und trank einen Schluck. »Um mit mir zu reden oder um mir zu sagen, dass ich ein mieser Scheißkerl bin? Wissen Sie, ich fühle mich im Moment sowieso schon ein bisschen labil.«

»Ich glaube nicht, dass er wütend ist.«

»Nein? Also, ich wär's, wenn mich jemand dran gehindert hätte –« Ich lächelte und setzte noch einmal an, mit der offiziellen Version. »Wenn mir jemand ein Loch in die Leber gepustet hätte. Wie geht's ihm überhaupt?«

»Er ist stabil.«

»Wird er durchkommen?«

»Das lässt sich noch nicht sagen. Leberverletzungen als solche sind meistens simpel. Das Problem sind postoperative Komplikationen. Sepsis. Erneute Blutungen. Austreten von Gallenflüssigkeit.« Kaplan zuckte die Achseln. »Aber er ist in

guten Händen. Ich war vor dem Krieg Hepatologe am Cedars-Sinai-Krankenhaus. Bei jedem anderen behandelnden Arzt würde ich sagen, seine Chancen stehen nicht allzu gut.«

»Schön, jemanden zu treffen, der noch überzeugt ist von dem, was er tut.« Ich nickte. »Wollte, ich könnte das von mir ebenfalls sagen.«

»Kommen Sie?«

Ich stand auf und nahm mein Jackett vom Haken an der Tür. Als ich es anzog, bemerkte ich, dass da immer noch Blut am Ärmel war. Es war Pawlikowskis Blut, aber ich wünschte schon fast, es wäre meins.

Ich folgte Kaplan aus der Baracke. Er knipste eine GI-Winkelstablampe an und führte mich über ein paar Laufplanken.

»Was ist überhaupt passiert?«, fragte er. »Die Informationen sind ein bisschen wirr. Jemand hat gesagt, er wollte den Präsidenten erschießen.«

»Nein. Das stimmt nicht. Ich war dabei. Ich hab's gesehen. Niemand wollte FDR erschießen.«

»Aber was ist dann passiert?«

»Es war einfach nur ein Unfall. Ich glaube, in der Nähe des Präsidenten schießen die Jungs vom Secret Service manchmal ein bisschen zu schnell.«

Das Lügen hatte begonnen.

John Pawlikowski war bleich und schlief. Er hatte einen Tropf in der Armvene und ein paar Schläuche im Bauch. Er sah aus wie ein Chemiewerk.

Kaplan berührte Pawlikowskis Arm.

»Nicht wecken«, sagte ich. »Lassen Sie ihn erst mal schlafen. Ich setze mich eine Weile zu ihm.«

Der Arzt zog einen Stuhl heran, und ich setzte mich.

»Außerdem gibt mir das einen Grund, von der Flasche zu lassen. Ich nehme an, hier drinnen ist Alkohol verboten.«

»Streng verboten«, sagte Kaplan lächelnd.

»Gut.«

Kaplan ging nach einem anderen Patienten sehen. Ich saß da, die Hände gefaltet und die Ellbogen auf Pawlikowskis Bett gestützt. Wer mich nicht kannte, hätte wahrscheinlich geglaubt, dass ich für ihn betete. Und in gewisser Weise tat ich das auch. Ich betete, dass John Pawlikowski aufwachen und mir sagen möge, für wen er gearbeitet hatte. Bisher schien ich das einzige Mitglied der amerikanischen Delegation zu sein, das sich fragte, was das für ein deutscher Agent war, der Adolf Hitler töten wollte. Ich hatte da schon die eine oder andere Idee. Aber ich war müde. Es war ein langer, strapaziöser Tag gewesen, gefolgt von einem alkoholschweren Abend, und nach zehn, fünfzehn Minuten schlief ich ein.

Ich schrak verkatert hoch, als eine amerikanische Militärpolizeisirene heranjaulte. Irgendein Notfall. Gleich darauf hörte ich mehrere Wagen draußen vor dem Krankenhaus halten. Dann flog die Tür auf, und Roosevelt wurde auf einer Trage hereingerollt, umringt von Mike Reilly, den Agenten Rauff und Qualter, seinem Leibarzt, Admiral McIntyre, und seinem Kammerdiener Arthur Prettyman. Ihnen folgte ein Schwarm medizinisches Personal, das Roosevelt rasch auf ein Bett hinüber hob und ihn zu untersuchen begann.

Mein Kopf war jetzt klarer. Ich ging nachsehen, was da los war.

Der Präsident sah gar nicht gut aus; sein Hemd war durchgeschwitzt, sein Gesicht totenbleich, und in Abständen wand er sich vor Schmerzen. Dr. Kaplan nahm Roosevelt den Kneifer ab und gab ihn Reilly. Er richtete sich auf und musterte das Gedränge um Roosevelt mit unverhohlener Missbilligung. »Würden bitte alle, die nicht zum medizinischen Personal

gehören, zurücktreten? Lassen Sie dem Präsidenten doch ein wenig Luft.«

Reilly trat zurück und prallte gegen mich. Er drehte sich um.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und sagte achselzuckend: »Der Boss hat ein Essen für Stalin und Churchill gegeben. Steak und Backkartoffeln, zubereitet von den Filipino-Stewards, die er mitgebracht hat. Es ging ihm gut, er sprach über den Zugang zur Ostsee oder so was, und im nächsten Moment war er plötzlich weiß wie die Wand. Wenn er nicht im Rollstuhl gesessen hätte, wäre er sicher umgekippt. Na, jedenfalls, wir haben ihn da rausgerollt, und dann hat McIntyre beschlossen, ihn hierher zu bringen. Nur für den Fall –«

Roosevelt wand sich wieder vor Schmerzen und hielt sich den Magen.

»Nur für den Fall, dass er vergiftet worden ist«, fuhr Reilly fort.

»Nach heute Vormittag ist wohl alles möglich.«

»Der Boss hat die Cocktails selbst gemixt«, wandte Reilly ein.

»Martinis. Wie immer. Sie wissen ja, zu viel Gin, zu viel Eis. Sonst hat er nichts getrunken. Churchill hat auch einen oder zwei getrunken und ist wohlauf. Aber Stalin hat seinen nicht angerührt. Zu kalt für den Magen, hat er gesagt.«

»Sehr vernünftig. Ist es auch.«

»Kam mir nur irgendwie komisch vor. Ich dachte – ach, ich weiß auch nicht.«

»Entweder Stalin mag das Zeug einfach nicht, oder er hat jetzt selbst Angst, vergiftet zu werden«, sagte ich, »und trinkt deshalb nichts, was nicht von jemand zubereitet worden ist, den er kennt.«

Reilly nickte.

»Andererseits …« Ich zögerte.

»Heraus damit, Professor.«

»Ich bin für so was kein Experte. Aber es könnte doch sein, dass der Präsident, weil er im Rollstuhl sitzt, einen verlangsamten Stoffwechsel hat. Mike, vielleicht hat er ja heute Vormittag doch mehr von dem vergifteten Wasser getrunken, als wir dachten. Es könnte doch eine verzögerte Reaktion sein.« Ich sah auf die Uhr.

»Es kann doch einfach zehn Stunden gedauert haben, bis das Gift bei ihm wirkt. Was sagt denn McIntyre?«

»Auf die Idee ist er, glaube ich, noch gar nicht gekommen. Er meint, es sei eine Verdauungsstörung. Oder irgendeine Art Anfall. Der Boss steht im Moment schließlich unter enormem Stress. Ich habe ihn noch nie so deprimiert gesehen wie heute Mittag, nachdem sich Sie-wissen-schon-wer davongemacht hatte. Aber dann hat er sich für die Sitzung der Großen Drei am Nachmittag wieder aufgerappelt. Als ob nichts gewesen wäre, können Sie sich so was vorstellen?« Reilly schüttelte den Kopf. »Sie sollten es jemandem sagen, das, was Sie mir gerade gesagt haben. Einem von den Ärzten.«

»Nein, Mike, nicht ich. Wenn ich Feuer schreie, haben die Leute die unangenehme Angewohnheit, mich für den Brandstifter zu halten. Außerdem würde das nur etwas nützen, wenn wir wüssten, um welches Gift es sich da gehandelt hat.« Ich zuckte die Achseln. »Es gibt nur einen, der uns das sagen kann, und der ist nicht ansprechbar.« Ich deutete mit einer Kopfbewegung auf Pawlikoski in seinem Krankenhausbett.

»Aber jetzt ist er wach«, sagte Reilly. Er warf noch einen Blick auf Roosevelt, dem gerade einer der Militärärzte einen Tropf legte, um ihm Flüssigkeit zuzuführen. »Kommen Sie«, sagte er und steuerte auf Pawlikowskis Bett zu. »Hier können wir nichts tun. Probieren wir mal, ob wir etwas aus ihm herauskriegen.«

Pawlikowski sah so starr auf den Deckenventilator, dass ich ihn einen Moment lang schon fast für tot hielt. Doch dann stieß er einen langen Seufzer aus. Seine Lider flackerten und fielen schließlich zu. Reilly beugte sich über ihn. »John? Ich bin's, Mike. Hören Sie mich, John?«

Pawlikowski öffnete die Augen und lächelte schläfrig. »Mike?«

»Wie geht's, Kumpel?«

»Nicht gut. So ein Arschloch hat auf mich geschossen.«

»Tut mir Leid.«

»Schon gut. Ich nehme an, Sie haben auf meine Beine gezielt? Sie waren immer schon ein miserabler Schütze.«

»Warum haben Sie das getan, John?«

»Schien mir wohl eine gute Idee.«

»Möchten Sie uns alles erzählen?« Reilly hielt kurz inne. »Ich habe Professor Mayer mitgebracht.«

»Gut. Ich wollte ihm was sagen.«

»John, ehe Sie –«

»Was ist mit Hitler?«, fragte Pawlikowski.

»Er ist nach Hause geflogen, John.«

Pawlikowski schloss kurz die Augen. »Mike? Geben Sie mir eine Zigarette?«

»Klar, John, wie Sie wollen.« Reilly zündete eine Zigarette an und steckte sie Pawlikowski behutsam zwischen die Lippen. »John, da ist etwas, was ich sofort wissen muss. Sie haben doch Hitlers Wasser vergiftet, oder?«

Pawlikowski lächelte. »Sie sind also drauf gekommen.«

»Was für ein Gift war das?«

»Strychnin. Ihr hättet mich machen lassen sollen, Mike.«

Aber Reilly war schon auf dem Weg zu Admiral McIntyre und Dr. Kaplan. Wieder fielen Pawlikowski kurz die Augen zu. Ich nahm ihm die Zigarette aus dem Mund.

»Professor? Geben Sie mir etwas Wasser?«

Ich goss ihm ein Glas Wasser ein und half ihm trinken. Als er genug hatte, schüttelte er den Kopf und sah mich dann merkwürdig an. Aber daran gewöhnte ich mich langsam. Und was Blicke anging, konnte es Pawlikowski mit Stalin nicht aufnehmen.

»Wie fühlt es sich an?«

»Wie fühlt sich was an?«

»Wie fühlt es sich an, der Mann zu sein, der Hitler das Leben gerettet hat?«

»Um ehrlich zu sein, ich habe schon gute Taten getan, die sich besser anfühlten.«

»Das glaube ich.«

»War das alles, was Sie sagen wollten?«

»Nein.«

»Was wollten Sie Professor Mayer sagen?«, fragte Reilly, der wieder hinzugetreten war.

»Nur dass er die ganze Zeit recht hatte, Mike. Und mich bei ihm entschuldigen. Wegen seiner Freundin.«

»Sie haben diese Frau in Kairo erschossen? Die Prinzessin?«

»Ich musste. Sie hätte mich verraten können. Das verstehen Sie doch, Professor, oder? Ich war an dem Nachmittag dort, als Sie unerwartet auftauchten. Ich war gerade oben im Funkraum, habe einen Funkspruch aus Berlin empfangen. Als Sie aufkreuzten, musste ich warten, bis Sie und Elena im Bett waren, bevor ich mich zur Hintertür hinausschleichen konnte. Da habe ich dann vergessen, den Funkspruch aus Berlin zu verbrennen. Später fiel es mir wieder ein. Also bin ich in den frühen Morgenstunden noch mal zurückgekommen, um ihn zu

verbrennen. Ich dachte, Sie wären wieder mit ihr im Bett und anderweitig beschäftigt. War schließlich eine attraktive Frau. Aber da war nichts zwischen uns. Obwohl ich natürlich nichts dagegen gehabt hätte. Aber es war rein professionell. Jedenfalls, als ich gerade drinnen war, habe ich Sie in den Funkraum hinaufgehen sehen. Ich bin unten geblieben, als Sie wieder in ihr Zimmer gingen. Und als Sie dann aus dem Haus waren, bin ich wieder in den Funkraum gegangen und habe gemerkt, dass Sie den Funkspruch mitgenommen hatten.«

»Aber warum haben Sie nicht einfach mich getötet? Warum sie?«

Pawlikowski lächelte matt. Die Schatten unter seinen Augen sahen aus wie die Asche an seiner Zigarette, und seine Lippen waren so blau, als ob unmittelbar vor mir der Priester mit dem Kommunionswein da gewesen wäre.

»Nachdem Sie so laut Alarm geschlagen hatten wegen eines deutschen Spions? Unmöglich. Ein Mitglied der Präsidentendelegation umzubringen, war schon riskant genug. Aber zwei? Außerdem hätte sie mich niemals gedeckt. Sie mochte Sie nämlich, Professor. Sehr sogar. Also hab ich sie erschossen, das Funkgerät verschwinden lassen und es so arrangiert, dass es aussah, als ob Sie es gewesen wären. Das tut mir Leid, Professor, wirklich. Aber ich hatte keine andere Wahl. Hitler zu töten war wichtiger als alles andere.«

»Verstehe. Aber wer hat Sie auf ihn angesetzt? Können Sie uns sagen, für wen Sie gearbeitet haben?«

»Für die Abwehr. Admiral Canaris. Und ein paar Leute bei der Wehrmacht, die nicht wollen, dass die Alliierten mit Deutschland einen Frieden schließen, bei dem Hitler an der Macht bleibt. Sie dachten, hier wäre es leichter, ihn zu töten als in Deutschland. Weil er hier nicht damit rechnen würde. Wissen Sie, in Deutschland wird es mit jedem Versuch schwieriger.«

»Aber warum gerade Sie?«

»Ich bin ein polnisch-deutscher Jude aus Danzig, deshalb.« Pawlikowski zog wieder an seiner Zigarette. »Für mich war das Grund genug.«

»Wer hat Sie rekrutiert und wo?«

Pawlikowski lächelte. »Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber Thornton Cole war Ihnen auf der Spur, stimmt's? Deshalb musste er sterben.«

»Er war nicht mir auf der Spur, sondern meinem Kontaktmann in Washington. Deshalb wurde er umgebracht. Aber das war ich nicht. Das hat jemand anders getan.«

»Aber Sie haben Ted Schmidt getötet, auf der *Iowa!*«

»Er kam mit Informationen zu mir, die die Polizei dazu gebracht hätten, sich den Cole-Mord noch mal genauer vorzunehmen. Es war eine Blitzentscheidung. Ich dachte, wenn die Metro Police dahinter käme, wer ihn wirklich umgebracht hat, würden Sie womöglich auf meinen Kontaktmann stoßen. Und darüber auch auf mich. Und das würde mich dran hindern, Hitler zu töten. Also habe ich Schmidt eins über den Schädel gezogen und ihn über Bord geworfen.«

»Und *Sie* haben von der *Iowa* aus einen Funkspruch an Ihre deutschen Freunde in den Staaten abgesetzt, aus demselben Grund.«

Pawlikowski nickte. »Ich liebe den Boss«, flüsterte er. »Ich liebe ihn wie meinen eigenen Vater. Aber er hätte nie versuchen dürfen, mit Hitler Frieden zu schließen. Mit so jemandem macht man keine Deals. Es tut mir Leid, dass ich diese Menschen umgebracht habe. Ich habe es nicht gern getan. Aber ich würde es wieder tun, schon morgen, wenn es mir noch mal die Chance geben würde, Hitler zu töten.« Er ergriff Reillys Hand. »Tut mir Leid, dass ich Sie hintergangen habe, Mike. Und den Boss auch. Richten Sie ihm aus, dass es mir Leid tut, okay? Aber ich habe nur getan, was ich für richtig hielt.«

»Das haben wir alle, John. Sie, ich, der Professor hier und der Präsident. Wir haben alle das getan, was wir für richtig hielten.«

»Vermutlich«, sagte Pawlikowski und schlief wieder ein.

Reilly nahm ihm die Zigarette aus dem Mund und drückte sie aus. Er richtete sich auf und sah sich nach dem Präsidenten um, der sich jetzt etwas gefangen zu haben schien. Wir gingen zu seinem Bett hinüber. Dr. Kaplan sagte, Vergiftung hin oder her, er sei jetzt jedenfalls ganz stabil und werde sich wieder erholen.

»War ein höllisch langer Tag«, stöhnte Reilly und presste sich die Faust ins Kreuz. »Und, Professor? Was denken Sie?«

»Ich denke, ich wollte, ich wäre nie von Princeton weggegangen.«

DIENSTAG, 3D. NOVEMBER 1943

TEHERAN

WELCHEN TROST HIELT DIE PHILOSOPHIE für mich bereit? Keinen. Und am Montag und Dienstag hallten mir immer wieder Stalins Worte durch den Kopf: »Ich für mein Teil muss sagen, mir wäre es lieber gewesen, Hitler hätte tot auf dem Fußboden des Konferenzraums gelegen, als dass er diese Friedensgespräche abbricht. Für Mr. Hull kann ich nicht sprechen, aber ich weiß, Mikojan hätte sich gern an die Wand stellen lassen, wenn wir dafür so ein Ungeheuer wie Hitler losgeworden wären.«

Für Schopenhauers Pessimismus hatte ich nie viel Zeit gehabt, doch als ich jetzt in der Bibliothek von Camp Amirabad eines seiner Werke fand, las ich es noch einmal, und Schopenhauers Diktum, dass kein besonnener und aufrichtiger Mensch am Ende seines Lebens wünschen würde, es nochmals durchzumachen, klang mir in den Ohren wie eine Totenglocke.

Am Dienstag war Roosevelt bereits vollständig genesen. Am Abend drohte das Galadinner in der britischen Botschaft zur Feier von Churchills Neunundsechzigstem. Ich erwog, einfach nicht hinzugehen, befand dann aber, dass Churchills Wünsche Vorrang vor Stalins Empfindlichkeiten hatten. Ich ahnte da noch nicht, in welchem Maße ich unter meinen eigenen Leuten in Teheran zum Aussätzigen geworden war. Doch unmittelbar nach meiner Ankunft in der britischen Botschaft setzte mich Harry Hopkins ins Bild.

»Großer Gott, Mayer«, zischte er. »Was machen Sie denn hier?«

Churchill, der mitgehört hatte, trat auf ihn zu und knurrte wie eine Bulldogge, die ihren Lieblingsknochen verteidigt.

»Er ist hier, weil ich ihn eingeladen habe, Harry. Professor Mayer weiß wohl, dass ich es als persönliche Beleidigung aufgefasst hätte, wenn er heute Abend nicht gekommen wäre. Habe ich Recht, Professor?«

»Ja, Herr Premierminister.«

»Verzeihung, meine Herren.« Churchills Sohn Randolph, der ausnahmsweise einmal nüchtern wirkte, fasste seinen Vater am Ellbogen. »Kann ich dich mal kurz sprechen, Papa?«

Der Premierminister wandte sich seinem Sohn zu und sagte gütig: »Ja, Randolph, was ist?«

Hopkins sah mich an, als ob meine Gliedmaßenstümpfe brandig wären. »Na, gut«, sagte er seufzend. »Aber versuchen Sie um Himmels willen, Stalin nicht unter die Augen zu kommen. Es ist ohnehin schon alles schwierig genug.« Dann ging er abrupt davon, um mit seinem Sohn zu sprechen, der ebenfalls unter den Gästen war.

Das nahm Churchill als Stichwort, zurückzukommen und mit mir zu reden. Plaudernd leerten wir mehrere Gläser Champagner.

»Meine Tochter hat mir gar nicht gesagt, dass es auch Party-Spiele gibt«, sagte Churchill humorvoll, als er sah, wie Reilly und der Secret-Service-Trupp die eine Hälfte der britischen Botschaft durchsuchten, während das NKWD sich die andere vornahm.

»Das Problem bei der Schatzsuche ist, dass das Suchen immer viel mehr Spaß macht als das Finden. Das ist, fürchte ich, eine Grundwahrheit des Lebens. Und ein Axiom, das mir auch jetzt noch, in meinem siebzigsten Jahr, sehr zu denken gibt. Tatsächlich frage ich mich oft: Wird sich der Sieg am Ende so gut anfühlen wie die letzte Schlacht?«

Kurz darauf traf Roosevelt ein. Mit einem Schal gegen die Abendkühle geschützt, wurde er von seinem Sohn Elliott eine Rampe zur Terrasse hinaufgeschoben. Vor dem Haupteingang der britischen Botschaft, wo eine Ehrenwache aufgezogen war, begrüßte Churchill den amerikanischen Präsidenten. Dieser übergab ihm sein Geburtstagsgeschenk – eine persische Schale, erstanden im Devisenladen auf dem russischen Botschaftsgelände.

»Mögen uns noch viele gemeinsame Jahre beschieden sein«, erklärte Roosevelt dem strahlenden Premierminister und ließ sich dann in das Speisezimmer rollen. Als er mich sah, blickte er rasch in eine andere Richtung und begann ein Gespräch mit Averell Harriman.

»Als jemand, der oft geächtet wurde«, sagte Churchill, »habe ich mir immer gesagt, lieber geächtet als ignoriert werden.«

Er fasste mich am Arm und führte mich wieder hinaus auf die Frontterrasse, wo die Ehrenwache jetzt auf Stalins Ankunft wartete. Eine große, schwarze Limousine war in der Einfahrt der Botschaft aufgetaucht und rollte jetzt auf den Eingang zu. Für Churchills Sikhs war das das Signal, das Gewehr zu präsentieren.

Als ich Stalin, Molotow und Woroschilow aus der Limousine steigen sah, wollte ich schon wieder hineingehen, aber der Premierminister hielt mich am Ellbogen fest. »Nein, nein«, knurrte Churchill. »Stalin mag ja in Osteuropa seinen Willen kriegen, aber das hier ist verdammt nochmal meine Party.«

Stalin, in seinem senffarbenen Uniformrock und einem ebenfalls senfgelben, scharlachrot gefütterten Cape, kam die Botschaftstreppe herauf. Als er mich neben Churchill stehen sah, blieb er stehen, worauf ein britischer Botschaftsdiener zwischen zwei Stalin-Leibwächtern hindurchschlüpfte, um dem sowjetischen Staatsoberhaupt das Cape abzunehmen, was

wiederum einen der Leibwächter veranlasste, die Pistole zu ziehen und sie dem armen Mann in die Magengrube zu rammen.

»Du liebe Güte«, murmelte Churchill, »das hat uns gerade noch gefehlt.« Um die Situation zu entschärfen, trat er einen Schritt vor und streckte Stalin die Hand hin. »Guten Abend, Marschall Stalin«, sagte Churchill. »Und willkommen auf meiner Geburtstagsparty. Ich glaube, dieser Mann wollte Ihnen nur das Cape abnehmen.«

Zu meinem Entsetzen ignorierte Stalin den Premierminister. Ohne ein Wort zu sagen oder die dargebotene Hand zu schütteln, ging er langsam an Churchill vorbei in Richtung Speiseraum.

»Das hat ihn irritiert.« Und Churchill lachte.

»Bin ich deshalb hier, Sir?«

»Ich sagte es bereits, junger Mann. Sie sind hier, weil ich Sie gebeten habe zu kommen.«

Aber ich war mir nicht mehr sicher, ob der britische Premier nicht doch irgendeine Absicht damit verfolgt hatte, mich zu seiner Party einzuladen. Vielleicht war es ja Grund genug, Stalin zu irritieren.

In sicherem Abstand folgte ich Churchill ins Speisezimmer. Es sah darin aus wie in einem Kairoer Nachtclub: schwere, rote Samtvorhänge an dicken Messingstangen, die Wände mit einem Spiegelglasmosaik verziert. Die Gesamtwirkung war weniger imperial als vielmehr schwül.

Ein rot-blau gekleideter Kellner mit viel zu kleinen weißen Handschuhen trat auf Stalin zu, verneigte sich und bot ihm ein Tablett mit Drinks an, die der Sowjetchef misstrauisch beäugte.

Die Tafel war mit Kristall und Silber gedeckt. In der Mitte stand eine mächtige Geburtstagstorte mit neunundsechzig Kerzen. Beim Studium der Tischkärtchen stellte ich fest, dass ich näher bei Stalin platziert war, als es ihm oder mir recht sein

konnte. Seit dem Vorfall auf der Terrasse hatte ich ein besonders ungutes Gefühl auf dieser Geburtstagsparty, und die Erkenntnis, dass ich nur sechs Plätze von Stalin entfernt sitzen sollte, machte es nicht gerade besser. Ich fragte mich, ob es sein konnte, dass Stalin Churchill deshalb so hatte abblitzen lassen, weil der Premierminister mich eingeladen hatte. Und hatte mir Roosevelt wirklich die kalte Schulter gezeigt? Wenn sich der Präsident von mir abgewandt hatte, konnte der Abend nur im Desaster enden. Ich nahm mein Tischkärtchen und ging auf die hintere Terrasse hinaus, um eine Zigarette zu rauchen und zu überlegen, was ich jetzt tun sollte.

Im Garten der Botschaft war es still. Nur das Plätschern von Wasser, das in einen großen, rechteckigen Fischteich rann, und das Zischen von Sturmlaternen war zu hören – eine vorbeugende Maßnahme gegen Stromausfälle. Ich ging die Stufen hinab und den Rand des Fischteichs entlang, den Blick auf den vollen weißen Mond geheftet, der reglos auf dem Wasser schwamm. Wenn nur die Briten mit mir sprachen, war es wenig sinnvoll, ins Speisezimmer zurückzukehren.

Ich ging an den Küchen vorbei, kam zu einem friedlichen, überdachten Plätzchen, einer von Geißblatt und Glyzinien umrankten Rotunde, und setzte mich hin, um meine Zigarette zu Ende zu rauchen. Als sich meine Augen an das Dunkel gewöhnten, erkannte ich einen Wasserkarren und an der Wand einen mächtigen Messingwasserhahn. Ich schloss müde die Augen und versuchte, mich in glücklichere Zeiten zurückzuversetzen – in mein Zimmer in Princeton, allein, nur mit einem Buch, den Glockenschlägen vom Turm der Nassau Hall und dem Ticken der Eardley-Norton-Stutzuhr auf dem Antebellum-Kaminsims.

Ich öffnete die Augen wieder, denn plötzlich war mir, als hörte ich tatsächlich das Ticken dieser alten georgianischen Uhr, die mir meine Mutter zum bestandenen Examen geschenkt hatte. Ich holte eine Sturmlaterne von der Terrasse und leuchtete die

Rotunde aus, auf der Suche nach der Quelle des Geräuschs. Es kam, wie ich feststellte, aus dem Inneren des Wasserkarrens. Als ich das Ohr an den kühlen Blechzylinder des Furphy presste, klang das Ticken infernalisch laut.

Eine Bombe. In dem Karren war eine Bombe! Und der Größe des Tanks nach eine ziemlich riesige. Ich sah auf die Uhr. Es war ein paar Minuten vor neun.

Ich hob die Holzdeichseln des Wasserkarrens an, stemmte mich in das Ledergeschirr und zog. Zuerst schien sich der Karren nicht vom Fleck zu rühren, aber schließlich, als ich schon schweißgebadet war und mein Kopf zu platzen drohte, setzte er sich in Bewegung und folgte mir langsam aus der Rotunde hinaus ins Freie.

Ich gab einen absurden Helden ab, in Smoking und Abendslippern. Aber ich musste den Karren in Bewegung halten, wenigstens bis ich ihn vom Hauptgebäude weggezogen hatte. Ich erreichte die Einfahrt und fand mit meinen Ledersohlen auf dem Kies nur schwer Halt. Ich blieb kurz stehen, zog den Smoking aus und warf ihn von mir, ehe ich mich wieder ins Joch stemmte und den Karren in Richtung Haupttor zog.

Zwei Sikh-Wachen kamen mit aufgepflanztem Bajonett, aber ansonsten eher gelassen auf mich zu und guckten verdutzt.

»Was machen Sie da, Sahib?«, fragte der eine.

»Fassen Sie mit an«, sagte ich. »In dem Ding ist eine Zeitbombe.«

Sie starrten mich verständnislos an.

»Verstehen Sie denn nicht? Das ist eine Bombe.«

Jetzt war der andere so schlau, zum Hauptgebäude zu rennen.

Ich kam inzwischen leidlich voran und war schon am Tor, als der Sikh, der mit mir gesprochen hatte, schließlich sein Gewehr wegwarf und mir schieben half.

Endlich hatten wir das britische Botschaftsgelände verlassen und waren auf dem menschenleeren, breiten Boulevard, der ins Stadtzentrum führte. Da hörte der Sikh plötzlich auf zu schieben und rannte davon. Es war mir fast lieber, es allein zu machen. Was für ein Segen, nicht als der Mann in Erinnerung zu bleiben, der Hitler das Leben gerettet hatte, und auch nicht als der Mann, der die Friedensgespräche hatte platzen lassen, sondern als der Held der Stunde – der Mann, der die Großen Drei davor bewahrt hatte, in Fetzen gerissen zu werden.

Was ich tat, fühlte sich nicht sonderlich heroisch an. Ich war müde und freute mich in gewisser Weise schon fast auf den Moment, da alles vorbei wäre. Ja, vor diesen Wasserkarren mit seiner tödlichen Fracht gespannt, würde ich Frieden finden. Die Art Frieden, die höher ist als alle Vernunft. Endgültigen Frieden.

DONNERSTAG, 10. DEZEMBER 1943

BERLIN

DA BISHER KEINER DER ÜBERLEBENDEN des Fallschirmkommandos – so es denn Überlebende gab – bis zur deutschen Botschaft in Ankara durchgekommen war, wusste Walter Schellenberg noch nicht genau, was in Teheran passiert war. Aber Quellen in der sowjetischen Botschaft im Iran und beim britischen SIS in London hatten immerhin ein ungefähres Bild dessen gezeichnet, was sich nach der überstürzten Abreise des Führers aus der iranischen Hauptstadt ereignet hatte. In seinem Büro in der Berkaer Straße las Schellenberg den streng geheimen Bericht an Himmler, den er eigenhändig getippt hatte, noch einmal durch und fuhr dann zum Innenministerium.

Diesem Termin sah er nicht gerade freudig entgegen, denn dem Reichsführer-SS war mittlerweile bekannt, dass sich der junge SD-Chef mit dem Einsatz von Zeppelin-Freiwilligen einem ausdrücklichen Führerbefehl widersetzt hatte. Es stand durchaus in Himmlers Befugnis, Schellenbergs sofortige Hinrichtung anzuordnen. Aber Schellenberg war bereits zu dem Schluss gelangt, dass Himmler, wenn er ihn hätte verhaften wollen, dies schon längst getan hätte. Das Schlimmste, was er zu erwarten hatte, waren wohl eine strenge Zurechtweisung und vielleicht irgendeine Form der Degradierung.

Trotz der Fliegerangriffe schaffte es der Kurfürstendamm noch immer, relativ normal zu wirken: Er war voller Menschen, die ihre Weihnachtsvorbereitungen trafen, als hätten sie keine anderen Sorgen. Wenn man sie so sah, wie sie Schaufenster betrachteten und Weihnachtsbäume nach Hause trugen, hätte man meinen können, der Krieg fände woanders statt, nicht hier in Berlin. Schellenberg parkte Unter den Linden, wo ein kalter

Wind die Hakenkreuzfahne an der Fassade des Reichsinnenministeriums bauschte, passierte salutierend die beiden Wachen am Portal und betrat das Gebäude.

Himmler wirkte geschäftsmäßig-sachlich und machte zu Schellenbergs Überraschung keinerlei Anstalten, ihn zusammenzustauchen. Der Reichsführer warf einen Blick auf den Bericht auf Schellenbergs Schoß und bat dann, ganz untypisch, den SD-Chef, den Inhalt kurz zu referieren.

»Die meisten Friedenthal-Leute sind natürlich tot oder in Gefangenschaft«, sagte Schellenberg. »Wahrscheinlich hat sie einer von den Kaschgai an die Russen verraten, gegen Geld.«

»Wahrscheinlich, ja«, sagte Himmler, denn er sah keine Veranlassung, Schellenberg zu erzählen, dass er selbst das Unternehmen Großer Sprung an das NKWD verraten hatte.

»Das war immer das Hauptrisiko bei diesem Unternehmen – die Zuverlässigkeit dieser Kaschgai«, fuhr Schellenberg fort. »Aber wir glauben, dass die Männer, die der Gefangennahme zumindest kurzfristig entgegen konnten, in Zusammenhang mit einer Bombe stehen, die auf dem Gelände der britischen Botschaft in Teheran deponiert wurde. Laut unseren Quellen kam es am Dienstag, dem 30. November, um kurz nach 21 Uhr etwa hundert Meter von der Botschaft entfernt zu einer gewaltigen Detonation. Zu diesem Zeitpunkt fand in der Botschaft Churchills Geburtstagsparty statt. Die Bombe, ein Sprengsatz von beträchtlicher Größe, versteckt in einem Wasserkarren, war offenbar bereits am Vormittag in der Nähe des Bankettsaals deponiert worden. Sie wurde jedoch entdeckt, höchstwahrscheinlich von dem Mann, der getötet wurde, als er sie aus dem Botschaftsbereich entfernte. Dabei handelt es sich um einen Amerikaner namens Willard Mayer.«

»Was Sie nicht sagen«, sagte Himmler, der von all dem aufrichtig überrascht schien.

»Willard Mayer war Offizier des amerikanischen OSS und

fungierte bei der Konferenz als Roosevelts Deutschdolmetscher. Er war außerdem ein recht bekannter Philosoph und hatte vor dem Krieg in Wien studiert. Und ich glaube, auch in Berlin. Ich habe in eines seiner Bücher geschaut. Es wirkt ziemlich tief schürfend.«

»Willard Mayer war auch der Jude, der dem Führer das Leben gerettet hat«, sagte Himmler.

»Scheint ja ein ganz schöner Held gewesen zu sein«, sagte Schellenberg. »Retter des Führers und dann auch noch der Großen Drei. Bisschen mehr, als man von einem durchschnittlichen Philosophen erwartet, oder?«

»Glauben Sie wirklich, diese Bombe hätte sie getötet?«

»Allen Informationen zufolge war es eine gewaltige Detonation. Von dem Amerikaner wurde nichts mehr gefunden.«

»Sein Tod bedeutet natürlich einen Zeugen weniger für das, was dort wirklich geschehen ist«, sagte Himmler. »Insofern zumindest haben Ihre Leute Glück gehabt. Fast so viel Glück wie Sie, Schellenberg.«

Schellenberg nahm den Rüffel mit leicht gesenktem Kopf an. Er wartete.

»Na, los«, drängte Himmler. »Machen Sie weiter.«

»Jawohl, Herr Reichsführer. Ich wollte nur bemerken, dass seitens der Amerikaner das Umschreiben der Geschichte bereits begonnen hat. Wenn man die britischen und amerikanischen Zeitungen liest, kann man sich nicht vorstellen, dass der Führer je dort war. Wirklich erstaunlich. Als ob das alles nie gewesen wäre.«

»Nicht ganz«, sagte Himmler.

Schellenberg wappnete sich. Jetzt kam es. Himmler würde ihn doch noch degradieren.

»Dieser Judenfreund Roosevelt muss jetzt die Konsequenzen

dafür tragen, dass er sich nicht auf die Bedingungen des Führers eingelassen hat.«

Schellenberg grinste erleichtert und amüsiert. Wie es schien, würde er seinen Posten doch behalten. Und offenbar waren nicht nur die Alliierten eifrig dabei, die Geschichte umzuschreiben. Als Himmler ihm das erste Mal von der geheimen Reise des Führers nach Teheran erzählt hatte, hatte er noch erklärt, Hitler sei vorzeitig abgereist, weil sich herausgestellt habe, dass er mit einem so grausamen und perfiden Feind wie Stalin doch nicht verhandeln könne.

»Und welche Konsequenzen sind das, Herr Reichsführer?«

»Der Krieg gegen die Alliierten mag ja nicht mehr zu gewinnen sein, Schellenberg«, sagte Himmler. »Das wissen wir wohl beide. Aber da ist immer noch der Krieg gegen die Juden. Der Führer hat befohlen, dass die Endlösung der Judenfrage im nächsten Jahr absolute Priorität erhalten soll. In Ungarn und Skandinavien haben bereits neue Deportationen begonnen, und die Sonderlager haben Anweisung, ihren Durchsatz zu erhöhen.«

Himmler stand auf, verschränkte die Hände hinterm Rücken, ging ans Fenster und sah hinaus.

»Das wird natürlich schwere Arbeit. Unangenehme Arbeit sogar. Mir persönlich ist dieser Befehl besonders zuwider. Wie Sie wissen, habe ich mich immer bemüht, für Hitler und für Deutschland einen gerechten Frieden zu erreichen.« Er drehte sich zu Schellenberg um und zuckte die Achseln. »Aber es hat nicht sollen sein. Wir haben unser Bestes getan. Und jetzt …« Er ging langsam zu seinem Schreibtisch zurück, setzte sich und nahm seinen Füller mit der berüchtigten grünen Tinte in die Hand. »Jetzt müssen wir unser Schlimmstes tun.«

Schellenberg atmete auf. Ihm würde tatsächlich nichts passieren.

»Jawohl, Herr Reichsführer.«

ANHANG
AUS DEN WERKEN WILLARD MAYERS

»Zufriedenheit besteht darin, die äußerste Grenze menschlicher Vernunft und Erfahrung erreicht zu haben, und es liegt mehr Befriedigung im Akzeptieren der Begrenztheit dessen, was sich logisch sagen lässt, als in aller Moralphilosophie, die die Menschheit je entwickelt und studiert hat. Die Vernunft ist so träge wie ein Edelgas und funktioniert empirisch, indem sie sich auf das unmittelbar Gegebene und auf Tatbestände bezieht. Und was nicht empirisch überprüfbar ist, was sich nicht verifizieren oder falsifizieren lässt, kann niemals Gegenstand unserer vernünftigen Erkenntnis sein. Ein empirischer Mensch zu sein heißt, sich von der Erfahrung leiten zu lassen, nicht von Sophisten, Scharlatanen, Priestern oder Demagogen.

Aus: *Der empirische Mensch*

Alle Gegenstände, derer wir uns bewusst sind, sind entweder Erfahrungsinhalte, die wir aus Sinnesdaten gewinnen, oder Ideen, die wir nur aus einem Erfahrungsinhalt ableiten dürfen, wenn die Idee logisch sein soll. Auf der Suche nach Bedeutungen müssen wir empirisch vorgehen, was Tatsachen anbelangt, oder analytisch, was die Beziehungen von Ideen untereinander angeht. Aber Tatsachen sind, was sie sind, und brauchen keine logische Beziehung zueinander erkennen zu lassen: Dass Tatsachen Tatsachen sind, ist immer logisch wahr, unabhängig von rationaler Betrachtung. Da jedoch auch Ideen unabhängig von rationaler Betrachtung als Ideen existieren können, wird verständlich, wieso allein hier, auf der Ebene bloßen Verstehens, die Möglichkeit besteht, Philosophie zu

betreiben und wissenschaftlich festzustellen, was sich logisch sagen lässt und was nicht. Ebenso ergibt sich, da das Gegenteil einer jeden Tatsache, ungeachtet aller Logik oder Unlogik, als Idee existieren kann, die paradoxe Einsicht, dass jeder philosophische Tatsachenbeweis unmöglich ist.

Aus: *Der empirische Mensch*

Man muss nur von zwei philosophischen Grundsätzen überzeugt sein, um sich von allen vulgären Credos, so charismatisch sie auch scheinen mögen, befreit zu finden: Erstens, dass an einem Gegenstand als solchem nichts ist, was uns befähigt, irgendetwas über diesen Gegenstand Hinausgehendes zu sagen, und zweitens, dass uns nichts befähigt, irgendetwas über einen Gegenstand zu sagen, was über die unmittelbare Erfahrungserkenntnis hinausgeht. Ich sage es noch einmal: Wenn jeder Mensch sich die Zeit nimmt, sich von diesen beiden philosophischen Grundsätzen zu überzeugen, und wenn er sein Leben entsprechend lebt, was wir« ein empirischer Mensch sein »nennen können, dann wird man sehen, wie alle Fesseln gemeiner Ignoranz gesprengt werden. So wirft die moderne Philosophie das Licht der Wissenschaft noch in die dunkelsten Winkel der menschlichen Psyche.

Aus: *Der empirische Mensch*

Wir lesen viel von organisierten Bücherverbrennungen durch SA-Trupps. Tatsächlich jedoch waren es die Christen, die als erste organisierte Bücherverbrennungen durchführten, um ihren Glauben zu verbreiten [s. Apostel 19; 19-20]. Heute fragte mich einer meiner Studenten, ob ich glaubte, dass es je richtig sein könne, ein Buch zu verbrennen, und als Argument für seine Meinung, dass nein, führte er Heines »Almansor« an. Ich

erklärte ihm, man sollte jedes philosophische Werk, das irgendwelche erfahrungsgemäßen oder abstrakten Argumentationen über Tatsachen, die menschliche Existenz und Mathematik enthalte, den Flammen übergeben, denn ein solches Werk könne nichts enthalten als sophistische Täuschungen. Mit angstgeweiteten Augen flüsterte er mir zu, ich spräche wohl von Hitlers *Mein Kampf* und solle vorsichtig sein, was ich sagte. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass ich in Wahrheit die Bibel gemeint hatte.

Aus: *Wiener Tagebuch,* 1936

NACHWORT

Dieses Buch ist ein fiktiver Roman, der jedoch auf einem realen historischen Ereignis basiert: Der Konferenz der Großen Drei in Teheran im Jahr 1943. Die Fotos, die Stalin, Churchill und Roosevelt – »die Großen Drei«– in Teheran und später dann bei der Konferenz von Jalta zeigen, sind geradezu Sinnbilder des Zweiten Weltkriegs. Die Konferenz der Siegermächte 1945 in Potsdam erlebte Roosevelt nicht mehr. Aber die meisten zentralen Fragen waren bereits in Teheran entschieden worden.

Einige Namen, Charaktere, Tätigkeiten, Organisationen, Orte, Ereignisse und Zwischenfälle sind der Phantasie des Autors entsprungen, andere hingegen nicht. Viele obskure Dinge, die in diesem Buch vorkommen, sind historische Tatsachen. Vielleicht amüsiert es den Leser, wenn ich hier noch einmal kurz darauf eingehe.

Darum also, in willkürlicher Reihenfolge:

- Vize-Außenminister Sumner Welles trat im September 1943 zurück, nachdem ihm ein »Akt gravierender moralischer Verderbtheit mit einem Negerschaffner« angelastet worden war.
- Während Roosevelts Schiffsreise nach Nordafrika feuerte die USS Willie D. Porter einen Torpedo auf die USS Iowa ab. Der Präsident und der Vereinigte Generalstab entgingen nur knapp der Versenkung durch ihren eigenen Begleitzerstörer.

1943 wurde die Möglichkeit geheimer Friedensverhandlungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion wie auch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten aktiv sondiert. Der ehemalige deutsche Reichskanzler und damalige Türkeibotschafter Franz von Papen traf sich tatsächlich am 4.

Oktober in Ankara mit einem »geheimnisvollen Emissär«. Laut von Papens Memoirenwerk *Der Wahrheit eine Gasse* behauptete dieser Mann, »er sei von Roosevelt beauftragt, mit mir persönlich die Möglichkeiten eines baldigen Friedens zu besprechen«, und holte zum Beweis »aus seinem Portefeuille eine etwa vier Zentimeter lange Mikro-Filmrolle hervor, auf der die Bedingungen aufgezeichnet waren, die als Grundlage eines Friedens mit Deutschland dienen könnten«. Von Papen schreibt, der Fremde habe ihn sogar ermuntert, zu einer Aussprache mit dem Präsidenten nach Kairo zu fliegen. Er selbst habe jedoch erklärt, er könne keine weiteren Schritte tun, »bevor ich nicht einen untrüglichen Beweis in Händen hielte, dass Roosevelt sich verpflichte, nach diesen Propositionen zu verfahren«. Diese geheimnisvolle Geschichte erfuhr keine Fortsetzung. … »ich kann nur annehmen, dass es dem Präsidenten zu riskant gewesen ist, sich näher festzulegen.« Ebenso weilte, während Himmler in Posen war, sein Masseur Felix Kersten tatsächlich in Stockholm, um dort Kontakt mit Roosevelts Sonderbeauftragtem Abram S. Hewitt aufzunehmen. Auch Brigadeführer Schellenberg traf sich in Schweden mit Hewitt. Zudem hatte Himmler schon vorher seinen Anwalt Carl Langbehn beauftragt, in der Schweiz seine Fühler nach dem Frieden auszustrecken. Die Russen waren nicht minder bereit, mit den Deutschen zu verhandeln, und nach Stalingrad traf sich die sowjetische Botschafterin in Stockholm, Madame de Kollontay, mehrfach mit Abgesandten Ribbentrops.

- Unternehmen Großer Sprung war ein realer Plan. Über hundert deutsche Fallschirmagenten wurden im Iran abgesetzt, um die Großen Drei zu töten. Sie wurden allesamt getötet oder gefangen genommen.
- Lager 108 in Beketowka gab es tatsächlich. Die in diesem Buch genannten Zahlen für die in russischen Lagern umgekommenen deutschen Kriegsgefangenen sind belegt.
- Die Ermordung von viertausend polnischen Offizieren im Wald bei Katyn wurde 1992 schließlich vom damaligen

russischen Präsidenten Boris Jelzin eingestanden. Hunderttausende Polen, die in Arbeitslager des sowjetischen Gulag-Systems verschleppt wurden, blieben verschwunden.

- In Teheran fand das erste und letzte Treffen statt, für das Stalin die Sowjetunion verließ.

Vieles, was sich bei der Konferenz der Großen Drei zutrug, liegt nach wie vor im Dunkeln. Folgende merkwürdige Fakten sind jedoch unstrittig:

- Zwei amerikanische Generäle – George C. Marshall und H. H. Arnold – absentierten sich ohne Genehmigung von der Teheraner Konferenz und unternahmen einen Ausflug in die Wälder außerhalb der Stadt. Warum?
- Sobald Roosevelt in Teheran gelandet war, behauptete Stalin, sein NKWD habe eine Verschwörung zur Ermordung der Großen Drei aufgedeckt. Er schlug vor, Roosevelt – nicht aber Churchill – solle doch in die hermetisch gesicherte russische Botschaft umziehen. Roosevelt schien die Verschwörungsgeschichte zu glauben. Er widersetzte sich allen Beratern und willigte in den Umzug ein, was seine Delegation russischen Abhörmikrophonen aussetzte. War an der Verschwörungsgeschichte wirklich etwas dran? War Roosevelt nicht viel zu gewieft, um nicht zu wissen, dass in der russischen Botschaft alles, was er sagte, abgehört werden würde? Wenn er es wusste, was dachte er sich dabei? Kann es einen anderen Grund gehabt haben, dass er sich bereit erklärte, in der russischen Botschaft zu wohnen?
- In Teheran war Churchill verärgert. Er erboste sich mehrmals über Roosevelt. Die beiden Männer wurden danach nie wieder Freunde. Warum?
- In Teheran brach Roosevelt mit schweren Magenkrämpfen zusammen. War er vergiftet worden? Es gibt Stimmen, die das bestätigen.

- Vor, während und nach der Konferenz von Teheran wurde Franz von Papen, der deutsche Botschafter im türkischen Ankara, von einem Spion, der als Kammerdiener des britischen Türkeibotschafters, Sir Hughe Knatchbull-Hugessen, arbeitete, über die Entwicklungen informiert.
- In Teheran spielte Churchill über weite Teile der Konferenz nur eine marginale Rolle. Er verbrachte viel Zeit allein. Warum?
- In Teheran erklärte Stalin ernsthaft, die beste Garantie dafür, dass Deutschland nie wieder eine Gefahr für die Sicherheit der Welt darstelle, sei es, den deutschen Militarismus mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zu diesem Zweck schlug er vor, 100000 deutsche Offiziere und Unteroffiziere hinzurichten. Widerstrebend ging er schließlich auf die Zahl 50000 herunter. Churchill protestierte vehement. Roosevelt erklärte, er finde, 49000 reichten auch. Das war ganz und gar untypisch für Roosevelt. Warum sagte er das? Und warum lieferte er Stalin Polen und Finnland aus? Hatte Stalin in dem Moment etwas gegen Roosevelt in der Hand?
- Das Massaker von Katyn, das tatsächlich die Russen verübt hatten, sprach Roosevelt während der Teheraner Konferenz Stalin gegenüber nicht an.
- Eigentlich war weithin damit gerechnet worden, dass General Marshall bei der alliierten Landung im Juni 1944 das Oberkommando haben würde. Doch Roosevelt übertrug es Eisenhower, ohne für diese Entscheidung, die einiges Erstaunen auslöste, eine Erklärung zu geben. Hatte sie vielleicht etwas damit zu tun, dass Marshall der Konferenz von Teheran zeitweilig fern geblieben war?
- 1944 wurden mehr Juden in »Sonderlagern« umgebracht als in jedem anderen Jahr der Naziherrschaft.